

Zum neuen Jahr 1855.

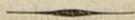
Wenn uns vom Dom, mit ehr'nem Munde
Ein feierliches Dankgeläut
Mahnt, daß des Jahres erste Stunde
Uns seinen Gruß zum Feste bent, —
Dann sieht wohl Mancher trübem Blickes
Zurück in die verfloß'ne Zeit,
Und wäht die Trümmer seines Glückes
Zu seh'n in der Vergangenheit! —

Wohl mag so ernstem Tage frommen
Ein christlich stilles Anseh'n,
Wohl mag uns das, was uns genommen,
An ihm zumeist zu Herzen geh'n!
Doch sollen wir nicht selbstlich wähen,
Wir trügen auf der Welt allein;
Es fließen allerwegen Thränen,
Es hat ein Jeder seine Pein!

Wo wär' das Glück, das ungetrübet
Gleich einem Tag voll Sonnenschein,
Mit Allem, was es einst geliebet,
Könnst' inniglich verbunden sein?
Wo wär' das Haus, das keine Freuden
Begrub in dem vergang'nen Jahr?
Wo wär' das Herz, das ohne Leiden
In allen seinen Tagen war?

Es ist ein ewiges Hinüber,
 Es schwindet Alles in der Welt,
 Der Glaube nur ist's, der in trüb'rer
 Und ernster Zeit uns aufrecht hält!
 Der Glaube, der mit ewig reiner
 Und ungetriebter Heiterkeit,
 Uns mahnet, daß von Gott nicht Einer
 Vergessen wird in seinem Leid!

So laffet uns denn voll Vertrauens
 Und rüst'gen Schrittes vorwärts geh'n!
 Genug des ew'gen Rückwärtssehens!
 Was mal geschehen, ist gescheh'n!
 Zur Zukunft wenden wir die Blicke,
 „Der Mensch ist seines Glückes Schmied!“
 Drum ruft Euch heut zu Eurem Glück
 Ein fröhliches „Glück auf!“ mein Lied!



Die Geschworenen.

Von Ludwig Kellstab.

Erstes Kapitel.

„Noch ein Glas Gin, Ned Bullerstone! Noch ein Glas, sage ich, hört Ihr denn nicht?“ rief die raube Stimme eines schwarzbärtigen Mannes, der mit bestäubtem Rock und Stiefeln sich bequem auf einem Lederstuhl ausstreckte, der am Ende eines langen Tisches in der Schenkstube des Gasthauses zum Prinzen von Wales stand, wo das beste Ale und der beste Gin auf zehn englische Meilen in der Runde zu haben waren. „Ihr glaubt wohl,“ fuhr der Gast fort, als der Wirth sich umdrehte, „daß Ihr Euch um unser Einen gar nicht mehr zu bekümmern habt, wenn reichere Gäste in Eurem Hause absteigen? Ihr thut, Gott verdammt mich, als ob es keinen anderen Menschen mehr auf der Welt gäbe außer dem Squire! Ich glaube, Ihr habt Eure Augen angenagelt auf seinen Rücken, und meint, unser Eins hätte nichts Anderes hier zu thun, als die Augen auf Euren zu nageln! — Gebt mir endlich ein Glas Gin!“

„Nun, nun, Rob Driver,“ erwiderte der Wirth, „haltet nur Maas in Worten, wie im Trinken! Ein Pferd, wie das des Squire, sieht man nicht alle Tage! Ich beobachtete nur seinen Gang ein wenig!“

„Beobachtet lieber Eure Pflicht gegen Eure Gäste ein wenig,“ versetzte Rob Driver mürrisch. „Um den Gang eines Gauls bekümmert Ihr Euch; aber um den Gang eines Menschen scheert Ihr Euch den Teufel. Ihr werdet mir nicht nachschauen, wenn ich die Füße weiter setze!“

„Nun, ich wüßte bei Gott auch nicht, was ich an Eurem Gang zu beobachten hätte, Rob,“ antwortete der Wirth, indem er Rob Driver das verlangte Glas Brantwein hinsetzte, „denn daß Ihr schon etwas steif auf den Füßen seid, werdet Ihr doch nicht läugnen!“

„Nein! Gott verdamme mich!“ rief der mürrische Gast, stand auf und stampfte mit dem Fuß. „Das ist's eben! Ein Mensch, ein armer Bote wie ich, der nun schon seine funfzig Jahre auf den Sohlen umhertrabt, der kann steif und lahm werden, so viel er mag! Das kümmert Euch nicht! Ihr gebt ihm kaum für sein Geld ein Glas zur Erquickung. Aber ein Gaul, wenn der nur einen Ansatz

von Spath hat, dann wird ein Glend davon gemacht! — Möchte der Squire auf seinem Knappen den Hals brechen!"

"Pfui, schämt Euch," rief Ned Bullerstone, "ein so wackerer Herr wie der Squire! Und solch ein gotteslästerlicher Wunsch! Ihr solltet doch heut schon bedenken, daß Morgen Sabbath ist, und dem Squire lieber Gottes Segen auf den Weg wünschen, als mit solcher Lästerzunge reden."

"Ich rede, wie mir um's Herz ist!" erwiderte der Bote, und schlug nachlässig mehrmals mit dem Knotenstock gegen seine bestäubten Stiefel, als wolle er mit dem Spiel seine völlige Gleichgültigkeit gegen die Ermahnungen des Wirthes andeuten!

"Es sollte Euch aber anders um's Herz sein, als so neidisch, zumal so nahe am Sabbath, und daß ich's nur herausfrage: Euch ist's gar nicht um's Herz, Euch ist's um die Galle, Rob Driver, das paßt besser für Euch."

"Meinethalben!" rief dieser wild, "wenigstens paßt das besser für mich als Euer Geplär vom Sabbath! Morgen ist Sabbath, und ich werde ihn heilig halten, so gut wie Ihr." —

"Heut solltet Ihr schon daran denken," unterbrach der Wirth.

"Heut Abend, ja! Aber jetzt, am Vormittag, denke ich, der Gerichtsbote von Carlisle, Rob Driver, was ich Lust habe, Ned Bullerstone; versteht Ihr mich? Und von dem Squire denke ich, daß es auch keine fromme Vorbereitung auf den Sabbath ist, wenn man Samstags umherreitet, und den armen Pächtern den sauren Zins abpreßt, — und von Euch denke ich, Ned Bullerstone, daß Ihr mehr nach des Squire Geldkage als nach seinem Pferde gesehen habt! Ja, nach seiner vollen Geldkage! Die macht Euch so rückengeschmeidig und lauschohrig gegen ihn, und so rückensteif und harthörig gegen unser Eins! Versteht Ihr mich?"

"O ja! Ich denke wohl ich versteh' Euch, Rob; ich verstehe, daß Ihr wenigstens mit eben so viel Neid nach der Geldkage gesehen habt, als ich mit Ehrfurcht!"

"Das hab' ich auch! Und das darf ich auch," rief Rob Driver wild. "Ich verdiene es eben so wohl wie der Squire Thomas Blackwell, daß es mir so gut geht wie ihm! Es ist natürlich, daß ich seine Geldkage mit Neid ansehe!"

"So thut mir's leid, daß Ihr sie nicht heut Abend seht, wenn er nach Haus reitet! Da wird sie noch dreimal so voll sein!"

"Wird sie!" warf Rob heraus, und schlug aermals mit dem Knotenstock an seine Stiefel, daß es klatschte. Er murmelte noch einige unverständliche Töne und schwieg dann. —

Die Thür öffnete sich bescheiden. Ein Mann, der ein blaues Leinwandhemd über den Kleidern trug und ein über den Stock gehangenes Bündel in der Hand, trat ein, nahm die Mütze ab,

wischte sich den Schweiß mit einem ärmlichen Tuche von der Stirn und sprach in sanftem Ton: „Kann ich ein Glas leichtes Bier haben, lieber Sir?“

„Was Ihr wollt,“ antwortete Ned Bullerstone, „Porter und Ale, auch Tablebeer, einen Pence der Krug!“

„Gebt mir einen Krug Tablebeer,“ sprach der Fremde bescheiden, und ließ sich auf die Bank am andern Ende des Tisches, an welchem Rob saß, nieder.

„Die Spül-Gauche!“ murmelte Rob vor sich hin. — „Hier trifft man mit allem Gefindel zusammen!“ setzte er für sich hinzu, und zog ein widerwärtiges Gesicht.

„Wie weit ist's noch bis Maryfield von hier, lieber Sir,“ fragte der Eingetretene, der sehr erschöpft schien. Er hatte überhaupt das Ansehen eines Mannes, der, an sich kräftig, jetzt eben aber krank und ermattet war.

Rob sah ihn verwundert an, ohne zu antworten. Der Wirth, der eben dem Gast das dünne Tischbier hinsetzte, nahm das Wort: „Meint Ihr Maryfield, das Dorf, wo der Squire Thom's Blackwell wohnt?“ fragte er mit dem Ton der Verwunderung.

„Eben das,“ entgegnete der Fremde.

„Das ist über zwölf Meilen von hier,“ entgegnete der Wirth; „seltsam, in diesem Augenblick ist der Squire von hier weggeritten.“

„Der Squire war hier?“ fuhr der Fremde rasch auf, „eben jetzt hier? — Vielleicht der Reiter auf einem Rappen, den ich die große Straße nach Carlisle hinunter traben sah?“

„Der nämliche!“ antwortete Ned Bullerstone.

„Um! Der Squire jetzt eben hier gewesen,“ murmelte der Gast. „So träfe ich ihn heut wohl nicht in Maryfield an,“ entgegnete der Reisende.

„Doch! Er kehrt vor Nacht zurück, wenn auch vielleicht erst spät Abends. Denn er will von hier nach Carlisle, wo er Geschäfte hat, dann nach Springhill und von dort Abends nach Hause.“

„Ein ansehnlicher Weg,“ antwortete der Fremde.

„Für ein so gutes Pferd als das seinige,“ erwiderte der Wirth, „kein Uebermaas.“

„Muß ich die Strecke doch auch auf meinen Füßen laufen,“ warf Rob Driver mürrisch dazwischen.

„Ihr werdet auch nach Maryfield gehen, Sir?“ fragte der Fremde.

„Kann sein, kann auch nicht sein,“ antwortete Rob Driver in seiner mürrischen Weise.

„Sonst hätten wir den Weg vielleicht gemeinschaftlich gemacht,“ entgegnete jener.

„So?“ fragte Rob mit einem langen Gesicht, und sah den Fremden verächtlich an.

„Es wäre mir lieb, weil ich denke, Ihr wißt den Weg recht genau, ich bin schon sehr müde und ginge nicht gern um,“ bemerkte der Unbekannte.

„So? Ich auch nicht! Ich gehe auch nicht gern um mit Jedermann,“ setzte Rob halblaut hinzu und sah den Fremden verächtlich an. Diesem flog eine unwillige Röthe über das Gesicht. Er schien die Aeußerung gehört zu haben und antworten zu wollen, doch unterdrückte er die Aufwallung und that, als habe er die letzten Worte nicht vernommen. Er trank einen Schluck seines dünnen Tafelbiers, und zog dann seine eben so dünne Börse heraus um zu bezahlen. —

Als Rob das schwächliche Beutelchen sah, blißte ein höhnisches Lächeln über sein finstres Gesicht. Er murmelte vor sich hin: „Es ist doch kaum erlaubt, daß ein anständiges Haus zur Bettelherberge gemacht wird. — Man weiß nicht, soll man sich mehr über das reiche Gefindel ärgern, oder über das verlumpte.“ Zugleich zog er prahlerisch seinen eigenen Beutel, der ansehnlich gefüllt war, und rief barock: „Ned, was bekommt Ihr?“

Der Gast schien sowohl Robs hingemurmelte Worte recht gut zu hören, als seine Bewegungen zu sehen; er beftete das Auge scharf auf den schweren, grünen Beutel, sagte aber nichts, sondern wandte sich nur zum Wirth, den er fragte: „Geht nicht der nächste Weg nach Maryfield über Bloomhill?“

„Ganz recht,“ antwortete dieser.

„Und hinter Bloomhill trifft der Weg von Springhill auf die Straße?“

„Ja wohl! Es scheint, Ihr seid sehr bekannt hier in der Gegend,“ antwortete Ned Bullerstone ersaunt.

„Das eben nicht,“ entgegnete der Fremde, und wurde sehr roth, als ob er in Verlegenheit gerathe, „ich habe mich aber schon genau erkundigt, und wollte nur von Euch die Bestätigung haben.“

„Ihr wißt, Ned,“ fragte Rob Driver, der bisher starr vor sich hinblickend mit finstern Gesicht geschwiegen hatte, mit Nachdruck, „Ihr wißt, daß der Squire über Springhill und Bloomhill reitet?“

„Ja wohl,“ entgegnete dieser, „er hat Pachten an beiden Orten einzukassiren.“

„Allein er reitet doch wohl den großen Weg von Bloomhill aus,“ versetzte Rob Driver, „der Fußpfad nach Rivershope geht zu steil durch die Schluchten.“

„D nein,“ antwortete Ned, „er reitet ihn immer.“

„Also giebt es einen näheren Fußpfad,“ fragte der Fremde aufhorchend den Wirth.

„Ja wohl; über zwei Meilen näher. Nur ein Bischen steil, bergauf und bergab, und dichtes Gebüsch.“

„Um!“ murmelte der Fremde. „Ist er schwer zu finden?“

„Ich kann mir nicht denken, daß der Squire den Fußweg reiten wird,“ warf Rob Driver hin, und schlug wieder mit dem Stock an seine Stiefel.

„Und weshalb nicht, Driver?“ fragte der Wirth.

„Es ist allzu steil bergauf und bergab —“

„Aber er spart ihm dennoch eine halbe Stunde. Bei der schwarzen Kehle sitzt er ab und führt das Pferd, aber jenseit geht es fort im Trab und Galopp.“

Rob antwortete nicht, sondern blickte auf den Boden, als wolle er ein Loch mit den Augen darin bohren. Er schlug fortwährend mit dem Stock an den Stiefel.

„Die schwarze Kehle,“ lenkte nach einigen Augenblicken des Stillstehens der Fremde halb fragend ein, „das ist die steile Waldschlucht oberhalb der Felsenmühle? Nicht wahr?“

„Ihr scheint ja recht genau bekannt hier in der Gegend und fragt doch nach dem Weg,“ fuhr Rob aus seinem finstern Brüten auf und maß den Fremden mit den Augen.

„Ich habe mich, wie gesagt, schon genau erkundigt,“ antwortete der Unbekannte, und warf einen leicht hinstreifenden Blick auf Rob Driver.

Dieser hielt seine finstern Augen fest auf ihn gespannt. Dann sprang er rasch auf und wollte fort. In der Thür drehte er sich plötzlich um, betrachtete den Fremden nochmals und fragte: „Habt Ihr Geschäfte in Maryfield?“ Die Frage geschah in einem Ton, als ob Rob das Recht hätte, sie zu thun. Der Fremde schien ihm dies aber nicht zuzugestehen. Er warf ein leichtes „das kann wohl sein!“ hin und trank sein Glas aus.

„Es scheint, Ihr habt einen solchen Mangel an Worten, wie Euer Beutel an Schillingen,“ entgegnete Rob höhnisch.

„Und Ihr einen solchen Ueberfluß daran, als der Cure an Kronen,“ antwortete der Fremde und schoß einen zornigen Blick auf den Boten.

Dieser that, als höre er die Antwort nicht, ging hinaus, ohne zu grüßen, mit dem Stock an die Stiefel klopfend, daß der Staub dicht heransfuhr.

„Das ist ein unhöflicher Gesell,“ sprach der Fremde zum Wirth, „der sehr stolz auf seinen vollen Beutel ist.“

„Ja, er ist etwas mürrischer Art, neidisch auf Jeden, der's besser hat als er.“

„Und es scheint ihm doch selbst gut genug zu gehen, nach seinem gefüllten Geldbeutel zu schließen. — Wer ist er denn?“

„Es ist der Gerichtsbote von Carlisle, der hier in der Umgegend die Vorladungen zu besorgen hat.“ —

„So! — Der Gerichtsbote.“ — Der Gast murmelte etwas vor sich hin.

„Wir werden bald wieder die Geschworenen der Grafschaft beisammen sehen,“ bemerkte der Wirth. „Der Squire, von dem wir sprachen, Sir Thomas Blackwell, gehört auch dazu.“

„So?“ erwiderte der Fremde in beifälligem Ton.

„Wißt Ihr vielleicht, lieber Sir,“ hub er nach einigen Augenblicken des Schweigens sichtlich etwas verlegen an, „wißt Ihr vielleicht, ob in dem Hause des Squire sich noch eine gewisse Polly Barnet befindet?“

„Polly Barnet! Gewiß!“ entgegnete der Wirth. „Das ist es ja eben, weshalb der neidische Rob Driver noch erbitterter ist. Er möchte das Mädchen gern heirathen...“

„Heirathen,“ fuhr der Fremde heraus und stand hastig auf.

„Aber der Squire giebt sie ihm nicht. Er hat sie so lieb, sie ist so hübsch, ich glaube, er nähme sie am liebsten selbst.“ — Ned hatte im eifrigen Sprechen kaum bemerkt, daß der Wandersmann nicht viel auf ihn achtete, sondern nach Mütze und Stock griff und sich anderweitig fertig machte.

„Und der — der Bote — er ist reich?“ fragte er.

„Er hat genug. Ja!“ lautete Ned's Antwort.

„Er schien viel Geld bei sich zu haben!“

„Ich glaub's. Es ist aber damit noch nicht gesagt, daß Alles fein ist. Er hat auch öfters Auszahlungen zu besorgen.“

Der Gast hörte, sichtlich sehr zerstreut, nicht auf Ned's letzte Worte. „Also auf Bloomfield,“ sprach er mehrmals in fragendem Ton, „und dann den Fußpfad durch die schwarze Kehle?“

„Ja, ja, ganz Recht!“

„Den Weg nimmt auch der Bote. — Der ..., wie heißt er doch?“

„Rob Driver!“

„Ganz recht. Guten Tag lieber Sir!“

Der Fremde schritt hastig hinaus. Ned Bullerstone sah ihm, wie zuvor dem Squire, eine Weile nach. „Hm,“ murmelte er; „seltsam! Erst sah er aus, als ob er kein Wasser trübte, — und jetzt, — die Augen rollten ihm ordentlich! — Mir ist wahrhaftig, als müßte ich ihn schon irgendwo gesehen haben! — Ich hätte ihn doch fragen sollen!“ — — —

In diesen, halb Gedanken, halb Selbstgesprächen, unterbrachen eintretende Pächter, die vom Markt aus Carlisle zurückkehrten,

den nachdenkenden Ned Bullerstone. Es gab jetzt zu thun, darüber vergaß er die Sache und ging, den verlangten Porter zu zapfen, in den Keller. —

Zweites Kapitel.

„Mein Gott, Sir, wie erhitzt seht Ihr aus, — und doch so bleich,“ — rief die alte Haushälterin Margaret Brown dem Squire Sir Thomas Blackwell entgegen, der eben vom Pferde gestiegen war und hastig in's Zimmer trat. — „Wahrhaftig Sir, die Hitze muß Euch sehr angegriffen haben! Ihr reitet auch immer viel zu rasch! Wie Ihr in den Hof sprengtet, es war, als ob Ihr eine Wette geritten wäret. — Trinkt nicht, Sir, um Gotteswillen!“ rief sie, als der Squire, ohne auf ihre Worte zu achten, sich die Halsbinde gelüftet hatte und jetzt nach einem Glas Wasser griff. „Trinkt nicht! Es wäre Euch der Tod!“

„Laß mich nur, Meg,“ antwortete er und stürzte das Wasser hastig hinunter; „es ist nichts! Ich bin durstig. Es war den Tag über heiß, wie in der Hölle.“ Er hatte sich unter den Worten in das Sopha geworfen, sprang aber gleich wieder auf, zog sich die Halsbinde noch loser und riß sie endlich ab. —

„Bring mir ein Glas Grogg, Meg,“ rief er.

„Ihr seid schon so heiß, Sir,“ entgegnete diese erstaunt, „und wollt Grogg trinken?“

„Es ist das Gesundeste in der Hitze! Soll ich mir an dem kalten Wasser den Tod trinken? — Grogg, sag' ich dir, Grogg, und stark!“ befahl der Squire ungeduldig. — „Ich vergesse ja die Geldkase abzuschneiden,“ rief er plötzlich und tastete nach der Schnalle des Riemens. Indem er seine Blicke nach unten wendete, zuckte er zusammen, starrte einige Augenblicke wild auf einen Fleck und rief dann: „Ist mein Waschzimmer in Ordnung? Ich muß mich waschen! Ich bin ja voll Staub von Kopf bis zu Fuß!“

„Polly soll Euch sogleich frisches Wasser bringen,“ entgegnete die alte Margarethe; doch der Squire hörte ihre Worte nicht, denn er war schon hinausgeeilt. —

„Wie den Mann die Hitze angreift,“ sprach sie kopfschüttelnd, „es ist, als ob er einen Sonnensich bekommen hätte! Nun der Tag war schwül, aber der Abend ist ja doch kühl. — Grogg will er trinken! Hat man so etwas gehört.“ —

Sie ging hinaus, ihn zu bereiten. Als sie nach einem Weilchen wieder in's Gemach trat, kam ihr der Squire völlig umgekleidet wieder entgegen.

„Ich bringe Euch den Grogg, Sir,“ redete sie ihn an.

„Grogg? Was Grogg?“ fragte er und maß sie von oben bis unten. „Bist Du gescheut, alte Meg, was soll ich in dieser Surinamshöhe mit Grogg! Ich denke, Du hast mir ein Glas Limonade bereitet!“

Margarethe stand verwundert mit offenem Munde da. „Ihr selbst, Sir, befehlet ja Grogg, zu meiner höchsten Verwunderung!“ „Ich glaube, Du wirst altersschwach, oder verlierst das Gehör,“ antwortete der Squire mit hastigem Unwillen, „ich werde so toll sein und mir Grogg bestellen, wenn mir alle Adern schlagen vor Hitze! Kaltes Wasser! Wasser! Hörst Du?“

Meg wollte gehorchen und gehen, doch der Squire hielt sie zurück. „Nichts Neues vorgefallen in meiner Abwesenheit,“ fragte er und sah sie mit seltsam bohrenden Augen an. „Nichts Neues?“

„Etwas Neues und Gutes, Sir; die Polly hat einen Brief bekommen, daß sie fast närrisch geworden ist vor Freuden. Ihr Bräutigam, der Richard Woodhill ist wieder frei und wird nächstens hier eintreffen!“ —

„So? — Wo kommt er denn her?“ fragte der Squire, indem er sich, fast ohne auf Meg zu hören, die linke Hand sehr heftig mit der Rechten rieb.

„Wie Sir? Sie wissen nicht? — Mein Gott, Sie wissen ja am besten,“ erwiderte die Haushälterin sehr befremdet über die Rede, „daß er nur aus dem Gefängniß kommen kann. — Er ist entlassen, — sie haben ihm wegen seines guten Betragens drei Monate an der Strafe geschenkt!“

„Ja so, ja freilich! Ach, der wackere Mensch, der so ungerrecht verurtheilt wurde!“ rief der Squire und ging auf und ab.

Meg wußte gar nicht, was sie von ihrem sonst so besonnenen, guten, heut so zerstreuten ganz veränderten Herrn denken sollte. Richard Woodhill war der verlobte Bräutigam Polly's. Es hatte ihn ein großes Unglück betroffen. Er war zu drei Jahr Gefängniß verurtheilt worden, weil er einem gewissen Robert Hull, der sich gegen Polly gröblich verging, im Eifer der Vertheidigung ihrer Ehre einen so heftigen Schlag versetzt hatte, daß dieser daran gestorben war. Und Polly, das hübscheste und bravste Mädchen der Gegend, eine Waise, lebte im Hause des Squire. Ihr Vater, seit zehn Jahren todt, hatte schon von dem Vater des Squire eine Pachtung gehabt, und dieser die Tochter, als ihr bald nach dem Unglück, welches ihren Bräutigam traf, auch die Mutter starb, in's Haus genommen. Polly's Schicksal, ihre Schmerzen, ihre Hoffnungen, Alles war dem Squire genau bekannt, und jetzt nahm er die Nachricht auf und that Fragen, als seien sie und ihr Bräutigam ihm völlig fremde Personen. „Mein Gott,“ dachte Meg und wurde

ernstlich besorgt, „es ist zwar heiß, aber sollte denn die Sonnenhitze so arg unter Weges gewesen sein, daß der gute Squire . . . Nein, es ist unmöglich! Es muß ihm irgend etwas Anderes durch den Kopf gehen! Gewiß ein verdrießliches Geschäft! Das pflegt ihn etwas zersreut zu machen. Aber so arg habe ich es doch nicht gefannt! Hitze, Geschäfte, Alles wird zusammenkommen!“

Während dieses inneren, stummen Monologs, durch welchen sich Margarethe die befremdliche Weise ihres Herrn zu erklären suchte, war dieser auf- und abgegangen und hatte sein Reiben der Hand immer wieder begonnen und unterbrochen. Jetzt fuhr er der Haushälterin plötzlich mit der wiederholten Frage in die Gedanken: „Ist nichts Neues vorgefallen? Niemand hier gewesen? Nichts vorgekommen, während ich fort war?“

„Der Gerichtsbote von Carlisle . . .“ begann Meg.

„Was ist mit dem?“ fuhr der Squire ihr in die Rede und packte ihre Hand mit der seinigen wie mit einer Zange, daß sie ganz erschreckte.

„Nun, er ist noch nicht hier gewesen, — er pflegt ja die Briefe mitzubringen,“ stotterte die Erschreckte.

„Er ist noch nicht hier gewesen,“ wiederholte der Squire. „Nun, diesen armen Richard Woodhill hat man damals ganz ungerecht verurtheilt!“ fuhr er so rasch fort, als gehöre der Satz unmittelbar zu dem vorigen. „Gott sei Dank, daß er freigesprochen ist!“

„Freigesprochen?“ fragte Meg.

„Freigelassen will ich sagen! Stich mir nicht die Sylben!“ rief der Squire ungeduldig. „Er soll mir hoch willkommen sein, wenn er eintrifft! Ihr sollt ihn auf's Beste aufnehmen. Wann kommt er denn?“

„Heut oder Morgen, nach dem Briefe,“ versetzte die Haushälterin.

„Um!“ murmelte der Squire vor sich hin. „Heute oder Morgen! Das ist noch lange hin! Niemand weiß, der Morgens ausgeht, ob er Abends ankommt. — Wie lautete doch das Urtheil damals über ihn?“

„Todschlag aus Unvorsichtigkeit,“ antwortete Meg, „aber es konnte absichtlicher . . .“

„Was absichtlicher!“ rief der Squire, und sein Auge blickte wild. „Willst Du den Unglücklichen zu einem Missethäter und Mörder machen? Das ist abscheulich!“

Der Squire wurde unterbrochen, denn die Thür öffnete sich, und Polly Barnett mit ihrem reichen, goldenen Lockenhaar und den blauen lieblichen Augen trat ein. Nein, sie schwebte, sie war wie bestügel! Mit holdseligem Lächeln und feucht blickenden Augen

eilte sie auf den Squire zu und rief: „Mein Richard ist frei, Sir, er kommt!“ Dabei ergriff sie mit beiden Händen die seinigen und wollte ihre Lippen darauf drücken; doch der Squire entriß sie ihr mit einer Heftigkeit, die an Wildheit grenzte, sprang auf und eilte hinaus. — Beide Frauen sahen sich sprachlos an.

Drittes Kapitel.

Die Sonne stand schon ziemlich tief und sandte ihre röthlichen Strahlen durch das Laub der hohen alten Ulmen, die die Landstraße von beiden Seiten einfaßten. Doch trotz des herannahenden Abends war es noch immer sehr schwül. Auf der Landstraße ging ein kleiner, ärmlich gekleideter, ällicher Jude, der eine Brille trug, schwer gebückt unter einem großen Kasten, den er auf dem Rücken schleppte. —

„Es ist allzu heiß,“ sprach er vor sich hin, indem er sich die Brille abnahm und den Schweiß an der Stirn trocknete. „Ich hätte sollen über Nacht bleiben zu Rivershope! Es wird doch noch zu weit bis Bloomhill! — Aber es geschieht Dir recht, Levi! Du hättest sollen sorgfältiger bedenken, daß es Sabbath ist, und zeitig machen Raß, und bleiben still im Nachtquartier, und halten Dein Gebet!“ —

Indem er so vor sich hin murmelte, kam ihm ein anderer Wandersmann entgegen. Er trug ein blaues Hemd und hatte nur ein leichtes Bündel. Sein Schritt war mühselig, er schien sehr müde zu sein, noch müder als der Jude. Es war der Gast aus der Taverne zum Prinzen von Wales, der langsam des Weges zog. Als er den Juden von Weitem kommen sah, stand er still und schien über etwas mit sich zu Rathe zu gehen. Der Jude, scheu, wie es in der Art dieser Glaubensgenossen liegt, murmelte vor sich hin: „Der Mensch sieht mir nicht zum Besten aus! Was steht er still und nimmt mich so auf's Korn? — Es ist mir doch lieb, daß ich ihm hier auf großer freier Landstraße begegne und nicht weiter unten in den Felschluchten, in der schwarzen Kehle. Wer kann wissen, was so ein Mensch, der nichts hat, der vielleicht als Bettler durch's Land streicht, im Schilde führt!“

Unter diesen Gedanken waren die beiden Wanderer einander näher gekommen. „Guten Abend,“ sprach der Fremde im blauen Hemd ihn an, „Ihr seid ein Handelsmann, Freund, nicht wahr?“ Dabei stand er vor dem Juden still. Dieser sagte nur kurz: „Ja,“ zog den Hut und wollte weiter gehen. Doch der andere hielt ihn mit den Worten an: „Wir können vielleicht ein Geschäft mit ein-

ander machen. Wolltet Ihr mir diese Uhr abkaufen?" Dabei reichte er ihm eine Uhr dar, die er schon in der Hand hielt. Der Jude warf erst einen scharfen Blick auf die Uhr, dann einen auf den Verkäufer. Er schien mit sich zu Rathe zu gehen, ob er das Geschäft machen solle oder nicht. In der That überlegte er. Das Aussehen des Wanderers flößte ihm kein sonderliches Vertrauen ein, die Uhr war aber von schwerem Silber, und aus der Aermlichkeit des Verkäufers ließ sich hoffen, daß er hier einen guten Handel machen könne. Dies beschwichtigte denn auch Levi's Gewissensbisse in Betreff des Sabbath's einigermaßen.

„Nun? Was könnt Ihr dafür geben?“ fragte der Wanderer.

„Was ich kann geben? — Ich weiß nicht, soll ich kaufen oder soll ich nicht? — Die Uhr ist wenig werth!“

„Sie ist völlig gut; sie geht vortrefflich, sie ist schwer an Silber!“ antwortete der Verkäufer mit Sicherheit.

„Es ist eine alte Uhr,“ antwortete der Jude; „siehn Schilling, mehr kann ich nicht geben, bei Gott!“

„Das ist zu wenig, erwiderte der Verkäufer. „Ihr werdet zulegen! Sie ist viel mehr werth an bloßem Silber und ganz brauchbar, das versichere ich Euch!“

„Was thue ich mit der Brauchbarkeit?“ rief Levi. „Ich kann nur gebrauchen das Silber!“ — Indes befah er sie genau, öffnete sie, hielt sie an's Ohr, richtete dabei aber wieder einen scharf beobachtenden Blick auf den Wanderer. Dieser ordnete sein verschobenes blaues Hemd, das bis auf den halben Leib offen stand, und knüpfte die gelösten Bänder desselben wieder zusammen. Des Juden Augen hefteten sich scharf auf diese Bewegungen. Plötzlich rief er: „Ich kann die Uhr nicht gebrauchen, da, da — nehmt sie zurück,“ und hielt sie mit ausgestreckter Hand. —

„Und warum nicht?“ fragte der Verkäufer betroffen.

„Nein! Nein! Es ist Sabbath, ich mache heut kein Geschäft mehr! Nehmt! Nehmt!“ — Und zugleich drückte er dem Fremden die Uhr mit Hastigkeit wieder in die Hand. Er zitterte dabei sichtbar und seine Blicke maßen mit einem seltsamen Ausdruck, tief bohrend und doch flüchtig gleitend, die Gestalt des Wanderers von oben bis unten. „Guten Abend!“ rief er hastig, nachdem jener die Uhr wieder in die Hand genommen hatte, und eilte rasch weiter.

Der Wanderer stand einige Augenblicke still und sah Jenem nach. Dann ging er gleichfalls vorwärts. Nach einer kleinen halben Stunde erreichte er das Dorf Rivershope, welches aber zur Rechten der Straße im Thale liegen blieb, während das Gasthaus „zum goldenen Auerhahn“ links, dicht am Wege, stand.

Der Wirth, James Cobbing, stand in der Thür und

schaute die Landstraße hinunter. „Was kommt denn dort für ein Gesell,“ murmelte er vor sich hin, als er den Wanderer im blauen Hemd heranschreiten sah. „Der sieht mir auch nicht aus wie ein Lord,“ warf er spöttisch hin; „wenn er bei mir zu Nacht speisen wollte, würde es mich nicht sehr glücklich machen!“

Spötter werden oft Propheten.

Denn etliche Minuten später fragte der Wandersmann wirklich nicht nur wegen eines Nachtessens, sondern sogar wegen eines Nachtlagers an.

James Cobbing warf die Nase etwas in die Höhe und sprach: „Woher kommt Ihr denn des Weges, Freund?“

„Wie Ihr sehet, von Bloomhill,“ antwortete der Wandersmann etwas kurz.

„Ja, das seh' ich freilich,“ erwiderte der Wirth. „Ich kann mir's wohl denken, daß Ihr nicht zwischen hier und dem nächsten Dorf aus der Erde gekommen seid! Und wohin wollt Ihr?“

„Ich denke hier über Nacht zu bleiben,“ antwortete der Wandersmann.

„Ja, freilich, das habt Ihr mir ja auch schon gesagt,“ antwortete der Wirth. „Indessen, nichts für ungut. Mein Haus steht in einem guten Ruf, die ganze Nachbarschaft von Adel spricht bei mir an und übernachtet nach Umständen im goldenen Auerhahn. Wenn ich aber Unbekannte aufnehme, . . .“

„So wollt Ihr ohne Zweifel sicher sein, daß sie auch Nachtlager und Zehrung bezahlen,“ entgegnete der Wanderer, indem er die Uhr hervorzog und sie offenbar mit der Absicht hinhielt, daß die Blicke des Wirths darauf fallen mußten.

Als James Cobbing dieses Unterpand sah, wurden seine Züge und sein Rücken plötzlich noch einmal so geschmeidig als zuvor. Er verbeugte sich und sprach eifertig: „O Sir, was denkt Ihr von mir. — Ein Bett und ein Stück Rindfleisch, so gut wie es nur seit Abrahams Zeiten gespeist worden, stehen jedem Gast bei mir zu Diensten, auch wenn ich nicht die Ehre habe zu wissen, wen ich aufnehme —“

„Nun,“ antwortete der Reisende, „ich meine zwar nicht, daß Ihr ein Recht habt, Euro Gäste über ihre Namen auszuforschen, allein ich habe auch keinen Grund, den meinigen zu verheimlichen. Ich heiße Richard Woodhill. Ich wollte heut noch bis Maryfield, aber — dabei warf er einen Blick auf die Uhr, — es ist mir zu spät geworden, und ich bin zu müde, um weiter zu gehen; also nehme ich Euer Bett und Euer Stück Rindfleisch an.“

Mit diesen Worten trat er ein, legte sein Bündel ab, setzte sich an den Tisch, forderte ein Glas Tafelbier und wartete bei demselben das versprochene Stück Rindfleisch ab. —

„Es ist gut, daß ich Polly geschrieben,“ dachte er bei sich selbst, „ich werde heut oder Morgen kommen. So wird sie mich wohl heut sehnlichst erwarten, aber doch nicht in Besorgniß sein, wenn ich nicht eintreffe. — Ich hätte mir's gern erspart, bei dem neugierigen Lump von Wirth zu übernachten und ihm meine Uhr für die Zeche zu versehen. Es wird mir ohnehin kein sonderliches Ansehen geben. Doch, mag's d'rum sein! — Morgen, neu erfrischt, setze ich meinen Weg fort, und Polly, — Polly wird mich mit treuer Zärtlichkeit empfangen! Sie hat mir Alles, Alles gegeben! — Und was ich gethan, es war ja doch nur für sie! . . .“ Bei diesem letzten Gedanken seufzte er unwillkürlich tief auf.

James Cobbing schob ihm eben das gerühmte Stück Rindfleisch hin, welches wenigstens so hart war, wie seit Abrahams Zeiten vielleicht keins gewesen. — Doch verzehrte es der ausgehungerte und ermüdete Wanderer mit großem Appetit. James Cobbing, der sich schon über sein tiefes Seufzen mächtig verwundert hatte, beobachtete ihn seitwärts mit mißtrauischen Blicken. „Der blaue Fußklepper sieht mir nach nichts Gutem aus,“ murmelte er vor sich hin! „Er stöhnt wie Einer, dem ein Stein auf der Seele liegt, und langt zu wie Einer, der seit Jahr und Tag kein saftiges Stück Fleisch gesehen hat!“ — Inzwischen verzehrte Richard sein Abendessen und ging zur Ruh.

Viertes Kapitel.

In der Gaststube zum goldenen Auerhahn waren am andern Morgen eine Menge Landleute beisammen. Sie schienen sehr aufgeregt und unterhielten sich eifrig. „Es muß gestern Nachmittag geschehen sein,“ rief ein Mann und betonte das Wort muß, „denn ich sah ihn noch um drei Uhr in Bloomhill, und hier sind die Briefe nicht abgegeben.“

„Ganz Recht,“ pflichtete eine andere männliche Stimme bei, „ich war auf meinem Acker an dem Eichenbusch, da sah ich ihn auf dem Fußpfad gehen. Es mag gegen vier Uhr gewesen sein; Sir Thomas Blackwell war kaum eine Viertelstunde vorher an mir vorbei geritten!“

„Bringen sie ihn hierher oder nach Bloomfield?“ fragte ein Dritter.

„Sieher, hierher. Die schwarze Kehle gehört zu unserm Sprengel!“ lautete die Antwort.

„Wir wollen ihm entgegen,“ riefen mehrere Stimmen.

Unter verworrenem Durcheinandermischen der Stimmen eilten sie hinaus. In der Thür begegnete ihnen Richard Woodhill, der, schon zum Wandern fertig, eben aus seiner Schlaffammer kam und in's Gastzimmer trat, um zu frühstücken und seine Zeh- rung zu berichtigen.

Er legte sein Bündel und seine Mütze nebst Wanderstab auf den Tisch und setzte sich, um das Frühstück einzunehmen. Eine große Kanne mit Kaffee stand auf einer Spiritusflamme, Teller mit Brot, Butter, Käse und Schinken ringsum geordnet.

Es hatten schon Andere vor ihm gefrühstückt, wahrscheinlich die, welche das Zimmer eben verlassen hatten. Der Tisch war nicht abgeräumt. Richard setzte sich und schenkte sich Kaffee ein. Während er frühstückte, kam der Wirth wieder herein, der die Andern hinausbegleitet hatte. „Sm!“ murmelte er vor sich hin, „da sitzt der blaue Reiter zu Fuß auch schon! Er ist früh aufgestanden! Hat wohl Eile weiter zu kommen. Er sieht mir heut noch weniger nach etwas Gutem aus, als gestern.“ Indem er im Zimmer umherging und sich bald hier, bald dort etwas zu thun machte, ließ er seine grauen, blinzenden Augen nicht von Richard ab und spio- nirte immer um ihn und sein Bündel her. „Er spricht kein Wort! Der gefällt mir auch nicht!“ dachte Cobbing.

Indem traten zwei Landleute ein. Sie wandten sich zu Cobbing und sprachen leise mit ihm. Offenbar war Richard der Gegenstand ihres Gesprächs. Beständig warfen sie ihre Blicke halb ver- stolzen auf ihn. Einer der Landleute trat von Zeit zu Zeit an den Tisch und nahm bald einen Teller, bald eine Tasse, dann die Kanne in die Hand. Dabei sah er sich rechts und links um und suchte sichtlich Richard, aber von diesem so unbemerkt als möglich, in's Auge zu fassen. Von Zeit zu Zeit trat er dann wieder zu dem Wirth und dem Andern. Endlich sagte er zu ihnen:

„Ich will's beschwören, es ist so, ich irre mich nicht! Ich kenne es zu genau!“ Dann zischelten alle drei wieder untereinander.

Indessen hatte Richard gefrühstückt, stand auf und fragte James Cobbing: „Was bin ich Euch schuldig für Nacht und Zeh- rung?“

Cobbing strich sich das Kinn. „D das eilt ja nicht,“ ant- wortete er ausweichend, „es ist auch nicht der Rede werth!“ Da- bei gab er den beiden Landleuten Winke mit den Augen, und Einer von ihnen eilte hinaus.

„Mir eilt es,“ antwortete Richard befremdet. „Ich will mich rasch auf den Weg machen!“

„Glaub's wohl, glaub's wohl,“ erwiderte der Wirth, „aber wartet doch noch einen Augenblick!“

Richard wurde ungeduldig. „Was soll das?“ rief er; „ich

mag nicht warten, sagt mir, was ich zu zahlen habe.“ Dabei drehte er sich um und kam zufällig so zu stehen, daß das helle Licht von den Fenstern und das Auge des Wirths und des Andern zugleich seinen Rücken trafen. Wie aus einem Munde riefen beide: „Blutflecken!“

Das Wort fuhr Richard sichtlich in die Glieder; er zuckte zusammen, als habe er auf eine Schlange getreten.

„Holla, Freund, was zuckt Euch denn so durch Mark und Bein,“ rief James Cobbing und trat auf ihn zu. „Ihr seid ja so blaß geworden wie eine Leiche!“

„Ich, blaß?“ rief Richard sichtlich äußerst bestürzt, „weßhalb sollte ich blaß werden?“

„Das müßt Ihr freilich selbst am besten wissen,“ entgegnete James Cobbing. „Es giebt aber Dinge, über die man wohl blaß werden kann und zittern wie Ihr!“

„Ich weiß nicht, was Ihr mit Euren seltsamen Reden wollt,“ erwiderte Richard; „aber so viel ist gewiß, daß sie mich nichts angehen und ich mich nicht darum bekümmern will. Sagt mir, was ich Euch schuldig bin, denn ich habe Eile; indessen . . .“

Bei diesen Worten hatte er seine Uhr aus der Tasche gezogen, doch der Wirth fiel ihm mitten in die Rede und rief aus: „Ihr werdet so gut sein, nicht von der Stelle zu gehen.“

„Nicht von der Stelle!“ fiel auch der Landmann ein, und zugleich faßten die kräftigen Hände Beider den bestürzten Richard an.

„Was wollt Ihr?“ rief er halb entsetzt, halb mit flammendem Zorn auf, „was soll das bedeuten?“

„Oho! das wird sich bald finden,“ antwortete der Wirth. „Diese Zeichen sind zu stark!“

„Da sind sie,“ rief gleichzeitig der Landmann, „die werden Augen machen, daß wir ihn schon haben!“

Unwillkürlich wandte Richard den Kopf nach der Richtung, welche die Augen des Landmannes annahmen, und woher ihm zugleich ein verworrenes Geräusch von Stimmen und Fußstritten entgegenkante. Er sah vor dem Fenster eine Schaar von Leuten vorübergehen, die etwas Schweres trugen. Einige Polizeimänner waren im Zuge sichtbar; Weiber und Kinder folgten nach. Die Vordersten drängten sich in die Hausthür. Das ganze Haus füllte sich mit Menschen.

„Nur hier herein!“ rief James Cobbing und sprang, den vor Schreck mit schlotternden Beinen stehenden Richard loslassend, der Thür zu, die er weit aufriß.

Viele Landleute drangen hinein; ihnen folgten Andere, welche eine Bahre trugen, auf der etwas mit einem großen dunkeln Tuch Verhülltes lag.

Richard starrte darauf hin. Der Wirth riß das Tuch herab, noch ehe die Bahre niedergesetzt war, und rief: „Kennt Ihr den Mann?“

Der Bote von Carlisle, mit dem er gestern in der Taverne zum Prinzen von Wales zusammen getroffen, lag auf der Bahre mit blutbedecktem Antlitz und blutigem Haar. Richard bebte zurück und that einen Schrei des Entsetzens. „Das ist der Thäter! Kein Anderer!“ riefen der Wirth und der, der Richard hielt, gleichzeitig. Er hat das Messer des Erschlagenen bei sich, und sein blaues Hemde hat Blutflecken!“

Richard stieß einen dumpfen Laut aus. Es war, als habe ein entsetzenvolles Grauen ihn verfeinert, sein Blut stockte, die bleichen Lippen zuckten nur leise. Das Ungeheure der Anklage, verbunden mit den schauerlichen Anzeichen der Schuld, hatten ihn zu Marmor verwandelt.

Die Masse drängte auf ihn ein. Sie würde ihn, nach Art der roh aufgeregten Menge, zerrissen haben, hätten nicht die Polizeimänner sich dazwischen geworfen und ihn zugleich in Schutz und Gewahrsam genommen.

„Seht hier die Flecke,“ rief der Wirth und deutete auf Richards Rücken, wo in dem blauen Hemd mehrere Blutflecken zu sehen waren.

„Und hier das Messer,“ rief der Landmann, indem er ein Messer aus Richards Tasche zog, der willenlos Alles über sich ergehen ließ. „Ich kenne es ganz genau! Es ist Rob Drivers Messer!“

„Gott sei mir gnädig! Ich bin unschuldig! Ich habe es gefunden!“ rief Richard.

Doch die Menge erhob ein lautes Geschrei des Unwillens. „Unschuldig Du!“ rief der Landmann, der ihn zuerst festgehalten hatte. „Du, dem das Blut des Ermordeten noch an den Kleidern klebt? Der Du frech mit seinem Messer geprüßelst hast? Ja, Du hast Ursach zu rufen: Gott sei mir gnädig!“

„Mörder! Verbrecher!“ rief die immer dichter in's Zimmer gedrungene Masse. „Schlagt ihn nieder! Hängt ihn!“ Sie wollten sich mit Erbitterung auf ihn stürzen. Doch einer der Polizeidiener drängte sie kraftvoll zurück, erhob seinen weißen Stab und rief: „Ruhe! Frieden! Im Namen des Gesetzes, Leute! Er muß dem Gericht überliefert werden.“

Die andern Polizeileute nahmen sogleich das Messer an sich, zogen dem Verhafteten das blaue Hemd aus, durchsuchten alle seine Taschen und nahmen ihm die Uhr ab. Er war wie vernichtet und ließ willenlos Alles geschehen. —

„Vorsichtig, vorsichtig!“ ermahnte der oberste Gerichtsbeamte.

„Seht, an den Blutflecken kleben sogar einige Haare! Seht her, Ihr seid alle Zeugen! Vorsichtig, daß diese Spuren ganz genau bewahrt bleiben. Sie sind von äußerster Wichtigkeit.“ Er hob dabei das blaue Hemd mit den Blutflecken hoch empor, daß Alle dieselben sehen konnten.

Von dem Grausen des Anblicks erschüttert, starrten die Versammelten auf das blutige Zeugniß der That hin, und Augen und Lippen waren gleich gefesselt.

„Den hat Gott geschlagen,“ sprach endlich ein alter Mann und nahm das schwarze Sammetmützchen ab, um die Hände fromm zum Gebet zu falten.

Alle folgten ihm unwillkürlich. Todesstille in der eben noch so wild tobenden Masse. —

Richard lag, in die Knie gesunken, leblos, halb am Boden, halb hing er in den Armen der Constabler.

„Tragt die Bahre in's Dorf, in's Gerichtshaus,“ gebot der erste der Gerichtsdiener, „und diesen führt in's Gefängniß.“

So setzte sich der dunkle Zug mit dumpfem Gemurmel wieder in Bewegung.

Viertes Kapitel.

„Die arme, arme Polly,“ rief die alte Margarethe weinend und rang die Hände. „Das überlebt sie nicht! Das überlebt sie nicht!“

Polly lag auf einem Ruhebett hingestreckt mit geschlossenen Augen. Das blonde Haar hing ihr in halb aufgelösten Locken herab. Sie war bleich wie ein Marmorbild. Vergeblich legte ihr Margarethe die Hand unter das Haupt, streichelte ihr die Wangen und küßte ihr die Stirn. Sie wollte nicht erwachen; nur an dem rasch fliegenden Busen und dem kurzen, halb erstickten Athemzuge war das Leben zu spüren in der schönen Gestalt.

Indem trat Bopp, der Reitknecht ein. „Du kommst von dem Squire,“ rief ihn Meg an, „nun, was sagt er? Siebt er uns Trost? Siebt er Hoffnung?“

„Hm!“ antwortete Bopp. „Ich hatte es mir anders gedacht bei Einem, der seit gestern Abend krank ist und zu Bett liegt.“

„Nun? Und was sagte er?“ fragte Margarethe und hing mit erwartenden Blicken an Bopps Zügen.

„Ich erzählte ihm Alles, genau wie der Wirth aus dem goldenen Auerhahn es berichtet hat; er hörte zu, scharf aufmerksam, als sollte er's zu Protokoll nehmen. Erst war er noch wie im vollen Fieber, dann wurde er immer ruhiger, und als ich fertig war, sagte er trocken: „So? Also das ist die ganze Geschichte?““

„Wie? Das sagte der Squire?“ rief Meg.

„Freilich sagte er so,“ antwortete Bopp, „aber hört nur Alles!“

„Sir,“ versetzte ich drauf, „Sir, mit Verlaub, die Geschichte ist doch sehr traurig!“

„Traurig? Für wen?“

„Nun, für den Richard Woodhill und für unsere Polly — und für uns Alle!“ sagte ich.

„Ja, für Euch Alle,“ rief er verdrießlich, „wenn Ihr an solche Märchen glaubt!“

„Nun, der Rob Driver ist aber doch gewiß und wahrhaftig todt und erschlagen,“ antwortete ich ganz verdußt.

„Nun, nun, nun,“ wiederholte der Squire, „jede Phrase fängst Du mit nun an, und es ist doch nun und nimmer Menschenverstand darin! Mag der Rob Driver dreimal todt und erschlagen sein! Hat ihn deshalb der Richard erschlagen? Ein Mann, der einmal ein solches Unglück gehabt hat, nimmt sich in Acht! Und was hätte er mit dem Gerichtsboten in Carlisle zu schaffen? Ich sage Dir, der Richard ist so unschuldig wie Du an der Sache. Das wird sich Alles finden! Schier Dich hinaus, ich werde gleich mit der Polly reden!“ — Damit jagte er mich hinaus.

Und kaum hatte Bopp das letzte Wort dieser Erzählung zum Staunen Margaret hen's gesprochen, als der Squire eintrat.

„Nun? Was starrt Ihr mich so an,“ fragte er, „als ob Ihr mich in Eurem Leben nicht gesehen hättet?“

„Ich glaubte, Sir, Ihr läget noch krank zu Bett!“ erwiderte Margaret he schüchtern.

„Nein, mir ist wieder ganz wohl. Es ist Alles vorbei. Ich bin ein ganz gesunder Mann. Gesunder wie Ihr, die Ihr den Verstand verloren habt und dem armen Kinde da eine Angst einjagt, an der sie sterben kann, statt sie zu beruhigen. — Polly, mein gutes Mädchen! Ermuntere Dich doch,“ sprach er freundlich über sie gebeugt. „Wach auf aus Deinem bösen Traum! Polly!“

Er streichelte ihr die Stirn und sprengte ihr aus einem Glase, das auf dem Tisch neben dem Ruhebett stand, Wasser in's Gesicht. Es war als ob es eine besondere Heilkraft habe; denn alsbald wurde ihr Athem ruhiger, sie bewegte die Lippen leise und schlug auch einigemal die Augen auf, schloß sie aber immer wieder. Der Squire bemühte sich weiter um sie; endlich athmete sie tief und schwer auf, hob die Augenlider und blickte ihn groß an.

„Kennst Du mich, Kind?“ fragte der Squire und streichelte ihr Wangen und Stirn.

Sie hielt das blaue, liebe Auge auf ihn geheftet. Dann brach sie plötzlich in einen Strom von Thränen aus.

„Das ist gut, daß Du weinst,“ sprach der Squire sanft, „das wird Dir Erleichterung bringen!“ — Er blieb geduldig vor ihr sitzen, hielt ihre Hand, trocknete ihr von Zeit zu Zeit die Thränen ab, unterbrach aber ihre Schluchzen mit keinem Wort.

„Ach lieber Sir,“ hauchte sie endlich über die blaßrothen Lippen, „habt Ihr das Unglück gehört?“

„Du kennst mich doch also, Polly?“ fragte er sanft.

Sie bewegte leise zunicke das Haupt.

„Du kennst mich!“ nahm er wieder das Wort. „Nun, wenn man Dir sagte, ich hätte den Gerichtsboten beraubt und erschlagen, würdest Du es glauben?“

Sie schüttelte das Haupt, aber ihre Thränen flossen mit verstärkter Kraft.

„Nun,“ fuhr er mit sanfter aber fester Stimme fort. „Ich sage Dir, Dein Richard ist so unschuldig wie ich! Und es wird keine acht Tage dauern, so sitzt er an Deiner Seite wie ich. — Die ganze Geschichte ist eine unsinnige Thorheit. Hier meine Hand darauf; es kommt wie ich sage. Noch hat mein Handschlag nichts versprochen, was er nicht gehalten hätte! Ihr aber merkt's Euch, Ihr beide! Steckt mir mit Eurer albernem Leichtgläubigkeit das arme Mädchen nicht an! Ich sehe eher Euch zwei hängen, als den Richard Woodhill. Nochmals! Merkt's Euch! So spricht der Squire Thomas Blackwell zu Maryfield. Punktum! — Jetzt sattle mir den Rappen, Bopp! Ich will selbst hinüberreiten nach Rivershope.“ —

Bopp ging hinaus. Im Vorüberstreifen an die alte Margarethe flüsterte er dieser in's Ohr: „Merkt Du wohl! Der Herr will nur die Polly beruhigen! Aber ich fürchte, die Sache sieht doch schief!“

„Ich fürchte es auch!“ erwiderte Meg leise; „aber unsern Squire versteh ich nun ganz und gar. Er hat immer so seine Art, — ach, er ist so gut, so gut!“ — —

Bopp war schon hinaus. Meg trocknete sich noch lange die Thränen mit der Schürze ab.

Polly aber sah nach des Squire Rede aus, wie eine durch einen milden Regen erfrischte, halb gesenkte Rose. Ihre Wangen überflog ein holdes Roth; sie hielt die Hand des Squire in ihren beiden so fest, als wolle sie sie nie wieder loslassen.

Er fuhr immer noch in seiner heiter tröstenden Weise fort: „Liebes gutes Mädchen, sei nur getrosten Herzens; — ich denke, vor Michaelis noch ist Eure Hochzeit. Und da werden wir einen frohen Tag haben. Polly, nicht? Werden wir nicht?“

Da kam Bopp zurück und meldete, der Rappe siehe gesattelt vor der Thür. —

„Leb wohl, Polly, mein gutes Kind,“ rief der Squire jetzt und küßte sie noch herzlicher als zuvor; „und Du, Margaret h, pflege sie mir gut, und laß kein Wort mehr von Eurem läppischen Gewäsch über die Lippen kommen, sonst sähest Du mich so böse, wie Du mich Dein Lebtag nicht gesehen hast.“ —

Nicht zwei Minuten dauerte es, so hörte man ihn davon sprengen. Margaret h sah durch's Fenster. Sie rief staunend: „Wie er reitet! Als ob er fünf und zwanzig alt wäre! Ein Galopp wie zur Fuchsjagd! Und vor einer Viertelstunde lag er krank zu Bett! Das ist sein gutes Herz! — Soll ich Dir Thee machen, Polly? Willst Du trinken, Kind?“ wandte sie sich plötzlich zu dieser.

„Ja, Margaret h,“ antwortete Polly freundlich, „aber Du mußt mit trinken!“ —

Ehe sie ausgetrunken haben konnten, war der Squire schon am Ziel, denn er ritt, als ob er zu Epsom den Preis gewinnen wollte. — Vorm Auerhahn hielt er an. Der Kappe war zum Schimmel geworden, so bedeckten ihn Schaum und Schweiß.

James Cobbing, der den Squire erkannte, sprang ihm selbst entgegen.

„Sir Thomas Blackwell! Ei, was führt Euch denn so in Eil hieher? Bei der Hitze so zu reiten! Sir Thomas, bei Gott es ist Schade um Euer Pferd!“

„So, um mein Pferd! Ich dachte um mich!“ antwortete der Squire lächelnd. „Nun ich danke Euch jedenfalls, James Cobbing. Aber was mich hieher führt, das könnt Ihr nicht errathen? Ihr habt ja dem Gemeinwesen einen unschätzbaren Dienst geleistet! Ihr habt den Mörder des Rob Driver ausgeführt und eingefangen! Ihr seid ein Mann, eben so von Geschicklichkeit, wie von Verdienst und redlicher Gesinnung. Eure Hand, James Cobbing, Eure Hand bitte ich!“

„O Sir,“ erwiderte der Wirth, indem er dem Squire die Hand reichte, sich aber dabei bückte, als wolle er ihm nicht bloß diese, sondern auch den Fuß küssen. „O Sir, Ihr seid gar zu gütig! Meine Schuldigkeit, Sir, weiter nichts, und ein Bischen Scharfblick!“

„Ja, Scharfblick, Scharfblick, James Cobbing,“ rief der Squire, „den muß man haben!“

Der Wirth lächelte wie er, seit seine Braut ihm das Jawort gegeben, nicht gelächelt hatte. „Ja, Sir, ohne mich zu rühmen,“ begann er und rühmte sich mit so geschwätziger Zunge als eine in ganz England, „aber ich glaube, ich sehe die Menschen bisweilen durch und durch! Vor mir kann sich nicht leicht einer bergen! Sie sind mir wie ein Krystall! Wenn man so an der Landstraße wohnt, und das ganze Heer der Bagabonden, Gauner und Landstreicher bei unser Einem einkehrt — — — Allein Sir Tho-

mas," unterbrach er sich plötzlich, „wollt Ihr nicht näher treten? Es ist kühl drinnen, — ein excellentes Ale, — wenn Ihr Durst habt.“ — —

„Danke, danke, Sir," entgegnete der Squire. „Ich kam nur, um von Euch die näheren Umstände zu hören. — Aber, sagt mir doch, ist denn der Thäter noch in Rivershope?“

„Bewahre, Sir! Ich habe ihn gleich nach Carlisle abführen lassen.“ — —

„Ihr habt, Sir, Ihr?“ fiel der Squire halb fragend ein und zog die Augenbrauen, wie erstaunt über die Wichtigkeit der Person, die vor ihm stehe, in die Höhe, zugleich aber auch die Lippen ein wenig in die Breite, als gebe er einem unwillkürlichen Lächeln nach. — Der Wirth fügte hinzu: „Das heißt, ich ward der Meinung, ich gab dem Friedensrichter Borwell in Rivershope den Rath.“

„Er ist also schon in Carlisle, der Thäter," fragte der Squire hastig.

„Heut früh abgeführt, Sir, — doch wieder auf die näheren Umstände zu kommen," — —

Der Squire unterbrach ihn mit dem Ruf: „Will! Führe meinen Napfen im Schatten der Scheune auf und nieder, und dann gieb ihm ein Maul voll Grünsfutter — so recht frisches bei der Hitze; ich muß gleich weiter! — Also die näheren Umstände, Sir!" wendete er sich wieder zum Wirth.

Dieser erzählte mit lebhaften Farben der Darstellung. Der Squire horchte scharf auf. „Ich versichere Euch, Sir," sagte der Wirth, „so wie dieser Mensch meine Schwelle betrat, wußte ich, mit wem ich zu thun hatte. Ich wollte ihn erst nicht aufnehmen. Jetzt preise ich Gott dafür, daß mein Mitleiden größer war als mein Argwohn! Sonst wäre er vielleicht unentdeckt geblieben!"

„Das wäre freilich schlimm gewesen!" antwortete der Squire. „Es hätte ein Unschuldiger in den Verdacht kommen können!"

„Freilich, freilich! — Nun, die Rache Gottes bleibt nicht aus! Es werden keine vierzehn Tage vergehen, so hängt er, hoffe ich! Der Friedensrichter von Rivershope, Sir James Borwell, sagt, er kommt noch in diesem Monat vor die Jury."

„So, sagte das Sir James Borwell," erwiderte der Squire lebhaft. „Will! Ist mein Napfen bald fertig?"

„In zwei Minuten, Sir," rief der Knecht hinüber, der eben einen Eimer Wasser für das Thier brachte.

„Habt Ihr solche Eil, Sir," fragte der Wirth.

„Ja wohl, ich habe noch Geschäfte in Carlisle. Eine Sache, die schon gestern zu Stande kommen sollte, aber aufgeschoben wurde. Und was vermuthet man denn," kam er auf das

Hauptthema des Gesprächs zurück, „was vermuthet man über die Gründe der That?“ —

„Nun, Sir,“ rief der Wirth! „Die liegen auf der Hand. Hätte ich's auch dem Mörder nicht gleich angesehen, daß er ein Erzauner ist, so ergiebt es ja doch die Beraubung der Leiche. Geld, Uhr, Alles fort!“ —

„Und bei dem Mörder gefunden?“ fragte der Squire.

„Leider nein! Er muß Alles versteckt oder vergraben haben. Er hatte nicht einen Shilling an Gelde, und eine alte Uhr, nicht die des Nob Driver! Das war sichtlich Alles pffiffige Veranstaltung, um einen etwaigen Verdacht ganz abzuwenden und dann doch später die Frucht der That zu genießen.“

„Es muß doch ein geriebener Gauner sein,“ warf der Squire halbblaut hin. „Mich wundert nur, daß er das Messer behalten hat!“

„Ja, so macht auch der pffiffigste Schelm immer einen dummen Streich! Das Messer hat er unbeachtet gelassen!“

„Wie kämen sonst auch die Schurkenstreiche an den Tag, wenn Gott die Thäter nicht immer irgendwo mit Blindheit schläge!“ antwortete der Squire. „Man trifft auf einen solchen Umstand fast in jedem Criminalprozeß. Die Leute sind zwanzigmal schlau wie Füchse, und das einundzwanzigste mal dumm wie die Schaafe!“

„Und daß so ein Galgenstrick sich an einen solchen Ehrenmann macht!“ rief der Wirth.

„Abscheulich!“ rief der Squire.

„Ein Mann im öffentlichen Amte!“ fuhr der Wirth fort.

„Freilich! Freilich! Ein Gerichtsbote!“ bekräftigte der Squire.

„Ein Mann, der sein Stück Brot und sein Stück Geld hatte!“

„Ich dünkte, ich hätte gehört, er habe Schulden, mehr als Haar auf dem Kopf...“ wandte der Squire ein.

„Möglich! Aber doch ein Ehrenmann...!“

„Freilich, freilich! Nur ein Bischen für einen Spieler und Trinker galt er, wie mich dünkt!“

„Möglich! Aber eine gute Haut.“ —

„So! Also Verläumdung, daß ihn die Leute einen Streithahn und Raufbold genannt haben!“

„Nun! Etwas lebhaft war er! Zu Händeln konnte man mit ihm kommen!“

„Obgleich er Gerichtsbote war!“ fiel der Squire ein. „Der Ehrenmann! — Ist mein Gaul getränkt, Will?“

Will legte dem Rappen eben die Kinnkette ein und führte ihn vor.

„Gott behüte Euch, guter Cobbing!“ rief der Squire und schwang sich auf's Pferd!

„Gott geleite Euch, werthester Sir Thomas Blackwell!“ rief der Wirth, der dem davon sprengenden unter tiefen Verbeugungen nachschaute.

Fünftes Kapitel.

Mit dem frühesten Morgen hatten sich die schwarzen Massen vor dem Gerichtsgebäude zu Carlisle versammelt und umlagerten die Pforten, um zu der öffentlichen Verhandlung zu dringen, die über die Ermordung des Gerichtsboten Rob Driver stattfand. Endlich wurden die Thüren geöffnet, die Menge strömte hinein, und in wenigen Minuten war der weite, düster überwölbte Gerichtssaal in den Zuschauerräumen so angefüllt, daß kein Tropfen Wassers mehr hätte zur Erde kommen können. — Die Richter saßen schon an der Tafel; die Geschworenen hatten ihre Plätze eingenommen, die Zeugen befanden sich auf ihrer Bank. Nachdem das Geräusch und dumpfe Murmeln während des Einströmens vorüber war, entstand die lautloseste Stille. Auf den Zügen Aller, der Richter, der Zeugen, Geschworenen, Zuschauer, lag ein tiefer Ernst. Denn nach Allem, was sich im Voraus über die Lage der Dinge verbreitet hatte, war es unzweifelhaft, daß das Schuldig über den Angeklagten gesprochen werden würde, und wahrscheinlich das Todesurtheil, da seine frühere Bestrafung wegen eines ähnlichen Falles die Sache sehr für ihn verschlimmerte. Unter den Geschworenen befand sich der Squire Sir Thomas Blackwell; unter den Zuschauern, ihm ziemlich nahe, so daß sie seine Züge genau beobachten konnten: die alte Margarethe, Bopp, der Meißknecht, und die arme Polly, die in ihrer schwarzen Kleidung wie ein weißes Marmorbild, in schwarze Schleier gehüllt, aussah. — Des Squires Züge waren ernst, aber ruhig. Er blickte sich öfters nach Margarethe und Polly um.

„Man merkt's,“ flüsterte Bopp der alten Haushälterin in's Ohr, „wie unser Herr sich zusammennimmt und die arme Polly so heiter als möglich ansieht, um ihr Muth zu machen. — Aber trotz seiner Reden glaube ich nicht, daß er Hoffnung hat. Auch Eragbn, der Schließer, hat mir gesagt, es ist kein Zweifel, der Richard ist schuldig!“

„Schweigt doch, Bopp,“ flüsterte Margarethe, „wenn sie uns hörte!“

„O, sie hört uns nicht,“ fuhr dieser leise fort. „Sie ist ganz mit Augen und Gedanken bei dem Herrn, und verläßt dort die Thür mit keinem Blick.“ —

Es war die, durch welche der Angeklagte eintreten mußte. Margarethe sah auch dahin und ihr Auge füllte sich mit Thränen.

„Ihr glaubt, wie ich sehe,“ sprach Bopp leise, „auch nicht sehr an die Versicherungen des Squire, Meg!“ —

„Still doch,“ antwortete sie, „was werde ich dem Herrn nicht glauben!“

„Meg,“ fuhr Bopp fort, „ich glaube, der Herr glaubt sich selbst nicht!“

„Du solltest Dir lieber die Zunge abschneiden, als solches Zeug schwätzen, Bopp,“ antwortete Meg und wollte unwillig aussehen, sah aber nur betrübt und zitternd aus.

„Hört, Meg, ich will erzählen weshalb. Ihr kennt unsern Herrn. Ihr wißt, was er für ein mäßiger Mann ist. Und er hat Euch in der Gaststube zur Kron- und Anker-Taverne gefrühstückt, bevor er fortging, wie Einer, der's zum letztenmal thäte!“ —

„Du bist nicht gescheut, Bopp; schweig doch, daß Polly Dich nicht hört. Was hat sein Fröhstück mit dem Prozeß zu thun!“

„Ja, wenn er nur sein Beefsteak gegessen hätte! Allein er hat eine ganze Flasche Sherry getrunken, er, der sonst kaum ein Glas nimmt!“ — Margarethe schwieg. —

„Es war, wie Einer, der sich Muth trinken oder betäuben will!“ — Meg weinte nur. —

Jetzt öffnete sich die Thür. Der Angeklagte trat zwischen zwei Gerichtsmännern ein. Ein leises „Ah!“ hörte man durch die tiefe Stille des Saales. Und Polly verbarg ihr Antlitz an Margaretens Schultern.

Richard sah bleich aus, doch war Ruhe in seinen Zügen; man wußte nicht, ob Zuversicht oder Ergebung. Er ging bescheiden aber festen Schrittes auf seinen Platz zu und setzte sich nieder.

Die Verhandlung begann. Die allgemeinen Fragen über sein Alter, Geburt, Gewerbe, beantwortete er ruhig und bestimmt. Als die That, wegen welcher er bestraft war, zur Sprache kam, und daß er so eben erst das Gefängniß verlassen, entstand ein leises Murmeln unter den Zuschauern. Selbst auf den Zügen der Geschwornen las man, daß dieser Umstand einen tiefen Eindruck zum Nachtheil des Angeklagten auf sie hervorbringe. Sir Thomas Blackwell sah sehr ernst aus, doch seine Züge blieben unbeweglich wie ein Stein.

Es wurden jetzt die Zeugen aufgefordert. Edward Bullerstone, Wirth zum Gasthause, „Der Prinz von Wales“ genannt, sagte aus:

„Am 16. Juni dieses Jahres, Mittags zwischen elf und zwölf Uhr, trat der Angeklagte in mein Gastzimmer, wo sich der Gerichtsbote Rob Driver von Carlisle befand. Beim Gespräch gab sich kund, daß sie beide desselben Weges gehen würden, und der Angeklagte trug dem Rob Driver seine Begleitung an, welche dieser aber ablehnte. Das gab einige unfreundliche Reden zwischen bei-

den, deren ich mich jedoch nicht genau entsinne. Ich weiß nur noch, daß der Rob Driver seinen Beutel zog, welcher ansehnlich gefüllt war. (Murmeln in der Versammlung.) Der Angeklagte zog gleichzeitig seinen Beutel mit anscheinend sehr wenigem Gelde. (Murmeln im Saal. Der Vorsitzende gebot Ruhe.) Rob Driver spottete über dessen schwächlichen Geldbeutel, — ja, so war der Ausdruck. Dann ging er. Der Angeklagte sagte hierauf zu mir: Das scheint ein unhöflicher Gesell. Er erkundigte sich, wer er sei. Ich sagte es. Dann fragte er nach Polly Barnet bei dem Squire — — —“

Ein schluchzender Ton, der sich in diesem Augenblick hören ließ, leitete die Aufmerksamkeit der in tiefster Stille lauschenden Hörer nach der Gegend hin. Es war Polly, die von ihrem Gefühl überwältigt wurde. Richard blickte zu ihr hinauf und legte sich dann die Hand über die Augen.

„Bedenkt wohl, Edward Bullerstone, jedes Wort, das Ihr ausfragt; denn es ist von dem größten Gewicht,“ sprach der Richter, dem der Eindruck auf die Geschworenen wie auf die Versammlung nicht entging. „Ihr dürft nur die Wahrheit vor Augen haben; weder Haß noch Theilnahme, weder einen Umstand verschweigen, noch eine Sylbe hinzusetzen, zu dem, was Euch bekannt ist.“

„Sir, ich bedenke es! Gott ist mein Zeuge, ich spreche nur die Wahrheit! — Der Angeklagte fragte nach Polly Barnet, bei dem Squire in Diensten; ich erzählte ihm, daß Rob Driver die Absicht habe, Polly zu heirathen. Da rief der Angeklagte heftig: „Heirathen!“ und sah sehr erzürnt aus.“

„Ihr wißt das gewiß?“ fragte der Richter.

„So Gott mir in der letzten Stunde helfe, ja! Ich kann’s beschwören. Ich weiß, wie es mir auffiel. Er, der Angeklagte, fragte dann, indem er sich zum Weggehen anschickte: „Ist der Bote reich?“ Ich sagte: Er hat genug! „Er scheint viel Geld bei sich zu haben,“ antwortete mir der Angeklagte.“

Hier entstand wieder ein murmelndes Geräusch unter den Zuschauern, ja selbst unter den Geschworenen. Der Squire saß starr, wie aus Erz gegossen. Polly barg das Gesicht in ihr Tuch. Bopp raunte Meg in’s Ohr: „Der Teufel hat ihn verblendet! Geld und Eifersucht!“

Da der Zeuge schwieg, fragte der Richter: „Habt Ihr noch etwas auszusagen?“

Ned Bullerstone räusperte sich.

„Nur noch zwei Worte, Sir. Der Angeklagte war sichtlich sehr zerstreut und unruhig geworden. Er fragte auch mehrmals

genau nach dem Weg, indem er sagte: Also nach Bloomhill und dann den Fußpfad durch die schwarze Kehle!"

Dies letzte Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die Versammlung. Der Name der Stelle selbst, wo die That geschehen war, hatte seinen Antheil an dieser Wirkung. In Aller Zügen prägte sich, wiewohl Niemand eine Sylbe äußerte, die Ueberzeugung aus, der Angeklagte sei schuldig. Es dünkte jeden, er habe im Augenblick dieser Frage schon den Vorsatz gehabt, dem Boten dort an der einsamen, unheimlichen Stelle aufzulauern. Einen Grassalm hätte man wachsen hören mögen, so todtenstill war es im Saal.

„Angeklagter, Richard Woodhill,“ nahm der Richter nach einer kurzen Pause das Wort, „habt Ihr etwas wider diese Aussage einzuwenden?“

Richard erhob sich; er war augenscheinlich schwer ergriffen, doch seine Haltung männlich, sein Blick fest. Die Augen der Anwesenden hefteten sich auf ihn, als wollten sie sein Innerstes durchforschen.

„Ich habe nichts gegen die Aussagen einzuwenden,“ erwiderte er mit gedämpfter aber fester Stimme. „Es ist Alles, so weit ich mich erinnere, Wort für Wort wahr!“

Ned Bullerstone blickte mit einer gewissen Befriedigung, daß er als ein so rechtlicher Mann erscheine, in der Versammlung umher.

„Diese Aussage verdächtigt Euch schwer, Richard Woodhill,“ begann der Richter, „bedenkt, daß Ihr auch vor dem Richter dort oben Rechenschaft geben müßt, und sündigt nicht gegen ihn durch Verläugnen der Wahrheit.“

„So mir der gnädige Gott dort oben beistehe in dieser schweren, wie in meiner letzten Stunde, ich bin unschuldig an der That,“ sprach Richard feierlich.

Die Worte machten einen getheilten Eindruck auf die Hörer. Einige hielten sein Benehmen für die Sicherheit eines verhärteten Verbrechers. Anderen dünkten sie der Ausdruck der Wahrheit zu sein.

„Zweiter Zeuge, Samuel Isaak Levi, tretet ein,“ rief der Richter. Ein kleiner ältlicher Jude, der eine Brille trug, ärmlich gekleidet, erhob sich von seinem Sitz. Nachdem die allgemeinen Fragen an ihn gethan waren, forderte ihn der Richter auf, sein vollständiges, wahrhaftiges Zeugniß abzulegen über das, was ihm in Betreff der Anklage bekannt sei.

„Ich rufe zum Zeugen den Gott meiner Väter, den Gott Moßis und Abrahams,“ hub er mit etwas gesuchter Feierlichkeit im jüdischen Dialekt an, „ich will sagen die Wahrheit, die ganze

Wahrheit und nichts darüber. Es war an unserm heiligen Sabbath, am 16. Juni, wie die Christen schreiben, daß ich von Rivershope nach Bloomhill ging mit meinem Kasten auf dem Rücken. Ich wollte nicht machen Geschäfte, denn es war am Sabbath, ich wollte nur feitig in mein Nachtlager, daß ich noch in der Stille könnte halten mein Abendgebet. Da kam mir sü begegnen der Angeklagte."

"Ihr erkennet ihn," unterbrach ihn der Richter, „mit Sicherheit als denselben Mann wieder, der Euch damals begegnete?"

"Ich könnte nicht genauer kennen meinen Bruder, mit dem ich gelebt hätte hundert Jahr!" rief der Jude. Ein Lächeln lief durch die Versammlung. „Ich wollte vorwärts gehen meines Weges, ich wollte ihn nur grüßen; der Angeklagte wird mir's besetzen, daß ich nicht habe versucht sü machen ein Geschäft mit ihm, denn es war Sabbath!" — — Richard nickte stumm.

"Laßt das, es gehört nicht zur Sache," unterbrach ihn der Richter.

"Aber er rief mich an und bot mir an, sü kaufen seine Uhr, die an einer Schnur, um den Hals zu tragen, befestigt war. — Ich wollte nicht machen ein Geschäft, weil es Sabbath war! Aber — ich wollte es auch nicht machen, weil der Mensch mir vorkam verdächtig!"

Hier ertönte wiederum in der Versammlung jenes fast unwillkürliche dumpfe Gemurmel und Geräusch, welches ein gleichzeitig überraschender Eindruck bei einer großen Zahl von Menschen immer erzeugt.

"Ruhig!" gebot der Richter, der die Wichtigkeit des Einflusses solcher Zeichen auf Stimmung und Urtheil nur zu gut kannte. — „Weshalb erschien Euch der Angeklagte verdächtig, Zeuge," fragte er.

"Weil, — weil — er sah aus, — er schien mir — —"

"Besinnt Euch wohl!" ermahnte der Richter. „Nur was Ihr genau wahrgenommen habt, was Euch ganz bestimmt erinnerlich ist, dürft Ihr vor Gericht aussagen; bedenkt, daß Ihr für jedes Wort eine schwere Verantwortlichkeit hier und jen se it übernehmt!" —

"Soll Gott mich schwer strafen, wenn ich sage eine Sylbe der Unwahrheit," rief der Jude; „ich will nicht stürzen einen Menschen in's Unglück, der mich nimmermehr beleidigt hat, aber ich will auch nicht bestehen einem Verbrecher und Mörder!"

Ein lautes Geräusch erhob sich in der Versammlung.

"Ihr geht über Eure Befugniß hinaus, Zeuge," unterbrach der Richter streng; „Ihr habt hier weder That noch Thäter zu be-

zeichnen, wie sie Euch erscheinen. Antwortet mir scharf: Weshalb sah Euch der Angeklagte verdächtig aus."

Der Jude stockte etwas. Dann sprach er zaghaft: „Seine Kleidung war armselig, — er sprach etwas scheu, — seine Züge sahen mir aus so verstört, — ich traute ihm nicht zu, daß er sollte besitzen eine gute Uhr, — doch hätte ich sie ihm fast abgekauft, — aus Mitleid — da....“

Der Jude stockte abermals. Alles lauschte mit athemloser Spannung seinem Wort.

„Nun? Weshalb haltet Ihr inne?“ fragte der Richter. „Fahret fort, sagt, was Ihr wißt!“

„Da bemerkte ich,“ fuhr der Zeuge sichtlich mit innerm Kampf fort, „daß er noch eine Uhr trage, — zwei Uhren, — bei einem solchen Mann auf der Landstraße, das war mir zu viel! Ich dachte, die besitzt er nicht mit rechten Dingen, Du kannst kommen in Verlegenheit, Du kaufst sie nicht;... und so ging ich weiter!“

Ein allgemeines tiefes Aufathmen und nachrauschendes Murmeln folgte dieser Aussage. Die Geschworenen sahen einander an; sie sprachen keine Sylbe, doch es war sichtlich, daß dieser Umstand schwer zum Nachtheil des Verbrechers wog. Selbst der Squire schien etwas von seiner festen Haltung zu verlieren.

„Angeklagter! Habt Ihr etwas gegen die Wahrheit dieser Aussage einzuwenden?“ lautete die Frage des Richters.

Richard stand auf. „Einzuwenden, nichts!“ sprach er mit so fester Stimme, als sein angegriffener Zustand gestattete; „sie ist Wort für Wort wahr. Aber erklären muß ich die Umstände, da sie Verdacht auf mich werfen.“ Er sprach mit sanfter aber fester Stimme. „Ich hatte nicht zwei Uhren bei mir; nur die eine, mir zugehörige. Allein ich trug das Band mit dem Petschaft, als besäße ich wirklich noch eine Uhr. Beides hatte ich kurz zuvor abgelöst; das Petschaft war ein Geschenk meiner seligen Mutter, und das Band hatte sie mit eigener Hand gearbeitet. Dies Beides wollte ich nicht verkaufen.“

Die Wirkung dieser Erklärung war eine doppelte, ganz entgegengesetzte. Viele, besonders die Frauen in der Versammlung, waren gerührt. Anderen schien gerade diese Erklärung ein Kunstgriff eines geübten Verbrechers zu sein, um die Versammlung für sich einzunehmen, da im Allgemeinen den Leuten in solchen Verhältnissen, wie der Angeklagte, ein so zartes Gefühl nicht eigen zu sein pflege.

„Ich muß Euch bemerken, Angeklagter, daß man Eure Uhr nur am Uhrbände befestigt, nicht zugleich mit einer Schnur, die um den Hals getragen wird, vorgefunden hat. Wo wäre die Schnur geblieben?“

„Sie war werthlos und abgenutzt, ich habe sie, da ich die Uhr wieder an das Band befestigte, weggeworfen.“

„Ich muß Euch auch bemerken, daß der getödtete Gerichtsbote, nach sicherer Ermittlung, eine Uhr an einer Schnur befestigt getragen hat, und daß diese nicht bei ihm gefunden ist; eben so wenig wie sein Geldbeutel, noch sonst etwas von Werth. Es ist augenscheinlich, daß er dieser Gegenstände beraubt worden ist. Bedenkt, daß Gott der Allwissende Euch sieht und hört, und fragt Euch in Eurem innersten Gewissen, ob Ihr nichts von diesen verschwundenen Gegenständen wißt, insbesondere nichts von der zweiten Uhr, die Ihr nach der Meinung des Zeugen bei Euch getragen habt!“

„Ich betheure vor Gott,“ rief Richard etwas aufgeregter, als vielleicht das ruhige Bewußtsein der Wahrheit sich zeigen würde, „daß ich nichts von alle dem weiß. Und der Zeuge wird nicht behaupten können, daß er eine zweite Uhr bei mir gesehen!“

„Nein! Die Uhr selbst habe ich nicht gesehen!“ rief der Jude.

Der Eindruck dieses ganzen Zeugnisses, so wie besonders der Schluß, waren dem Angeklagten offenbar ungunstig. Wie es so oft auf eine scheinbar ganz unbedeutende Wendung und Wortstellung in der Aussage ankommt, so hatten des Juden letzte Worte: „die Uhr selbst habe ich nicht gesehen,“ durch das eine Wörtchen „selbst“ vielleicht ganz ohne Willen des Zeugen, einen so üblen Eindruck für Richard gemacht. Hätte der Zeuge einfach gesagt: „Eine zweite Uhr habe ich nicht gesehen!“ Die nachtheilige Wirkung für den Angeklagten wäre lange so groß nicht gewesen, als „die Uhr selbst;“ denn das setzte eine zu sichere Ueberzeugung von dem wirklichen Vorhandensein derselben bei dem Angeklagten voraus. Auch dessen eigene Erregung wurde ihm nachtheilig. Sie erschien als eine stärkere Art der Verstellung, wie aus Besorgniß hervorgegangen, daß er sich bei den früheren Ableugnungen noch nicht stark genug in der Haltung des Schuldlosen hingestellt habe. Bopp hörte einen Zuhörer hinter sich, der offenbar ein sehr rechtskundiger Mann war, sagen: „Er antwortet mit großer Geschicklichkeit!“ — Also nur die gewandte Kunst, nicht die schlichte Wahrheit in der Aussage wurde empfunden. In den Mienen der Geschworenen drückte sich ziemlich dasselbe aus.

Meg theilte diese Befürchtungen. Sie bat Polly leise: „Kind, laß uns gehen! Es tödtet dich!“

„Nein, Meg,“ erwiderte diese leise aber fest, „muß er aushalten, wie sollte ich es nicht? Draußen würde ich sterben vor Angst, vor Selbstbeschämung. Er ist doch unschuldig, und Du zweifelst doch auch nicht, Meg? — Und ich sollte nicht hier sein in dem Augenblick, wo er freigesprochen wird?“

Die gute Alte küßte ihren Liebling und weinte; aber ihr Glaube wurde nicht viel fester.

Nun kamen die anderen Aussagen und wider ihn zeugenden Umstände. Das bei dem Angeklagten vorgefundene Messer, von dem er selbst einräumen mußte, es am Ort der That gefunden zu haben. Ferner die Blutstrecken in seinem blauen Ueberhemd, an denen sogar Haar geklebt hatte, das nach Farbe und Stärke unzweifelhaft des Erschlagenen war! Die Anzeichen waren zu überwiegend. Der Squire selbst saß nach diesem letzten und stärksten Beweis — nach Bopps leiser Bemerkung zu Meg: „wie eine Leiche da!“

Nur Pollys Ueberzeugung wurde nicht erschüttert. Sie schenkte allen Erklärungen der Umstände durch Richard unbedingten Glauben. Sie fand es schlagend, was der Vertheidiger zu seinen Gunsten sagte, und erblickte in der Darstellung des Kron-Anwalts, der die höchste Unwahrscheinlichkeit in Richards Angaben, die offenbar nur erfundene Ausflüchte, oft nicht einmal scharfsinnig seien, nachwies, eine Kette der bösaartigsten, schwärzesten Verläumdungen. Endlich wurden die Verhandlungen geschlossen, und die Geschworenen traten ab, um sich über das Schuldig oder Nichtschuldig ganz unter sich zu berathen. Es war vorauszu sehen, daß ihre Entscheidung sie keinen langen Kampf kosten, sondern binnen wenigen Minuten erfolgen werde. Um so athemloser war die Spannung, in der die Versammlung dieser entgegen harrete.

Sechstes Kapitel.

Es waren im Berathungszimmer ihrer zwölf Geschworene. Der älteste derselben, Sir Daniel Sigward, ein schon hochbetagter Mann, ein Fabrikbesitzer aus Carlisle, nahm das Wort: „Meine Freunde,“ begann er, „wir sind zu einem schweren, traurigen, aber ich denke, kurzen Geschäft hier versammelt. Wir haben zu entscheiden, ob der Angeklagte Richard Woodhill, der That schuldig ist, der er bezüchtigt wird, den Gerichtsboten Rob Driver gewaltsam getödtet zu haben. Zwar läugnet er die That beharrlich, und ich muß bekennen in einer Weise, die den Unerfahrenen täuschen könnte. Allein Viele unter uns werden es gewiß leider selbst erlebt haben, bis zu welchem Grade die schwersten, kaltblütigsten, gefährlichsten Verbrecher den Schein der Tugend, Unschuld, Nüchternung, ja der gefaßten Ergebung in den Willen Gottes anzunehmen wissen, um dadurch das Urtheil irre zu führen, und die schlagendsten Umstände und Thatsachen zu entkräften, den verführenden, besiehenden Worten und Mienen des Thäters gegenüber. Der Kron-

Anwalt hat diesen Umstand schon hervorgehoben und angeführt, daß es nicht eine einzelne Thatfache, sondern die in einander greifende Kette von Umständen und Handlungen sei, welche den Beweis der Schuld des Angeklagten unumstößlich führen, selbst wenn man zugeben wolle, daß jeder einzelne Verdachtsgrund durch eine geschickte Erklärung abgewehrt werde. So glaube ich denn, daß die Einstimmigkeit des Urtheils, welche das Gesetz erheischt, in diesem Falle leicht von uns erreicht werden wird. Indessen wollen wir den Urtheilspruch dennoch nicht übereilen, uns zu ruhiger Erwägung und Berathung Zeit lassen."

"Daran werden wir gewiß wohlthun," erhob der Squire Thomas Blackwell das Wort. „Denn wenngleich ich zugeben muß, daß die Umstände sich auf seltsame Weise vereinigen, um den Angeklagten der That verdächtig zu machen, so hat er doch jeden einzelnen Fall so natürlich erklärt, daß gerade diese Uebereinstimmung der Erklärungen von Gewicht ist. Ein Verbrecher mag noch so gewandt sein in der Erfindung von falschen Motiven und Thatfachen; bei einer langen Kette derselben werden sich, wie darauf auch der Vertheidiger aufmerksam gemacht hat, gewiß immer Widersprüche finden. Diese sind aber hier nicht eingetreten. Darum ist es Pflicht, auf das Schärffte zu prüfen."

Sir Thomas Blackwells Rede machte einen seltsamen Eindruck auf seine Amtsgenossen! Sie waren mit so fester Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten in das Versammlungszimmer getreten, daß sie ganz erstaunt standen, einen ihrer Collegen anderer Ansicht zu finden.

"In der That, Sir," hub einer derselben von etwas reizbarer Natur, Master Baker's genannt, an; „das heiße ich seltsam sprechen! Noch nie vielleicht sind die Beweise für eine That so Schlag auf Schlag eingetreten, als hier. Ihr selbst schienet so ganz überzeugt von der Schuld des Angeklagten, wie ich nach Euren hingeworfenen „Hm's" und Eurem Kopfschütteln und sonstigen Mienen wohlbeobachten konnte, da ich die Ehre hatte, Euer Angesicht klar vor mir zu sehen. Und jetzt wollt Ihr hier eine einfache Angelegenheit durch sophistische Spitzfindigkeiten verwirren!"

"Ich bitte Euch, werthester Master Baker's, Eure Meinung etwas vorsichtiger und gemäßigter auszusprechen," antwortete der Squire sehr ruhig, aber sehr entschieden. „Es handelt sich hier um Tod und Leben eines Menschen, und dabei darf man nicht gewissenhaft genug verfahren. Ich will lieber dreimal zu oft prüfen, als einmal zu wenig. Ich hoffe, Ihr bedenk't, daß unser Spruch unwiderruflich und unumstößlich ist!"

"Eben deshalb, Sir," antwortete Master Baker's noch eifriger; „eben deshalb! Wenn wir den Thäter frei sprechen, so

wißt Ihr, daß er frei für alle Zeiten ist, und kein Mensch auf der ganzen Welt ihm etwas anhaben kann, und wenn er selbst auf das Evangelium beschwören wollte, daß er den Mord begangen habe!"

„Erlaubt mir zu bemerken, Sir Thomas Blackwell,“ hob der Älteste an, „daß Eure Ansicht vielleicht Einiges für sich hätte — wiewohl bei dem übereinstimmenden Ineinandergreifen aller Thatsachen doch nur sehr wenig, — wenn es sich um einen bisher ganz unbescholtenen Mann handelte, der zugleich gar kein wirkliches Motiv zur That gehabt hätte. Aber in diesem Fall“ —

„Erlaubt mir zu erwidern,“ fiel der Squire ein, „daß ich gerade das Gegentheil finde. Der Angeklagte war stets ein unbescholtener, nur etwas heftiger Mann. Er hat vor einigen Jahren allerdings das Unglück gehabt, im Zorn einen Mann zu erschlagen, allein sein Zorn entsprang aus der ehrenhaftesten Ursache. Und ist er erst jüngst aus dem Gefängniß entlassen, so muß seine Strafe, die er noch frisch im Gedächtniß hat, ihn gerade vorsichtiger und besonnener gemacht haben. Das eben ist es, was mich bestimmt, ihn nicht zu schnell für schuldig zu halten.“

„Ihr stellt seltsame Schlussfolgen auf,“ rief Master Bakers fast erhist, „das hieße ja, einem Diebe den ersten Diebstahl zur Entschuldigung des zweiten machen!“

„Das keinesweges, werthester Master Bakers,“ antwortete der Squire sehr höflich, aber sehr ruhig, „es ist nur eine Anwendung des Sprichworts: Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer!“

„Und wenn sich der Angeklagte,“ hub ein jüngerer Mann, Sir Lewis Davison, ein sehr begüterter Banquier, an, „von allen wider ihn sprechenden Thatsachen gereinigt hätte: wenn sein früheres Leben ihn nicht verdächtigte, der Streit mit Rob Driver, die Eifersucht auf dessen Bewerbung um Polly Barnet, die sichtlich zu Tage getretene beneidende Begier nach der ansehnlichen Geldsumme, die genaue Erkundigung nach der Wegstelle, die allein zur Vollführung der That geeignet war, das bei ihm gefundene Messer des Ermordeten, die Blutflecken mit dessen Haar in seiner Blouse, — wenn dies Alles ihn nicht verdächtigte, so ist doch ein Umstand vorhanden, der mir die vollste Ueberzeugung giebt, ein Umstand, der scheinbar zur Minderung des Verdachts dienen könnte. — — —“

„Und welcher wäre das?“ fiel der Squire lebhaft ein.

„Der, daß man weder von der Uhr, der Briefftasche, dem Gelde, noch sonstigen Gegenständen von einigem Werth etwas bei Richard Woodhill gefunden hat...“

„Nun, beim Himmel,“ bemerkte der Squire sichtlich etwas beunruhigt, „dieser Verdachtsgrund scheint mir seltsamster Art!“

„Ich bekannte dies schon selbst,“ erwiderte Sir Lewis Da-

vison, „allein der Schein ist eben nur Schein. Ich denke so: offenbar war der Thäter nach dem Morde im Besitz dieser Gegenstände. Er suchte sich derselben zu entäußern, ohne jedoch den Vortheil des Raubes aufzugeben. Den ersten Versuch machte er mit der Uhr. Er mißlang unter Umständen, die dem Angeklagten darthun mußten, daß sich Verdacht auf ihn richte, wenigstens, daß Gefahr bei der Entäußerung sei. Deshalb nehme ich an, verbarg oder vergrub er hierauf sofort die Uhr so wie das übrige Geraubte. Diese Handlungsweise sieht seiner übrigen Vorsicht im Antworten und im Entkräften der Verdachtsmomente sehr ähnlich!“ —

„Sm! Sir,“ bemerkte der Squire, „Ihr wolltet ihn also für weniger verdächtig halten, wenn man die Uhr, Börse und dergleichen des Getödteten bei ihm gefunden hätte?“

Sir Lewis Davison stutzte etwas. Doch antwortete er rasch: „Euer Einwurf, Sir, ist sophistisch. Es ist genau so, als ob Ihr, wenn ich das Auffallende einer Ableugnung hervorhabe, mir factisch antworten wolltet, ich hielte also ein Zugeständniß für minder verdächtigend. Euer Beweis durch das Gegentheil ist hier nicht anwendbar.“

„Allein weshalb behielt er das Messer?“

„Das war vielleicht ein Fehlgriff, oder eine Unachtsamkeit. In der Hast, das Werthvolle zu verbergen, weil die Angst des Thäters natürlich gerade demjenigen die verrathende Kraft beilegt, was ihn zur That gereizt hat, vergaß er vielleicht das werthlose Messer.“

„So würde er sich doch, hätte er das Messer zu beseitigen vergessen, dessen nicht im Gasthofsbedienten haben...“

„Ihr laßt außer Acht, werther Sir, daß er sich in dem Augenblick, wo er sich des Messers bediente, allein glaubte, nur auf das nachherige Eintreten des Wirths nicht achtete. Auch kann er achtloser Weise aus Gewohnheit nach seinem eigenen Messer gegriffen und das falsche gefaßt haben — seine Seele muß in diesem Augenblicke viel zu bewegt und erschüttert gewesen sein, von großen Dingen, als daß er nicht ein kleines hätte außer Acht lassen sollen. Bekanntlich werden fast alle auf das sorgsamste combinirte Verbrechen durch unbeachtet gebliebene Nebenumstände verrathen. . . .“

„Sm!“ erwiederte der Squire und es schien, als werde er selbst zweifelhaft. „Ueberzeugung, feste Ueberzeugung muß ich haben,“ rief er nach einigen Augenblicken laut, „sonst kann ich kein schuldig sprechen!“

„Wir wollen uns eine halbe Stunde der Sammlung vergönnen, und still mit uns zu Rathe gehn,“ schlug Sir Daniel Highbard vor. — Die laute Discussion hörte auf, und die Geschworenen sprachen leise miteinander oder überdachten einzeln für sich den Fall. Der Squire ging sehr bewegt auf und nieder; er schien einen

heftigen Kampf mit seinem Wunsch, Richard unschuldig zu sehen, und seiner Ueberzeugung vom Gegentheil zu kämpfen.

Die halbe Stunde war vorüber. Sir Daniel ließ über das Schuldig oder Nichtschuldig abstimmen. „Master Bakers?“ „Schuldig“ antwortete dieser im entschiedensten Ton. „Sir Charles Nickelby?“ „Schuldig“ sprach dieser Aldermann und nickte gravitatisch. „Master Blunt?“ „Schuldig“ fiel ihm der derbe Fleischermeister schon ins Wort, ehe noch sein Name ganz aus Sir Daniels Munde heraus war. „Sir Lewis Davison?“ „Schuldig; ich kann nicht anders!“ — So ging die Frage durch die ganze Versammlung, und bei Jedem lautete das Wort: „Schuldig.“ — Der Squire war der letzte: „Nicht schuldig,“ sprach er nach einigen Augenblicken des Besinnens fest.

Die ganze Versammlung fuhr, wie von einem elektrischen Schläge durchzuckt, in die Höhe. Mehrere Stimmen erhoben sich gleichzeitig.

„Ich bitte um Ruhe,“ nahm Sir Daniel das Wort. „Wir haben leider die nothwendige Einsimmigkeit noch nicht erreicht. Wir müssen noch beisammen bleiben; ich werde nach einer halben Stunde die Abstimmung erneuern.“

Die Geschworenen standen auf, sichtlich verdrießlich und sogar etwas gereizt gegen den Squire. Doch achtete Jeder das Recht der freien Abstimmung zu sehr, und war von der Gewissenhaftigkeit des Squire zu überzeugt, um ihm auch nur den geringsten persönlichen Vorwurf zu machen. Nur in der offenen Diskussion konnte seine Ansicht bekämpft werden. Indessen entspann sich eine solche nicht. Was gesagt werden konnte, war gesagt, sowohl während der Verhandlung durch Ankläger und Bertheidiger, als auch in der Versammlung durch die Anwesenden. Neue Argumente hatte Niemand; die alten schienen sichhaltig genug. —

Die zweite Abstimmung erfolgte genau wie die vorige. Die Gereiztheit steigerte sich etwas, machte sich jedoch in ableitender Weise Luft.

„Es ist unerträglich heiß hier,“ bemerkte Master Bakers.

„Ich fange an zu dursten,“ fügte Sir Charles Nickelby hinzu. — „Er ist eigensinnig wie ein stätisches Pferd,“ murmelte Master Blunt leise dem Sir Lewis Davison ins Ohr.

Inzwischen kam eine Botschaft des Richters an den Vorsitzenden Sir Daniel Highward; er ließ anfragen, ob nicht Aussicht vorhanden sei, daß die Geschworenen sich bald geeinigt haben würden, die Anwesenden zeigten sich bereits etwas unruhig.

So war es in der That. Die Hitze im Gerichtssaal, die lange spannende Dauer der Verhandlungen, die Enge der Plätze, Alles hatte das Publikum erschöpft. Wiewohl demselben gar keine Rechte

zustanden, den Spruch der Geschworenen zu drängen, so machte sich doch die Ungeduld über die Verzögerung immer fühlbarer; denn im Gerichtssaal dachte man ganz wie im Vorssaal, und hielt die Schuld des Angeklagten für unzweifelhaft.

Bopp konnte gar nicht begreifen, weshalb es so lange dauere, denn die Versicherungen des Squire, daß die Richter den Angeklagten unschuldig finden müßten, waren ihm schon längst wie leichte Spreu in alle Winde entführt. Die arme Polly war in einem Zustande der Aufregung, der kaum länger zu ertragen schien.

Dies dauerte nun schon zwei volle Stunden. Abermals verging eine Stunde — keine Entscheidung! Es wurde dunkel — die Geschworenen waren immer noch nicht einig. Die Richter selbst wurden jetzt offenbar unruhig. Man zündete Lichte und Lampen an. Die Spannung unter den Zuschauern stieg mit der Verzögerung der Entscheidung. Polly wäre längst ohnmächtig geworden, allein gerade sie schöpfte Hoffnung aus diesem alles in Staunen setzenden Aufschub des Spruchs. Und Bopp war so geschickt gewesen, ein kleines Fläschchen Wein und einige Zwiebacke in der Stille einzuschwärzen, womit er die Ermattenden und sich selbst erquickte. Er war ein praktischer Mann, und aß, wenn er Hunger hatte, selbst wenn er auf ein solches Urtheil harrete!

Nicht so gut wie ihm wurde es den Geschworenen. Denn ihnen schrieb das unerbittliche Gesetz Englands vor, das Gemach nicht eher zu verlassen, und nicht eher etwas an Trank und Speise zu genießen, bis sie sich völlig geeinigt hätten. Doch wurde ihnen die Zeit weniger lang, als denen, welche draußen auf den Spruch harreten. Denn die Diskussionen erneuerten sich endlich doch wieder, und hatte man auch im Ganzen nur dieselben Waffen für und wider zu gebrauchen, so ergab doch jedes neue Gesecht einige andere kleine Vortheile für diese oder jene Ansicht, und allmählig fingen Einige an, die des Squire von der Unschuld des Angeklagten nicht so absolut verwerflich zu finden. Masier Bakers, anfangs der leidenschaftlichste Gegner, war der erste, der, es bleibt unentschieden, ob sein wachsender Durst oder seine wachsende Einsicht ihn dazu trieb, offen bekannte: Erwiesen sei freilich die Schuld des Angeklagten nicht, wenn auch im höchsten Maße wahrscheinlich. Masier Blunt neigte sich dieser Ansicht gleichfalls mehr und mehr zu, und setzte hinzu, er würde zwar für schuldig gestimmt haben, und wenn der Angeklagte sein Sohn gewesen wäre, indessen eigentlich solle wohl ein unwiderleglicher Beweis der Schuld erfordere werden. Dennoch ergab eine weitere Abstimmung, die gegen neun Uhr Abends erfolgte, außer der Stimme des Squire keine einzige für die Freisprechung.

Der Älteste, Sir Daniel Highward, schüttelte den Kopf.

Er ging einigemale stumm auf und ab im Gemach, dann näherte er sich dem Squire, welcher gleichfalls stumm auf und nieder ging, berührte ihn leicht mit der Hand, und zog sich mit ihm in eine Ecke zurück. „Sir,“ sprach er leise, „ich achte Ihre Ueberzeugung und Ihre Gewissenhaftigkeit als Richter zu hoch, um den geringsten Zweifel an derselben zu hegen. Allein haben Sie sich auch wohl ganz redlich selbst geprüft, ob nicht andere Einflüsse als die Thatsache des Prozesses, Ihnen selbst unbewußt, Ihre Ansicht bestimmen? Die Geliebte des Angeklagten befindet sich in Ihren Diensten; man weiß, Sie haben sie sogar gewissermaßen mit väterlicher Großmuth aufgenommen! Sollte...“

„D Sir,“ entgegnete der Squire, „ich verstehe, was Sie sagen wollen. Allein ich weiß mich von solchen Einflüssen völlig frei. Und Sir, wiederum ginge meines Erachtens gerade das Gegentheil aus Ihrer Vermuthung hervor! Wenn ich Polly Barnett wie ein Vater liebe, würde ich ihr dann einen solcher That schuldigen Ehemann wünschen können? Würde ich, ganz abgesehen von meiner Gewissenhaftigkeit, wünschen können, daß Richard Woodhill freigesprochen würde, und das liebe unschuldige Mädchen sich mit ihm verbände? Ich könnte das nicht wünschen, auch wenn ich nicht Geschwornener wäre. Schon eine erste Blutschuld, wenn auch unwillkürlich aufgeladen, mußte erst abgebußt sein, bevor man mit Vertrauen einen neuen Lebensweg gehen konnte; eine zweite wäre viel lastender, und hier würde es sich ja gar nicht um eine unglückliche Folge edler Leidenschaft, traurigen Zufalls, wenn Sie wollen, handeln, sondern um einen Mord aus den allerfrähesten Gründen! Aus Eifersucht, Selbstsucht, aus begehrllicher Liebe, — ja niedriger Habsucht, denn der Erschlagene ist ja beraubt! — Nein, Sir, ich darf Ihnen hier, Aug in Auge, Hand in Hand den Schwur ablegen, daß ich von der Unschuld des Angeklagten tief durchdrungen, daß ich so fest davon überzeugt bin, wie von der Ihrigen!“

Dabei faßte er Sir Daniels Hand und drückte sie mit Wärme. Dieser zuckte zusammen. Es überfiel ihn plötzlich der Gedanke: „Eine Möglichkeit der Unschuld ist doch vorhanden! Wie, wenn Du nun durch Deine Stimme einen Unschuldigen verurtheilst?“ Des Squire unerschütterter fester Glaube an die Unschuld des Angeklagten erschütterte den seinigen. — Er ging unruhig auf und nieder. Der Squire kannte den Thäter genauer! Er war so durchdrungen von seiner Unschuld! Seine Brust schlug in heftigster Aufregung. Wohl zehn Minuten ging er allein auf und ab, dann sprach er mit Eintönen leise. Endlich ließ er abermals abstimmen. Es war zehn Uhr. Und siehe, es gab drei Stimmen für die Unschuld! Master Bakers hatte sich, aus Durst oder

aus Ueberzeugung, dem Botum des Squire und des Sir Daniel angeschlossen.

Eine äußerste Aufregung herrschte unter den Versammelten. Das Resultat kam ihnen unerwartet. Jetzt endlich glaubten sie den Widerstand des Squire besiegt zu haben, und nun hatte sich derselbe so verstärkt, und die Aussicht zur Einstimmigkeit war in viel weitere Ferne gerückt als je zuvor! — Eine neue lebhaftere Discussion erhob sich. Master Bakers schien wieder rückfällig werden zu wollen. „Soll man hier verdursten und verhungern?“ rief er, „einstimmig müssen wir sein!“ Da trat der Squire auf, und sprach mit entschiedener Stimme:

„Meine Freunde! Ich bin so überzeugt von der Unschuld des Angeklagten, daß ich mein Leben dafür einsetze. Hier mein Ehrenwort, und Thomas Blakwell hat noch nie sein Wort gebrochen, ich beharre bei meinem Spruch: „Unschuldig“ oder ich sterbe in diesem Saal!“

„Sol Euch der Teufel!“ rief Master Bakers, „so müßten wir Alle mit Euch votiren oder crepiren!“

„Nach Belieben!“ antwortete der Squire.

Um Mitternacht ergab die Abstimmung sechs gegen sechs. Um zwei Uhr Morgens eilf für „Nichtschuldig,“ eine für Schuldig. Es war Sir Lewis Davison, der mit ehrenhaftester Festigkeit bei seiner Ueberzeugung beharrte. Er war fast ohnmächtig vor Hunger und Durst, doch erklärte er wie der Squire mit matter, bebender Stimme aber Unererschütterlichkeit der Seele: „Ich stimme nur nach meiner Ueberzeugung oder sterbe in diesem Saal. Versuchen wir denn, wer die meisten Lebenskräfte zuzusetzen hat.“

Offenbar war der Squire der Müßigere. Er zeigte noch keine Spur von Schwäche oder Erschöpfung, welche die Andern Alle fast auftrieb.

Eine Stunde verging. Da trat der Squire zu Sir Lewis Davison, der halb ohnmächtig in dem Sessel mehr lag als saß, und bat leise: „Ein Wort, Sir. Ich habe vielleicht noch einen Grund, Euch zu überzeugen, wollt Ihr mich hören?“ — Sir Lewis nickte und folgte dem Squire in die Ecke des Gemachs. Sie flüsteren einige Augenblicke. Plötzlich sank Sir Lewis dem Squire an die Brust, und stammelte das Wort: „Sie retten mich!“

Das Frühbroth dämmerte herauf. Ueber die Hälfte der Zuschauer im Gerichtssaale hatte denselben verlassen. Doch, die Andern, da ihnen nicht verwehrt war, sich leiblich zu erquicken, harrten aus. Eben so die Richter; doch bemächtigte sich die äußerste Unruhe dieser letzteren. — Polly war wie von wunderbarer Kraft gestählt, während Meg fast ohnmächtig wurde vor Erschöpfung, und selbst Bopp einmal über das andere sagte: „Da möchte man

ja lieber selbst verurtheilt werden, denn hängen ist leichter als verhungern!" — Aber Polly's Kraft wuchs mit der Verzögerung der Entscheidung. Sie faltete nur von Zeit zu Zeit die Hände, und richtete still betend die Blicke gen Himmel.

Endlich kam die Botschaft: „Die Geschwornen sind einig.“ Seit Menschengedenken war eine Sitzung von dieser erschöpfenden Anstrengung, dieser Spannung des Interesses nicht vorgekommen.

Die Lichte waren herabgebrannt, die Lampen fast erloschen, als die Thür sich öffnete, und die zwölf Männer des öffentlichen Vertrauens langsam, bleich, bis zum Umsinken erschöpft, in den Saal traten. Sie nahmen ihre Plätze ein.

Sir Lewis Davison, bleich wie Marmor, stammelte die Worte: „Einen Tropfen Wasser,“ und verlor das Bewußtsein.

Der Angeklagte stand, kaum noch der Kräfte dazu mächtig, auf. Todesstille im Saal. Sir Daniel Sigward trat vor; die Morgenröthe vergoldete sein silbernes Haar. Er sprach feierlich: „Das Verdict der Geschwornen lautet einstimmig:

„Nicht schuldig.“

In diesem Augenblick zitterten die Strahlen der Morgensonne in den Saal und erhellten ihn mit ihrem Golde. Richard's Haupt wurde zuerst davon getroffen und wie von einer Glorie umglänzt. Ein halb unterdrückter Ausruf der Verwunderung und Theilnahme entquoll jeder Brust, und klang wie ein plötzlich angeschlagener Accord durch den Saal. Polly sank bewußtlos an Margarethes Brust. Auch Richard schwankte, er hielt sich mühsam am Sessel, der Squire flog auf ihn zu und fing ihn in seinen Armen auf.

Siebentes Kapitel.

„Pfui! Pfui!“ rief Bopp aus und stampfte mit dem Fuß. „Es ist unglücklich! Es ist unerhört! Es ist das Niederträchtigste alles Niederträchtigen! Dagegen ist eine Mordthat eine edle Handlung! Pfui, dreimal Pfui!“

„Um Gotteswillen, so sage doch nur, was Dich so ganz außer Dir setzt, Bopp,“ begann Margarethe, als der Reitknecht mit den obigen Redensarten zu ihr in die Waschküche trat und immerfort die Peitsche schwang, als wolle er Alles peitschen, was ihm unter die Hände komme.

„Nein, diese Nichtswürdigkeit geht über alle Vorstellungen hinaus! Weg, wenn Du Deine Mutter schlachtetest — aber sie ist längst todt, — wenn Du Deine Tochter spießtest, aber Du hast keine, — Du würdest nicht so nichtswürdig handeln!“

„Und wenn Du bestest, wie ein Hund, oder wiehertest wie ein

Pferd, so könntest Du nichts Unverständlicheres und Unvernünftigeres herausbellen und herauswiehern, als Du jetzt in gutem Englisch zu Markte förderst! Nun sage mir, Was hast Du? Wovon ist die Rede?"

"Denke Dir!" fuhr Bopp eifrig fort „der nichtswürdige Mensch — der Undankbare — nun bin ich gewiß, daß er schuldig ist, daß er Rob Driver ermordet hat, trotz der Freisprechung!"

"Richard Woodhill?" fiel ihm Margarethe ins Wort.

"Ja, er hat den Squire förmlich angeklagt —"

"Verklagt willst Du sagen! Wegen des Ackerstücks .. ist's möglich?" —

"Nichts verklagt, sondern angeklagt, und nichts wegen des Ackerstücks, sondern er hat ihn angeklagt .. freilich scheint's unmöglich! — Rathe Meg?"

"Geh in's Kaffernland! Wie kann ich's rathe!"

"Hat ihn angeklagt, den Gerichtsboten Rob Driver erschlagen zu haben!"

Margarethe fuhr vom Stuhle empor. „Unmöglich!" rief sie, und zitterte. — „Lächerlich," rief sie und lachte. — „Abscheulich," rief sie und erblaste, — — „ach Du willst mich anführen," rief sie zuletzt und wollte sich wieder setzen. — Doch Bopp hielt sie mit beiden Händen an der Schulter fest, und sagte betheuernd: „Nein, Meg! So wahr Bopp Snatters hier vor Dir steht! Es ist richtig. Aber hätte ich ihn, wie ich Dich hier habe," — dabei packte er Meg an die Schultern, daß sie fast aufschrie, — „kein gesundes Gebein von ihm sollte aus meinen gesunden Fäusten heraus, und sollte ich mich selbst auf die Anklagebank setzen müssen!"

"Die arme, arme Polly!" brach jetzt Margarethe in Thränen aus: „Was hat sie nun für einen Mann! Was hat sie nun für ein Schicksal!"

"Ja, ein rechtes abscheuliches Schicksal, das hat sie," rief Bopp, „und wir waren so lustig auf ihrer Hochzeit! Weißt Du ..."

"Ach Bopp," unterbrach Margarethe ihn schluchzend, „laß doch das! Erzähle mir nur, wie hängt denn Alles zusammen? Wie kann eine solche Tollheit ..."

"Nichtswürdigkeit sage, Meg! Es war schon schlecht, es war schon ganz gemein von diesem Richard, obgleich er Recht hatte, daß er so auf den Kleeacker drang und immer wieder behauptete, der Squire sei verpflichtet, ihn ihm zu geben!"

"Ja, daß er mit der Klage drohte, war schändlich!" fiel Margarethe ein. „Alles verdankt er dem Squire! Die ganze Pacht, die Frau" —

"Oho! und sein Leben," rief Bopp dazwischen, „denn Jedermann muß sagen, daß unser Herr hauptsächlich seine Unschuld so

vertheidigte, sonst wäre er gehangen worden. Und mit Recht sage ich! Und nun, nun beschuldigt er aus Habsucht und Rache den, der ihn gerettet hat!"

"Allein wie denn Bopp? Wie ist denn ein solcher Unsinn möglich?" fragte Margarethe ungeduldig.

"Gott weiß, was er vorgebracht hat! Aber der Kronanwalt hat die Klage eingeleitet, das ist richtig, und der Squire sitzt schon im Gefängniß zu Carlisle!"

"Sitzt!" schrie Margarethe auf, und setzte sich selbst entsezt nieder. "Sitzt! Im Gefängniß! Der Squire Thomas Blackwell — im Gefängniß!" —

"Es ist so! Er stellte sich sogleich selbst, da er hörte, daß die Vorladung an ihn ergehen sollte!"

"Woher weißt Du aber das Alles, Bopp?" fragte Margarethe.

"Ich komme eben von Rivershope, wo ich die Stute abgeliefert habe, die der Richter vorgestern hier gekauft hat. Da kam eben James Cobbing, der goldene Auerhahnswirth von Carlisle. Der brachte es brühwarm mit. Allein Aufsehn hat es erregt, Du kannst Dir denken, wie großes. Der Squire angeklagt, als Mörder!"

"Gott, als Mörder, unser guter Herr!" jammerte Meg.

"O, die Leute lachen darüber! Das heißt, Meg, sie sind wüthend auf Richard Woodhill! Er hätte sich sehen lassen sollen in den Straßen von Carlisle! Mit Roth und Steinen hätten sie ihn geworfen, hätten ihn zerrissen! Denn, was sagen sie nun? Da seht Ihr's, der Mörder ist freigesprochen worden. Und nun stürzt er Andere in's Unglück, um Geld zu erpressen durch falsches Zeugniß! Aber wie denken sie von unserm Herrn, Meg! Das hättest Du den James Cobbing sollen erzählen hören! Es war eine Freude! Ich wollte, ich wäre dabei gewesen! Als die Nachricht von der Anklage auf den Club kam, sind sie beinahe toll geworden vor Eifer! Sogleich wollten zehn Gentlemen Bürgschaft für ihn leisten! Sir Lewis Davison bot dreißigtausend Pfund an. Er wollte auch persönlich Bürg sein. Geld wollte der ganze Club geben, doch der Squire hat Alles abgelehnt. Er hat sich auf der Stelle in Haft begeben! Er befiehlt selbst darauf, daß Alles in strengster Form geschehe, damit kein Makelchen an ihm haften bleibe, selbst nach der Freisprechung!" —

"Ach was Freisprechung," rief Margarethe in einem weinerlichen Ton, "sie brauchten ihn gar nicht freizusprechen, wenn sie ihn nicht anklagten! Es ist schändlich, es ist ein Wahnsinn!"

"Ja," rief Bopp bekräftigend. "Es ist schändlich, es ist ein Wahnsinn zugleich! Aber was haben wir zu thun, Meg? Müssen

wir nicht nach Carlisle? Müssen wir nicht unsern Squire auffuchen? — Ja bei Gott, das müssen wir, Meg!“

Margarethe fühlte sich von derselben Empfindung durchdrungen, und fand es ganz gerechtfertigt, daß Bopp den kleinen Wagen anschirte, um mit ihm zur Stadt zu fahren. —

Der Squire Thomas Blackwell befand sich indessen im Gefängniß zu Carlisle. Er wies jede Bürgschaft zurück. Der Kronanwalt selbst hatte ihm zweimal erklärt, er nehme Bürgschaft für ihn an, falls er sich nur verpflichte, die Stadt nicht zu verlassen bis zur Eröffnung der Gerichtssitzung. Der Squire war nicht darauf eingegangen. Der Vorfall machte so großes Aufsehen zu Gunsten des Angeklagten, daß das Gefängniß umlagert war von Volksmassen, die ihm ihre Theilnahme durch freudigen Zuruf bereißen mußten. Richard Woodhill dagegen war auf gleiche Weise in seinem eigenen Hause gefährdet, da eine wahre Erbitterung sich gegen ihn richtete. Er war wenige Monate zuvor der Gegenstand der verschiedenartigsten Theilnahme gewesen. Viele hatten ihn schuldig geglaubt; doch die feste Ueberzeugung des Squire von seiner Unschuld hatte diesen Glauben gestürzt. Man hatte, wiewohl Alles, was im Schooße der Geschworenen vorgeht, Geheimniß bleiben soll, doch nachträglich erfahren, daß nur die Festigkeit und die warme Vertheidigung des Squire die Freisprechung errungen hatte. Und jetzt trat eben dieser, dem kein Gerichtsspruch mehr etwas anhaben konnte, als Ankläger auf wider seinen Netter! „Und selbst, wenn die Anklage begründet wäre, er hätte sie nicht erheben dürfen!“ sagte man. — Allein Richards Haß und Erbitterung hatte ihn so unvorsichtig hingerissen, daß, was er gegen den Squire vorbrachte, zu den stärksten Verdachtsgründen gegen ihn selbst wurde. Der Unglückliche war, so schien's, von Stufe zu Stufe zu diesem tiefen Abgrund der Unwürdigkeit gesunken. Der erste Anlaß seines Hasses gegen den Squire war der, daß dieser Polly anrieth, die Heirath aufzuschieben, bis sich der Rest von Verdacht gegen Richard durch eine längere Zeit eines tüchtigen, ehrenhaften Lebenswandels ganz verloren hätte. Zugleich tauchte dabei ein eifersüchtiger Argwohn in Richards Seele auf, da er sich erinnerte, von Ned Bullerstone über des Squires Verhältniß zu Polly die Worte gehört zu haben: „Er findet sie so hübsch, er nähme sie am liebsten selbst!“ Um solchen Muthmaßungen, denen Richard die schwärzesten Farben lieh, ein Ende zu machen, gab der Squire den Widerstand gegen Pollys Verheirathung auf, und sie erfolgte bald nach der Freisprechung Richards. Der Squire ließ ihn in die alten Pachtverhältnisse treten, die Pollys Vater gehabt hatte. Dabei fand sich ein freitiger Punkt wegen eines Akeackers, der allerdings früher zu der Pachtung gehört hatte, aber nach des Squire Angabe durch den

verstorbenen Vater Pollys gegen einige andere Vortheile abgetreten war. Schriftliche Zeugnisse darüber fehlten oder waren mangelhaft, und Richard behauptete: der Squire wolle dadurch seine Vortheile und Rechte in der kontraktlich abgeschlossenen Pacht schmälern. So hatte sich binnen wenigen Monaten die äußerste Erbitterung zwischen den beiden Männern erzeugt, und urplötzlich trat Richard mit seiner Anklage hervor, vor deren Schwärze alle Welt, überzeugt von dem völligen Ungrund der Beschuldigung, zurückschauderte.

Indeß waren die Angaben, die Richard machte, doch der Art, daß der Kronanwalt nicht umhin konnte, den Prozeß einzuleiten. Und, wie gesagt, der Squire, empört über diese niedrigsten aller Verläumdungen, drang selbst am eifrigsten darauf, daß die äußerste Strenge der Formen beobachtet werde. — So lagen die Dinge, als Bopp und Margarethe nach Carlisle kamen, um ihrem Herrn ihre Liebe auszudrücken. Es wurde ihnen gestattet, in Gegenwart des obersten Gefängnisaufsehers. Meg stützte sich auf die rechte Hand des Squire und küßte sie, Bopp faßte die linke so kräftig, als ob er sie zerdrücken wollte. Sir Thomas Blackwell war sehr freundlich zu beiden, aber sehr ruhig. Er fragte nur: „Habt Ihr nichts von Polly gehört? Ist sie traurig, ist sie glücklich?“

„Sie ist gar nicht daheim,“ sprach Margarethe. „Sie ist schon seit drei Tagen zu ihrer alten Mühme nach Manchester gereist!“

„Das wird vermuthlich auf Richards Anordnung geschehen sein,“ erwiderte der Squire. „Das freut mich doch von ihm, daß er ihr den Kummer hat ersparen wollen; denn ich bin überzeugt, sie ist mir treu in ihrem Herzen!“

„Das ist sie, Sir,“ rief Meg, „das ist sie! Sie war schon unglücklich genug über Alles was vorgefallen!“

„Still davon, Meg,“ unterbrach sie der Squire. — „Es ist nun einmal nicht zu ändern, und man muß sich in Gottes Willen fügen!“

„Aber Sir, Ihr vor Gericht,“ weinte Margarethe.

„Nun? Und was ist dabei?“ antwortete er lächelnd.

„Diese Geschworenen,“ rief Bopp eifrig, „wenn sie sich nun bei Ihnen so irren, Sir, wie bei dem Schust dem Richard! Denn daß der Mör“

„Still!“ unterbrach ihn der Squire ernst. „Sprich nicht aus, was du nicht denken darfst. Und,“ fügte er lächelnd hinzu, „es sollte mich recht freuen, wenn die Geschworenen es mit mir so machten wie mit Richard, und mich freisprächen!“

„Ja — aber —“ fiel Bopp ein.

„Wolltest du das Gegentheil?“ unterbrach ihn der Squire.

„Genug davon! — Sage mir lieber, ob sonst etwas vorgefallen ist zu Maryfield!“

Bopp schüttelte den Kopf. Margarethe wußte auch nichts zu berichten.

„So schläft wohl Kinder! Ich bin müde. Habt so gutes Vertrauen wie ich, so sind wir über acht Tagen vielleicht vergnügter, als wir leider seit drei Monaten gewesen sind.“

Mit diesen Worten entließ er sie.

Achtes Kapitel.

Der Gerichtssaal zu Carlisle war wieder so gefüllt, wie vor drei Monaten. Die Theilnahme war sogar größer, die Spannung geringer. Denn es herrschte kein Zweifel über den Ausgang der Sitzung. Die Gemüther waren nur unwillig, erbittert erregt über die empörende Anklage. Die Geschworenen saßen auf ihren Plätzen; es waren aber nicht die der vorigen Sitzung, sondern die der neuen Wahl. Auf der Zeugenbank saßen: Richard Woodhill, der Gastwirth zum Prinzen von Wales, Ned Bullerstone, der Jude Isak Levi, der Gastwirth zum goldenen Auerhahn James Cobbing, Bopp und Margarethe. — Jetzt wurde der Angeklagte hereingeführt, die Zuschauer begrüßten ihn mit solchen Zeichen der Theilnahme, daß der Richter mit Ernst auf Ruhe dringen mußte. Der Squire sah als Angeschuldigter eben so ehrenfest und ruhig aus, wie als Geschworener. Die Verhandlungen begannen.

„Zeuge Richard Woodhill,“ begann der Richter. Aber kaum hatte er den Namen ausgesprochen, als ein allgemeines Zischen und Pfeifen entstand. Mit Würde erhob sich der Richter und sprach: „Bei der ersten neuen Ruhestörung ist es meine Pflicht, die Zuhörer zu entfernen!“ Jetzt ward es völlig still; Alles lauschte; Niemand wollte eine Sylbe verlieren.

Der Richter that dem Zeugen Richard Woodhill die gewöhnlichen Fragen; dann sagte derselbe aus:

„Am 16. Juni dieses Jahres wanderte ich von dem Dorfe Bloomfield nach dem Dorfe Rivershope auf dem Fußpfade, der durch die tiefe Fels- und Waldschlucht, „die schwarze Kehle“ genannt, führt.“

„Um welche Stunde?“ fragte der Richter.

„Nachmittags 6 Uhr,“ erwiderte der Zeuge.

„Ihr wißt das genau?“

„Genau; denn ich hatte eben nach meiner Uhr gesehen, die vollkommen richtig ging. Ein Reiter auf einem Rappen sprengte an mir vorüber, der die Schlucht etwa eine Viertelstunde früher als ich erreicht haben muß.“

„Habt Ihr den Reiter erkannt?“

„Ja! Es war der Squire Sir Thomas Blackwell.“

„Derselbe, der hier als Angeklagter vor Gericht steht?“

„Derselbe!“

„Habt Ihr etwas gegen diese Aussage zu erwidern, Angeklagter?“

Der Squire antwortete ruhig. „Ich bin an dem Tage des Weges geritten; der Stunde weiß ich mich nicht genau zu erinnern. Es kann aber nicht so spät gewesen sein.“

Ein leises Murmeln der Zufriedenheit durchbrach die Versammlung.

Der Vertheidiger des Squire, der Advokat Sir Robert W ar n e y, wandte sich hier an den Richter. „Der Zeuge Richard Woodhill kannte den Squire persönlich; er wollte zu diesem nach Maryfield. Ich bitte ihm die Frage zu thun, weshalb er den Squire, der ihm so unvermuthet begegnete, nicht angeredet hat.“ Frohes Gemurmel in der Versammlung. Der Richter that die Frage.

„Ich erkannte ihn erst,“ antwortete Richard, „als er schon vorüber war, da er hinter mir her sprengte.“

„Weshalb riefet Ihr ihn nicht an?“

„Ich that es, doch er ritt so rasch, daß er mich nicht hörte.“

„Angeklagter! Habt Ihr etwas gegen diese Aussage einzuwenden?“

„Ja. Ich bin, da es sehr heiß war, ganz langsam von der großen Straße bis zur Schlucht geritten.“

Freudige Bewegung in der Menge.

Der Richter: „Was habt Ihr darauf zu erwidern, Zeuge Richard Woodhill?“

Richard Woodhill sagte kurz: „Ich beharre bei meiner Aussage! — Als ich in die Schlucht hinabstieg, sah ich den Squire im tiefen Grunde derselben aus dichtem Gebüsch treten, dann sein Pferd, das er an einen Baum gebunden hatte, am Zügel ergreifen und es jenseit hinaufführen. — Nachdem ich in die Schlucht hinabgekommen, legte ich mich, da es sehr angenehm kühl war, dort auf den Rasen, und ruhete eine halbe Stunde. Ich hatte keine Vermuthung, daß in der einsamen Schlucht etwas vorgefallen sei. Gegen Abend wanderte ich weiter und übernachtete in dem Gasthof zum goldenen Auerhahn. — Erst nachdem ich wegen der dort vorgefallenen Mordthat vor Gericht gestellt, und frei gesprochen war, besuchte ich die Schlucht wieder. Dabei fand ich die Reitpeitsche des Squire, welche hier als Beweisstück vorliegt, in dem nämlichen Gebüsch zur Seite des Pfades, aus welchem ich ihn hatte hervortreten sehen. Sie hatte einen starken, von Messingdraht

gestochtenen Knopf mit Blei ausgegossen, und diesen fand ich mit Flecken bedeckt, die mir Blutsflecken zu sein schienen.“

Der Bertheidiger des Angeklagten wollte die Aussage unterbrechen. Doch der Richter hinderte es, und sagte: „Lassen Sie ihn vollenden!“

„Diese Entdeckung“ fuhr Richard fort, „erfüllte mich mit Schauer. Ich ahnte den Zusammenhang. Ich forschte weiter im Gebüsch nach, und fand endlich einen abgerissenen Knopf, den ich für einen erkannte, wie der Squire sie an seinem Reitkleide trug. Vergeblich suchte ich noch lange nach weiteren Spuren. Endlich ging ich, da es dunkelte nach Haus und verschloß die beiden aufgefundenen Stücke sorgfältig. Am folgenden Morgen kehrte ich zurück in die Schlucht und durchsuchte Alles auf das genaueste. Ich fand nichts, und schon wollte ich nach Haus zurückkehren, als ein Stein auf losem Geröll, den ich betrat, unter mir fortglitt. Das Geröll stürzte ein wenig nach, und da sah ich unter den Steinen etwas Rothes schimmern. Ich bückte mich und fand die Brieftasche des Erschlagenen unter dem Gestein versteckt. Sie enthielt keine Papiere. Mir fiel aber der Umstand auf, daß der Squire, wie ich zufällig gehört hatte, damals am Tage seiner Rückkehr von Carlisle sich eingeschlossen und Papiere verbrannt habe. — So konnte ich denn kaum noch einen Zweifel haben, wer der Thäter gewesen sei, und zugleich erklärte sich mir, weshalb, bei allem Schein wider mich, der Squire wie ich auch nachmals gehört habe, so sehr von meiner Unschuld durchdrungen war.“

Kaum war dieses letzte Wort über die Lippen des Zeugen gekommen, als ein heftiger Ausruf des Unwillens unwillkürlich von allen Seiten ertönte. Der Richter hatte Mühe, die Ruhe herzustellen. Blicke der Verachtung richteten sich von allen Seiten auf den Zeugen; dieser heftete seine Augen starr auf den Boden. Er schien es nicht zu wagen, den Kopf zu erheben.

„Angeklagter,“ fragte der Richter, „habt Ihr etwas gegen diese Aussagen einzuwenden?“ — „Ja! Vieles. Doch verlange ich, daß erst die andern Zeugen vernommen werden,“ erwiderte der Squire.

Der Gastwirth Red Bullerstone sagte, von Richard vorgeschlagen, zur Bekräftigung der Anklage aus, daß Rob Driver am Morgen des 16. Juni sich sehr erbittert über den Squire geäußert habe, mithin ein Streit zwischen beiden, wenn sie einander begegnet wären, wohl stattgefunden haben könne. Der Eindruck des Zeugnißes war nicht von Belang. Der Gastwirth zum goldenen Auerhahn James Cobbing behauptete, daß er den Squire schon vor fünf Uhr habe an seinem Hause vorüber reiten sehen, derselbe also nicht nach sechs Uhr in der Schlucht gewesen

sein könne. Zeichen großer Befriedigung ließen sich unter den Zuhörern wahrnehmen bei dieser Aussage.

Der Jude Isak Levi sagte aus, er sei zwischen fünf und sechs Uhr einem Reiter auf einem Rappen auf der Straße nach Maryfield begegnet. Er beschrieb Anzug, Pferd und Zäumung genau so, wie die des Squire gewesen war, vermochte aber nicht zu behaupten, daß es dieser selbst gewesen sei. Die Wahrscheinlichkeit aber fiel schwer ins Gewicht.

Bopp und Margarethe endlich sagten aus, daß der Squire bald nach sechs Uhr zu Haus gekommen sei. Allerdings sehr aufgereggt und erhitzt, auch habe er sich sofort in sein Zimmer begeben und sich eingeschlossen, da er sich vom Staube zu reinigen beabsichtigt habe.

„Hatte der Squire,“ fragte der Richter, „seine Reitpeitsche bei sich, als er nach Haus kam?“

Bopp und Meg versicherten, sie hätten nicht darauf gemerkt. Die als *corpus delicti* vorgezeigte Reitpeitsche erkannten sie jedoch als die des Squire an.

„Fehlte dem Squire ein Knopf an seinem Reitkleide?“ fragte er weiter.

Beide sagten einstimmig aus, wenn dies der Fall gewesen wäre, müßten sie es bemerkt haben. Bopp beim Reinigen der Kleider, und Meg, weil er ihr so gleich aufgetragen haben würde, einen anderen Knopf anzunähen. Es sei also entschieden nicht der Fall gewesen.

Der Richter wandte hier ein: „Wenn der Knopf gefehlt hat, und aus der hier gemuthmaßten Ursach, so hat dies der Squire vielleicht absichtlich verheimlicht.“

Darauf erwiderten beide Nichts.

Der Richter wandte sich jetzt nochmals an den Squire mit den Worten: „Ihr habt Euch vorbehalten, Angeklagter, auf die Aussagen des Zeugen Richard Woodhill noch etwas zu erwidern!“

Der Squire nahm das Wort: „Ich habe meine Reitpeitsche an jenem Tage nicht verloren. Da ich aber nur diese bei weiten Wegen, und wenn ich viel Geld bei mir führe, mitnehme, weil sie mir zugleich als Waffe dient (Gemurmel in der Versammlung) mittelst des schweren Bleiknopfs, so stellte ich sie unmittelbar nach der Rückkehr in den zur Aufbewahrung der Peitsche und anderer Geräthe bestimmten Schrank, und habe seitdem mich nur einer leichteren Reitpeitsche bedient. Wie sie in die Hände des Zeugen Richard Woodhill gekommen, weiß ich nicht; allein er hat mich seit seiner Freisprechung öfters besucht, und es kann wohl sein, daß er mehrmals allein in dem Zimmer gewesen, wo sich der Schrank befindet. — (Bewegung in der Versammlung.) Ein Knopf hat mei-

nem Reife-Reitkleide damals nicht gefehlt; ich habe es seitdem nicht wieder getragen. — Allerdings kam ich sehr aufgeregt nach Haus; die vielen lästigen Geschäfte des Tages und die große Hitze hatten dies bewirkt. Unbedingt aber auch der Umstand, daß ich gerade bei meiner Rückkehr die Rückkehr des Zeugen Richard Woodhill aus seiner Haft erfuhr, indem er seine Ankunft zum folgenden Tage seiner jetzigen Frau, die damals in meinem Hause lebte, angezeigt hatte. Bei meinem Antheil an seinem Schicksal war diese Bewegung sehr natürlich.“ — Der Squire hielt hier inne. Er kämpfte offenbar wiederum mit großer innerer Aufregung. Richard Woodhill blickte unverwandt zur Erde. Unter den Zuhörern herrschte eine nicht zu schildernde Bewegung des Unwillens einerseits, der Theilnahme andererseits. — „Weiter habe ich nichts zu sagen,“ schloß der Squire, „und fordere die Geschworenen auf, nach ihrer Ueberzeugung über mich zu urtheilen!“

Der Kronanwalt nahm jetzt das Wort. Er hätte, sagte er, die Anklage fallen lassen, wenn nicht einmal einige Data doch so erheblich gewesen wären, daß es Pflicht wurde, näher darauf einzugehen; andererseits sei es aber auch der entschiedene Wille des Angeklagten, sich dem Urtheilsspruch zu unterwerfen.

Der Bertheidiger zeigte zuerst die geringe Haltbarkeit der zum Nachtheil des Angeklagten angeführten Umstände. Dann stellte er er ihnen mit feuriger Rede das ganze Leben, den Charakter, das Ansehen, die Würde der gesellschaftlichen Stellung des Beschuldigten gegenüber. Der Eindruck der Rede war unverkennbar. Der Richter faßte die Debatte zusammen und entließ die Geschworenen mit der ersten Mahnung, nur dem Gebot innerster Ueberzeugung zu gehorchen.

Sie verließen den Saal. — Einige Augenblicke herrschte eine tiefe Stille; Jeder schien die Vorgänge nur in sich zu erwägen. Allmählig entstand jenes tiefe Murmeln, das sich aus dem leisen Flüstern der Einzelnen in so großer Versammlung erzeugt. Es wuchs eiaenthümlich. Nur ein Gefühl schien Alle zu erfüllen, innere Empörung gegen den Ankläger; das hatte sich zuerst mit verhaltenern Worten Luft gemacht, aber der Eifer gegen den Unwürdigen stieg höher und höher, und so wurde das Geräusch, obwohl Niemand laut sprach, stärker und stärker, und schwoh an wie die Fluth. Richard stand gebückt, den Blick zur Erde gerichtet; er wagte Niemand in der Versammlung anzusehen, nur von Zeit zu Zeit hob er verstohlen das Auge und schaute nach der Thür, aus der die Geschworenen treten mußten, mehr um sein Urtheil zu sprechen, als das des Squire!

Kaum zehn Minuten waren auf diese Art verstrichen, als die Thür sich öffnete, und die Geschworenen zurückkehrten. Im näm-

lichen Augenblick herrschte eine Stille im Saal wie in der Kirche. Alle, Richter, Geschworene, Angeklagte, nahmen ihre Plätze ein. „Das Verdikt der Geschworenen,“ sprach der Vorsitzende mit feierlichem Ernst, „lautet einstimmig:

„Nicht schuldig.“

Allem Gesetz zum Troh, brach ein lauter Jubelruf in der Versammlung aus, und keine Macht der Welt wäre im Stande gewesen, ihn zurückzubalten. Doch, als wäre Allen zugleich der Athem versezt worden, brach der Ausruf eben so plötzlich wie mitten im Laut ab, und die Stille war wieder da, wie die Dunkelheit nach einem hellen Blitz. Denn zu Aller fast erstarrendem Staunen, flogen sich, so wie das Nichtschuldig ertönt war, der Squire und der Ankläger einander in die Arme und hielten sich umschlungen, als wollten sie sich nie wieder loslassen. Bopp und Meg, die schon aufgesprungen waren, um auf ihren Herrn zuzustürzen, standen wie die Bildsäulen. Eben so die andern Zeugen, die Richter und Geschworenen, kurz, der ganze Saal. Es war, als ob ein plötzlicher Starrkrampf alle zugleich gelähmt hätte. Nur Sir Lewis Davison nicht; denn der sprang mit einem Satz am Constabler vorbei durch den Eingang der Barre zum Squire hin, und riß ihn aus Richard's Armen in die Seinigen, was die Bewunderungs-Erfahrung der Versammlung noch verlängerte. Jetzt aber brach das Eis, alle Zungenbänder lösten sich gleichzeitig, und wie ein herabrauschender Platzregen stürzten Fragen und Ausrufungen, gemischt wie Regen und Hagel, in den Saal, und Jeder wollte gleichzeitig von Jedem wissen, was das bedeute. Da erhob der Squire die Hand und winkte, und als das nicht half, zog er ein Tuch heraus und wehete damit durch die Lüfte, um sich Stille und das Wort zu verschaffen. Endlich gelang Beides.

„Theure Freunde und Mitbürger,“ hub er an, „dem Himmel sei Dank, vor dem Gericht bin ich nun freigesprochen, so gut wie dieser Backere (indem er die Hand auf Woodhills Schulter legte) und vor Gott hoffe ich's auch zu sein. Und dennoch — — — er machte eine lange Pause, Alles horchte lautlos auf, — und dennoch habe ich den Gerichtsboten von Carlisle, Rob Driver, erschlagen!“

Hätte der Blitz mitten durch den Gerichtstisch geschlagen, die Wirkung hätte kaum größer sein können auf die Versammelten. Bopp fiel beinahe rücklings über den Stuhl; Meg sank in die Arnie, und Bopp mußte sie halten.

„Ja,“ fuhr der Squire fort, „der Unglückliche fiel leider durch meine Hand, allein ohne meine Schuld! Er machte in der Schlucht, Gott weiß es, ob Haß oder Habsucht ihn zu der sträflichen That trieben, einen Anfall auf mich. Des Himmels Hand

rettete mich. Der Schlag, den er, während ich zu Pferde saß, aus dem Buschwerk springend, wo ich ihn gar nicht gesehen, hinterrücks auf mich that, gleitete ab durch einen scheuen Seitensprung meines Pferdes, doch mein Gegenschlag, den ich mit jener umgekehrten Peitsche zur Abwehr seines zweiten Hiebes that, traf so unglücklich, daß der Angreifer sogleich zu Boden stürzte und keinen Laut mehr von sich gab. — Ich sprang vom Pferde, faßte ihn, schüttelte ihn, er regte sich nicht! Mich ergriff die äußerste Bestürzung — ich verlor die Besinnung. — Freunde, Bürger, einen Menschen erschlagen zu haben, wenn auch willenlos, im Rechte der Vertheidigung, ist ein furchtbares Gefühl! — Wir waren ganz allein. — Die falsche Angst vor den Folgen ergriff mich. Ich dachte: Du mußt den Verdacht von Dir abwälzen. Darum nahm ich dem Todten Börse, Uhr, Brieftasche ab, zog die Leiche ins Gebüsch und flüchtete, wie in Todesangst. So muß man glauben, dachte ich in meiner Verwirrung, ein Räuber hat ihn erschlagen. — So kam ich nach Haus, halb sinnlos. Da erfuhr ich am andern Morgen die Anklage gegen diesen Unschuldigen! Jetzt ging mir's auf einmal wie eine Eingebung des Himmels auf, was ich zu thun hätte. Der muß freigesprochen werden, und Du mußt es werden, und dann muß die Wahrheit doch an's Licht, dachte ich. So verfolgt keinen unschuldiger Verdacht durch's Leben, und keiner wird schuldlos bestraft. Ich war Geschworener in der Sache, mein beharrliches Nein mußte ihn retten nach unserm Gesetz. Darum hielt ich fest an der Wahrheit, und, — ich muß es bekennen, ich hatte die Festung meines Magens gut ausgerüstet, sie konnte nicht so leicht ausgehungert werden, wie die Andern."

Trotz des gespannten Ernsts in der Versammlung alitt doch ein Lächeln über alle Gesichter, und ein summendes Getöse begleitete es. Bopp aber dachte: „Also darum hat er so gefrühstückt wie ein Patagonier!"

„Nur Einer hätte mich beinah überwunden, oder vielmehr Einen vermochte ich nicht zu überwinden, und er wäre gestorben für seine Meinung; hier mein ehrenwerther Freund Sir Lewis Davison! Da mußte ich meinen Kriegsplan ändern. Dem sagte ich daher: Sir, meine Ehre zum Pfande, daß der Angeklagte schuldlos ist; ich weiß es, denn ich kenne den Thäter, und nochmals meine Ehre zum Pfande, er soll auch vor Gericht gestellt werden. Ob mich der edle Sir ganz verstanden hat, oder halb, das weiß ich nicht — —"

„Ganz, ganz, doch ich hütete mich, es auszusprechen," rief Sir Davison lebhaft, „und bezwang meine Unruhe und Reugier!"

„Gut denn! — Genua, er trat darauf zu meiner Meinung über. Und so erfolgte die Freisprechung dieses Braven!" Dabei

schüttelte der Squire dem armen Dulder, Richard Woodhill, warm die Hand. „Nun aber mußte er mir noch einen Gegen dienst leisten für meine tapfere Bertheidigung seiner Sache; er mußte mich anklagen, damit ich durch ein Verdict auch all das Uebel los wurde, was mich bedrohte, wenn die Sache nicht abgethan wurde, und ausgelöscht für ewig, wie ein glimmender Funke. Ich selbst sorgte für die Anklagebeweise und lieferte ihm Briefftasche und Reitpreitsche und sonstiges Zubehör aus. Wir mußten für Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit zugleich sorgen, daß die Klage zu Stande kam, und die Freisprechung auch. Und ich glaube, wir haben nichts Unrechtes gethan. Denn wenn einem Manne das Unglück droht, erschlagen zu werden, und wenn er das Unglück wirklich hat, zu erschlagen gegen seinen Willen: so dünkt mich doch, erwächst ihm daraus nicht die Verpflichtung noch überdies zu leiden, was die Gesezge nicht abwenden können, wohl aber er selbst — und das habe ich gethan! Mit dem weltlichen Gericht sind wir Beide — er faßte Richard's Hand und schüt telte sie herzlich — abgefunden, der Gnade Gottes bedürfen wir Alle, und ich hoffe sie wird mir auch werden! Irren können wir auch Alle, selbst die Gerichte. Das aber soll uns nicht irre machen an Alt-Englands Gesezen, und ich fordere Sie auf, werthe Girs und Freunde, mit mir zu rufen: Es leben Englands Gesezweorengerichte, wenn sie auch nicht unfehlbar sind!“

Nun brach der laute Jubel aus! Die Angeklagten, Freige sprochenen wurden umringt, im Triumph hinaus geführt. An der Thür flog Polly, die junge reizende Frau, an Richard's Hals, der die härteste Probe treuer Ergebenheit, solchen Schimpf und Verdacht unschuldig Wochen lang zu tragen, auf sich genommen! Und dann hing der Glückliche wieder in den Armen des Squire — dann wurden sie von der Volksmenge, die immer laut jubelte und die Hüte und Mützen emporwarf, alle fortgeschwemmt und fast er drückt, so daß Bopp gar nicht aus der Umarmung der alten Meg herauskam. Endlich, als sie etwas freien Athem holen konnten, sagte der Squire zu Richard: „Richard, wir sind durch gleiches Schicksal Verwandte, ich möchte sagen Blutsverwandte, aber das Wort hat mir hier einen zu finsternen Klang. Ich weiß nun aber, wie unschuldig einer sein kann, der doch Blut vergossen hat! So sind wir denn Brüder und wollen es bleiben! — Nein,“ rief er pflöchlich, und faßte zugleich Polly's und Richard's Hand, — „Mein Kinder! Kinder habe ich nicht, seid denn Ihr meine Kinder!“

Und nun hingen sie am Halse des Vaters.

Es gehört noch zum fröhlichen Ende dieser ernsthaften Geschichte, daß ein unermessliches Festessen zur Feier des Vorfalls und zu Ehren des Squire zu Carlisle veranstaltet wurde, wobei Sir Lewis Davison als Chairman fungirte. Der Squire hatte nicht kommen wollen ohne seine Kinder und ohne Bopp und Meg. Alle Richter und Geschworenen, sogar alle Zeugen waren geladen. Dem Squire war so leicht um's Herz, daß er fast mit so gutem Appetit und so viel aß als an dem Morgen, wo er sich vorbereitete, seine Collegen, die Geschworenen, auszuhungern. Es schien aber, als hätten diese ein Beispiel daran genommen und wären vorsichtig geworden, denn sie aßen gleichfalls dergestalt (besonders Master Bakers), daß der Squire, hätte er seinen Handsreich jetzt noch einmal versuchen wollen, gewiß eine lächerliche Niederlage erlitten hätte. — Getrunken wurde nicht weniger, sondern vielleicht noch mehr, wobei Sir Charles Nickelby die Vorsicht gegen eine mögliche künftige Blokade, beim Portwein noch weiter trieb, als Master Bakers beim Roastbeef und Plumppudding.

Das Mahl hätte vielleicht bis zur nächsten Geschworenen-Sitzung gedauert, wenn Sir Lewis Davison als Chairman nicht ein Einsehen gehabt, und den Spruch der Rede des Squire nach seiner Freisprechung als letzten Toast ausgebracht hätte:

„Es leben Englands Geschworenengerichte, wenn sie auch nicht unfehlbar sind!“

Damit endete die Mahlzeit, und wir die wahre Geschichte.

Der Kaper.

Kurbrandenburgische Seenovelle

von

Heinrich Smidt.

Zu Pillau geschah es und um das Jahr 1656. War zu damal eine regsame Zeit in den preussischen Landen. Satten sich früher im Oberland, in Sammland und wo sonst der schwarze Adler horstete, vielerlei herausnehmen dürfen. Die Herren von der Ritterschaft und die freien Bürger hörten die Ermahnungen der kurfürslichen Kammermeister geduldig oder ungeduldig an, je nachdem ihnen der Kopf stand, und hernach thaten sie, was ihnen beliebte. Wollten keine geworbenen Truppen im Lande haben, sondern die eigenen Bewohner sollten es mit Leib und Leben schützen. Aber wenn der Pole, oder sonst ein Feind sich blicken ließ an der Grenze, blieben des Landes Kinder daheim und dachten: „Laßt den gestrengen Herrn in Berlin nur selbst sorgen, das ist ein tapfe-

rer Mann.“ Kam darauf eine Botschaft von dorthier, daß sie den Beutel ziehen sollten, damit die nöthigen Kriegskosten zusammen kämen, schlichen sie achselzuckend beiseite und es gab Ausflüchte über Ausflüchte.

Das ward anders, als Herr George Wilhelm das Zeitliche segnete und den Kurhut vererbte auf seinen Sohn Friedrich Wilhelm, den bald Freund und Feind den großen Kurfürsten nannte. Zwar blieben sie noch immer auffässig genug, und hatten das große Wort; doch thaten sie meistens des Fürsten Willen, und man konnte spüren, daß ein Herr im Lande walte.

Seit mehreren Wochen war es bei allen Bewohnern zu Pillau gewiß geworden, daß es ehestens etwas Absonderliches geben werde. Es klang freilich unglaublich und wollte keinem anfänglich recht einleuchten; aber sie mußten sich endlich fügen. Es hieß, der Kurfürst lasse sich mit der Herrschaft zu Lande nicht mehr begnügen, sondern wolle es auch zur See versuchen und es denen von Holland, Dänemark und Schweden gleich thun. Hatten erst weiblich darüber gelacht hinter den Bierkrügen, und die Weissen hatten mit den Köpfen geschüttelt oder die Hände seufzend über den Bauch gefaltet, je nachdem. Was sie aber bei dem Lachen nebenher noch insgeheim dachten, das schluckten sie mit dem Bier wohlweislich hinunter, weil sie es sich nicht zu sagen getrauten.

Bald war es aber mehr als Spaß. Der kurfürstliche Oberst, Johann Hille, welcher zugleich ein seebefahrener Mann und ein unerschrockener Soldat war, wurde zum Kommandanten des ersten kurbrandenburgischen Kriegsschiffes ernannt, „der clevische Lindbaum“ geheissen, welches sechszehn Stücke führte. Wie vom Himmel gefallen war dies Schiff plötzlich in dem Hafen von Pillau erschienen. Kein Mensch wußte, woher es gekommen. Als eines Morgens die Sonne den Hafen beleuchtete, lag es mitten darin mit geöffneten Geschützportern; eine tüchtige Mannschaft auf dem Decke, blendend weiße Segel an den Maaen und den kurbrandenburgischen rothen Adler an der Gaffel.

Run gab es ein Flüstern und Zischeln und die Köpfe zusammensinken. Woher kommt das Schiff? Was will es hier? Wohin wird es gehen? Und was soll es draußen in der See? Müßiges Volk, welches sich in jeder Hafenstadt den geschlagenen Tag am Wasser herumtreibt, suchte sich an die Mannschaft zu drängen wenn Etlliche von derselben zu Lande kamen, und begeherten gute Kameradschaft zu machen. Aber diese hatten entweder strenge Ordre, oder sie mochten sich mit den Tagelieben nicht abgeben, und antworteten kurz, sie wüßten von nichts. An den Herrn Kommandanten aber, wenn er vom Bord an's Land ging oder zurück, wagten sie sich nicht zu wenden, denn dieser sah zu ernst und strenge

darein, und selbst in der Herrenstube, wo er manchmal einen frischen Trunk begehrte, scheuten sich die angesehenen Bürger, ihn um den eigentlichen Zweck des Orlogschiffes zu befragen, weil es bekannt geworden, wie er einem jungen königsberger Patricier, der etwas mit dem Maule vorweg gewesen, zur Antwort gab: Kurfürstliche Durchlaucht habe ihm zu schweigen befohlen, und dasselbe empfehle er dem jungen Herrn auch.

Da traf es sich eines Abends, als die Sonne sich stark neigte und einen Scheideblick durch die Fenster warf, der in den blanken Krügen widerspiegelte, daß zwei Männer, die miteinander über die schweren Zeitläufte einen weisen Diskurs geführt hatten, sich bei dem Eintritt eines Dritten unterbrachen, indem der Eine sagte:

„Was wissen wir? Aber da kommt der Herr Kammermeister Siegfried, der über diese Dinge genau unterrichtet sein muß, und uns, wenn er nur will, mit Bestimmtheit sagen kann, was all dies Geheimthun in unserm Städtlein zu bedeuten hat.“

Der Kammermeister legte mit aller Gemüthsruhe seinen Regemantel ab, hing Hut und Stoc säuberlich an den Nagel und rückte die Perrücke zurecht. Dann setzte er sich zu den beiden Herren, mit denen er von lange her befreundet war, an den Tisch und sagte nachdenklich:

„Ihr meint das Schiff mit seinen sechszehn Geschützröhren, das allen guten Villauern zum Schrecken sich plötzlich in diesen Hafen hinein verirrt hat? Wer nur selbst etwas wußte. Aber, das wird ja Alles so cachirt und secretirt, daß man nicht das Geringste erfährt.“

„Gelt, Herr Kammermeister! Ihr wollt nur nicht mit der Sprache heraus, sonst wäre es Euch ein Leichtes. Liegt ja Alles offen vor Euch da.“

„Offen ist in dieser Anaelegenheit nichts, als meine Cassa,“ seufzte Herr Siegfried. „Weil Jeder so oft und soviel erigirt, daß kaum eine Gelegenheit ist, sie nur unterweilen zu schließen. Dagegen arrivirt es ihr nimmer, daß sie auch nur mit einem baaren Gulden bereichert wird.“

„Ja, das kennt man bei Euch Herren. Hohe Kurfürstliche Kammer hat auf Nachfrage nie einen Groschen. Und doch weiß sie Aber da kommt, wenn ich mich nicht irre, einer Eurer Secretarien. Er hat sich schon drei Mal verbeugt, ehe er sich über die Schwelle wagt, und macht ein gar pffiffiges Gesicht. Gelt, Gewatter Kammermeister, der bringt uns den gewünschten Aufschluß.“

Der Kammermeister hatte sich umgewendet und sah einen der Kanzellisten, der sich noch immer verneigte, aber nicht den Mund zu öffnen wagte.

„Warum dringt man hier ein? Was will man hier? Hatte

es große Noth, daß man mir dies armselige Viertelsfründchen zur Recreation mißgönnt? Man rede."

"Halten zu Gnaden, Euer Bestrengen," sagte der Kanzellist, sich nochmals verneigend. "Ich hätte mich niemals unterstanden, hierher zu kommen, allein eine hochwichtige Person verlangen expresse nach dem Herrn Kammermeister."

"Und wenn es der Derfflinger, oder der Sparr in eigener Person wären . . ."

"Die sind es eben nicht."

"Oder meinetwegen des Kurfürsten Durchlaucht selbst!" sagte der Kammermeister sich brüstend.

"Noch minder sind es Seine Hochfürstliche Gnaden, so sich in der Kammermeisterei befinden."

"Man raisonnire nicht. Wer ist da?"

"Es sind der Herr Oberst Johann Hille, der das große Kanonenschiff befehligt. Er geht in der Kanzlei mit starken Schritten auf und nieder, und hat begehrt, Euch allsogleich in Dienstangelegenheiten zu sprechen. Allsogleich in des drei Teufels Namen! befohlen der Herr Oberst; und ich bin gelaufen, was ich konnte, um Euch das anzusagen."

"Denken solche Herren, daß man nichts Anderes zu thun hat, als stets zu ihren Diensten zu sein?" sagte der Kammermeister blutroth vor Zorn und machte ein Gesicht, als kummere er sich keinen Pflückerling um die Befehle des Obersten; stülpte aber doch in aller Hast den Hut auf den Kopf und rannte mit einem mürrischen Guten Abend davon.

"Das bedeutet Etwas!" sagte einer der zurückgebliebenen Bürger, und sein Nachbar winkte den Kanzellisten zu sich:

"Sagt uns doch unbeschwert, Herr Kanzellar. — Es ist warm draußen und ein kühler Trunk nicht zu verachten. Darf ich Euch meinen Krug anbieten?"

"Der Herr ist gar zu gütig!" entgegnete Jener und langte zu mit linkscher Hast.

"Erlaubt eine Frage," sagte der Bürger. "Des Herrn Obersten Gnaden ist also auf der Kammermeisterei? Habt Ihr nicht gehört . . . Hansel! Noch einen Krug für den Herrn Kanzellar! . . . Woher weht eigentlich der Wind?"

"Gerade Nord-Nord-West, Herr."

"Ihr Spaßvogel! Das meine ich nicht. Da ist ein frischer Krug. Wohl bekomme er Euch. Nun, was meint Ihr dazu? Ein feiner Trunk. Der arme Kammermeister muß das jetzt entbehren. Was kann denn der Oberst zu so später Abendzeit noch wollen? Was soll es geben?"

Der Kanzellist machte ein gar wichtiges Gesicht, trank sein

Bier mit aller Gemüthlichkeit bis auf den letzten Tropfen; sah sich darauf nach allen Seiten um, ob auch ein Dritter da sei, der ihn verrathen könne; dann beugte er sich zu dem horchenden Bürger herab, flüsterte diesem zu: „Kaperbriefe!“ und eilte spornstreichs hinter seinem Herrn drein.

„Kaperbriefe!“

Das Wort war wie ein Donner auf das Haupt des friedliebenden Bürgers gefahren. Er hatte auch ein Galiot draussen mit allerlei guten Dingen, als indischen Gewürzen und feinen Stoffen beladen, von denen er einen erklecklichen Gewinn hoffte. Und nun Kaperbriefe.

„Dieser Kurfürst ist zum Ruin des Landes auf die Welt gekommen!“ brummte er ingrimmig vor sich hin, und sprang auf, denn das Bier war ihm versalzen. Er ging in großer Aufregung nach Hause, die sich noch beträchtlich erhöhte, weil seine erhitze Phantasie die bedrohlichen Kaperschiffe, die der Feind zur Revange ausrüsten könne, nach allen Richtungen hin auf dem Straßensplan vor sich her tanzen sah.

In der Staatskajüte des „Elevischen Lindenbaumes“ saß an der, inmitten derselben am Boden festgesurrten Tafel der Artillerie-Oberst und erste kurbrandenburgische Capitain zur See, Johann Hille. Die vor ihm liegenden Karten schob er beiseite, sah hinauf zu dem Compass, der zu seinen Häupten hin und her schwankte, und trommelte vor Ungeduld auf die Lehne des Stuhls. Der Schreiber, der an dem Ende der Tafel seinen Platz hatte und wohl wußte, daß diese Zeichen der Ungeduld ihm galten, tunkte vor Angst die Feder statt in die Tinte, in den Streusand und machte ein großes P für ein kleines, was man sich zu damal überhaupt nicht übel nahm, und sprang dann auf, einen vollgeschriebenen Bogen vor dem Capitain niederlegend. Zur selben Zeit trat der erste Offizier des Schiffes ein.

Der Capitain-Oberst sah die Schrift an und rief dem Schreiber zu:

„Kein Wort kommt von dem Allen über Euere Lippen; sonst...“

Der Schreiber legte die Hand auf das Herz, verbeugte sich tief und verschwand.

Der erste Offizier sah dem Tintenkleckser mit einem Blicke un-
ausprechlicher Verachtung nach, schenkte seinem Obersten dafür, daß er sich mit solchem Volke abgeben müsse, einen Blick des Mitleids, und harrete geduldig, was Jener sagen würde.

„Lieutenant Lamm,“ sprach Herr Johann Hille nach einer Pause. „Hier ist Arbeit vollauf. Es ist Seiner Kurfürstlichen

Durchlaucht strikter Befehl, daß die Flagge mit dem rothen Adler sich jetzt vor aller Welt als Kriegsflagge in offener See zeigen soll.“

„Endlich!“ rief der Lieutenant mit dem schuldlosen Namen. „Saltet mir es zu gute, Capitain, daß ich von hier nicht her gehörenden Dingen schwäze, aber mir schlägt ordentlich das Herz, daß es endlich losgehen soll.“

„Verschießt Euer Pulver nicht zur unrechten Zeit, alter Maat. Ist nichts Halbes und nichts Ganzes. Ja, wenn die Sache so, wie Seine Kurfürstliche Durchlaucht sie begonnen haben, auch zu Ende geführt würde. Dann möchte es hingehen. Aber da reden die berliner Geheimenrätthe, die von dem Salzwasser nichts wissen, als daß der Dorsch darin herum schwimmt, schon jetzt darein. Sie meinen dies und das, bis der Herr verdrießlich wird und den haltlos gewordenen Plunder beiseite wirft.“

„Wie lautet denn, mit Verlaub, eigentlich die Ordre?“ fragte Lieutenant Lam m mit offenem Munde.

„Da liegt das kurfürstliche Edikt. Sollen, Wind und Wetter dienend, soaleich den Anker lichten und Cours auf Colberg setzen, um unsere Ladung dort abzuliefern. Diese Ladung, wißt Ihr, ist ein purer Vorwand, um dort hinkommen zu können und einzuladen, was hier an Waffen und Munition für den kurfürstlichen Dienst noth thut. Wer weiß, wieviel davon tauglich ist, für 'nen ordentlichen Krieg, da die berliner Perücken das Aussuchen gehabt haben. Aber das geht uns nichts an. Nun heißt es weiter. Wenn wir draußen fremdherlichen Schiffen begegnen, zum Beispil die von dem Orlog der Herren Generalstaaten, dann sollen wir Miene machen, als wollten wir den Flaggensalut zuerst geben; eigentlich aber sollen wir abwarten, ob sie uns mit ihrem Grufe nicht zuvorkommen, und dann wieder salutiren. Nühren sie aber die Flaggensleine nicht an, dann sollen wir es auch nur bleiben lassen.“

„Bleiben lassen!“ brummte der Lieutenant, in Gedanken seinem Capitain folgend, vor sich in den Bart.

„Wozu nußt dieser Schein?“ fuhr Jener fort. „Können wir nicht gleich brott genug sein und sagen: Wenn Ihr uns nicht zuerst grüßen wollt, wir wollen es gewiß nicht, und somit hol Euch der Teufel. Sind Brandenburg und Preußen nicht mehr werth, als so ein Paar zusammen gebackene Generalstaaten? Der Kurfürst, denke ich, kann mit seinen Generalen mehr Staat machen, als diese Holländer, die sonst ganz tüchtige Seeleute sind, mit den ibrigen.“

„Werde mich während meiner Wache strikfe an die kurfürstliche Ordre halten,“ sagte der Lieutenant, die Hand an die Mütze legend.

„Das ist auch Euere Schuldigkeit!“ fuhr der Capitain auf, und sagte dann gelassener: „Bleibt Euch übrigens unbenommen,

Euch zu ärgern, daß wir uns drehen und wenden und jedenfalls zuerst salutiren sollen, wenn uns Dänen und Schweden, Engländer oder Franzosen, und andere königliche Kriegsfahrzeuge begegnen. Wozu das? Der rothe Adler kann so gut eine Krone auf dem Kopfe tragen, als der dänische Löwe, und brandenburger Kurfürsten sind ganz aus dem markigen Holze, . . . Aber es soll einmal sein, und ich schärfe es Euch ein, Lieutenant Vamm, daß Ihr buchstäblich nach der erhaltenen Ordre verfährt."

"Mit allem schuldigen Respekt!" sagte der Lieutenant und legte abermals die Hand an die Mütze.

"Nun kommt noch ein Einfall, der nur unter einer bocksteifen Perücke ausgebrütet ward, aber zur See den Teufel nichts werth ist. Wenn uns die fremden Drlogsschiffe nicht als Kriegsfahrzeug erkennen wollten, sagt das Papier, sollen wir alles Mögliche anwenden, um ihnen auf jede Weise, wie das zur See angänglich, zu versetzen geben, daß dies ein Schiff Seiner kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg ist, dessen Kriegsflagge sich zum ersten Male in der Ostsee zeigt."

"Donnerwetter!" brach der Lieutenant los, legte aber gleich darauf die Hand wieder an die Mütze und sagte: „Nichts für un- gut, Capitain."

"Legt Euch keinen Zwang an, Lieutenant. Wollen sie nicht auf See den rothen Adler respectiren, vor dessen Klauen sie doch auf dem Lande zittern und beben? Würste schon ein Mittel, ihnen den Respekt dafür unfehlbar beizubringen. Käme so ein englischer oder französischer Windbeutel daher, und wollte nicht zu gleicher Zeit mit uns den Salut wechseln, ließe ich die Bramsegel streichen, damit der Top klar würde, dann, die Flagge dicht unter dem Knopf, scharf auf seine Breitseiten losgeschauert und . . ."

"Feuer am Backbord und am Steuerbord!" fiel Lieutenant Vamm ein, der mit beiden Armen jede Bewegung des Capitains nachgeahmt hatte.

"Nein, Lieutenant, das geht nicht. Aber ich würde dicht an seinen Luf hinstreichen und wenn sie dann zuerst anfangen würden — freilich, ohne daß man ihnen eine Veranlassung giebt und ganz aus freien Stücken — dann sollten sie sehen, daß der rothe Adler nicht bloß Flügel, sondern auch Krallen und einen scharfen Schnabel hat. Bei alledem, Lieutenant, ist es nicht gut, wenn Offiziere über kurfürstliche Befehle ein loses Maul haben. Geschieht das auf dem Halbdeck, was soll erst vor dem Fockmast geschehen? Also behaltet Euere Weisheit für Euch und sagt mir, ob Ihr Euch in der Stadt nach einigen tüchtigen Kerlen umgesehen habt. Ihr wißt wohl."

"Habe, Capitain. Und einen der Besten gleich mit zur Stelle

gebracht. Lehnt am Treppengeländer auf dem Kajüts gange, wist Ihr. Soll es denn jetzt losgehen?"

„Freilich soll es. Aber nicht offen, sondern auf berlinische Weise, versteckt und mit vielen Ceremonien. Da möchte man“

Der Lieutenant sah den Capitain erwartungsvoll und streckte schon wieder die Arme aus, aber der Capitain zog die seinigen zurück, und sagte:

„Wie der Cours angegeben wird, soll man steuern, keinen Viertelstrich zu Luf oder Lee, und ginge es dem Teufel geradesweges in den Nachen. Laßt den Mann kommen.“

„Zu Befehl, Capitain!“ sagte der Lieutenant und ging hinaus.

Gleich darauf trat ein Mann in die Kajüte. Eine jener Gestalten, wie sie an den Küsten unserer beiden deutschen Meere oft gesehen werden. Mittelgroß, kräftig, und mit blühenden Augen. Unbeholfen an der fasten Wall; sink wie ein Eichhörnchen in die Wanten hinauf und auf die äußersten Naanocken hinaus. In einer Minute vom Deck bis zum Bramtopp; Kerle mit einem wettergebräunten Gesicht, von Furchen durchzogen, mit einem Anfluge von Kupfer auf den Backen und einzelnen Silberfäden im bauschigen Bart.

„Behaltene Reise, Capitain, und eine schmucke Kühle allzeit. Was soll es geben?“

„Das muß ich von Euch hören, Mann. Was habt Ihr zu geben?“

„Ein Schiff mit starken Rippen und sechs Geschützen. Tüchtiges Volk mit markigen Knochen am Bord; voll Lust zum neuen Gewerbe. Zulezt mich selbst, was zwar nicht viel ist, aber für den kurfürstlichen Kaperdienst gerade ausreicht.“

„Wer hat Euch denn gesagt, daß hier von Kaperei die Rede ist?“

„Nicht?“ entgegnete Jener und wandte sich der Thür zu.

„Dann wünsche ich Euch eine gute Rüst.“

„Wartet doch!“ rief der Capitain. „Seid Ihr so kurz angebunden?“

„Kurz, wie das Wriestau am Poller. Also gebt 'n Schrick nach und sagt, daß gekapert werden soll.“

„Gut denn. Ihr könnt 'nen Kaperbrief haben. Aber nur auf danziger Gut.“

„Das ist mir gerade recht. Ich liebe dies Danzig.“

„Was Ihr kapert, davon geht der zehnte Theil in die Kasse des Kurfürsten.“

„Wie es Kapergebrauch.“

„Das Andere bleibt Euch und Euern Leuten. Ihr lebt auf Euere Kosten und ranzionirt Euch selbst. Wenn Ihr klug seid, bleibt Ihr unverletzt, laßt Ihr Euch fangen, werdet Ihr aufgeknüpft.“

„Alles nach Seerecht!“ antwortete der Mann gleichgültig.

„Wann könnt Ihr in See gehen?“

„Allstunds, wenn es sein muß. Sonst in zwei Etmal auf's höchste.“

„Je eher, je besser. Laßt mich Euere Bürgschaft sehen.“

Der fremde Seemann legte einige Papiere auf die Tafel und blieb unbeweglich stehen.

„Das genügt,“ sagte der Capitain nach einer Pause. „Diese Papiere bleiben natürlich in meinem Gewahrsam. Dafür stelle ich Euch den verlangten Kaperbrief aus. Welchen Namen soll ich hineinschreiben?“

„Danziger Todtenkopf!“ sagte der Seemann und seine Augen leuchteten.

„Schiffsname vermuthlich?“

„Das Schiff und sein Führer sind eins. Sie heißen nitsammen der Danziger Todtenkopf. Schreibt es nur hin, wenn es gefällig. Wann wäre es Euch genehm, bei mir an Bord zu kommen und nachzusehen, daß Alles vorhanden ist nach Kapergebrauch?“

„Morgen früh um neun Uhr.“

„Will zur Minute da sein, um Euch abzuholen,“ entgegnete Jener. „Und wenn Alles in Ordnung ist, gebt Ihr mir das Papier.“

„Wie sich von selbst versteht. Habt Ihr mir sonst noch Etwas wegen Lebens und Sterbens zu vertrauen?“

„Wüßte nicht. Mein Volk ist los und ledig und kümmert sich wenig um die faste Wall. Wenn der Danziger Todtenkopf darauf geht . . . Er ist bezahlt, Herr, und es hat Niemand eines Großschens Werth daran zu fordern. Ehe er aber darauf geht, wird er sich wehren, so gut er kann. Also Morgen früh um neun. Gute Rüst.“

Der Kaper ging.

Das war ein Flüßtern und Winken, ein Kommen und Gehen, ein Fragen und Antworten am Strande, als nun plötzlich statt des einen bewaffneten Fahrzeuges deren zwei vor Pillau ankerten. Die Bürger wollten jetzt erst recht viel wissen, der Kammermeister wußte noch weniger zu sagen, und der Kanzleist hatte nichts mehr zu verathen. Von dem zuletzt angekommenen Schiffe, dessen Rumpf ganz schwarz gestrichen und das ohne jedes Abzeichen war, stieß ein Boot ab, das zum „Elewischen Lindenbaum“ hinüber ruderte. Der Capitain-Oberst fuhr in seiner Staatschaluppe nach dem fremden Fahrzeuge, welches nach dem vornehmen Besuche sogleich die Anker lichtete und in See ging. Ein Etmal später setzte der „Elewische Lindenbaum“ seinen Cours nach Colberg.

Es ist auf hoher See. Rings umher die weite grüne Fläche, die ruhelose, ewigschwankende, in deren tiefem Schooße Alles ruht. Hügel und Thäler rauschen und brausen aneinander vorüber, steigend und sinkend; im steten Wechsel bald so, bald anders und doch im endlosen Wechsel immer dasselbe.

Ein breitgebautes dreimastiges Galionschiff taucht aus den Wellen auf. Seine Topsegel stehen stramm bei dem Winde; die Breitfock hängt in die Gei, die Stag- und Baumsegel-Schooten sind scharf angeholt. Eine Flaage ist nicht aufgehist weder am großen Top noch an der Gaffel. In dem fußlangen Wimpel ist das danziger Stadtwappen gewirkt, aber so klein, daß es Niemand erkennt.

Drei Männer stehen bei der Kajütskappe zusammen. Es sind die beiden Schiffsoffiziere und der Eigentümer der Ladung. Johannes Hansen heißt der Letztere. Zu Dänemark geboren, in frühesten Jugend nach Danzig verschlagen, hat er sich dort festgesetzt. Das Glück brachte ihn empor. Er gehörte zu den reichsten Handelsherren der Stadt. Die stolzen Patricier betrachteten den Emporkömmling mit vornehmer Achselzucken. Ihn kümmerte es nicht, sondern er suchte eifrig sein Gut zu mehren. Endlich schloß er sich an einen ältern Mann von gleicher Gesinnung und heirathete dessen einzige Tochter. Es war eben ein Geschäft, das zwischen den beiden Männern abgeschlossen wurde. Die junge Frau lebte ein freudenloses Jahr an der Seite des aufgezwungenen Gatten, dann gebar sie ihm eine Tochter und starb. Ihr Tod kümmerte den herzlosen Gatten wenig. Unzufriedenen Blickes sah er auf die Tochter. Ein Sohn hätte sein Gut nicht bloß erben, er hätte es auch mehren und den Namen Johannes Hansen zum Ersten in Danzig machen können. Durch die Tochter konnte er höchstens mit einem vornehmen Patricierhause verwandt werden. Da er auf nichts Weiteres rechnen durfte, ging all sein Trachten dahin. Margarethe vermißte die rothe Heimath eines glücklichen Kindes; aber sie erhielt dafür eine glänzende Erziehung. Alle jungen Männer sagten, sie sei das schönste Mädchen der Stadt. Die Armen und Kranken schwuren auf das Evangelium, Jungfrau Margarethe sei ein Engel in Menschengestalt. Ohne daß Margarethe es wußte, hatte sich ein Schwarm von Anbetern jedes Alters und jedes Standes um sie versammelt. Bei Vielen half der Reichthum des Vaters die Reize der Tochter um das Doppelte erhöhen. Herr Johannes Hansen schaute finster darein. Es schmeichelte wohl seinem Stolge, aber von all den Leuten, die nach der Hand seines Kindes strebten, war ihm Keiner recht, und er wies sie mit schneidender Kälte zurück. Es mußte besser kommen.

Da fand sich ein Landsmann ein. Ein Däne von den Inseln, aber kein Kopenhagener Kind. Gesund an Leib und Seele, markig

und stark, wie der Grund seines Eilandes, und doch freundlich, wie die grünen Buchen, die sich darüber wölben. Er hieß Haraldsen und war Seemann im königlichen Orlog. Da die Flotte gute Tage hatte, machte er es wie Viele und übernahm die Führung eines Kaufahrers. So kam er nach Danzig und in das Haus des reichen Handelsherrn, und dieser gestattete, um der Landsmannschaft willen, was er Wenigen erlaubte. Der junge Schiffer durfte bei ihm verkehren nach Herzenslust. Sonst gab er fast gar nicht Acht auf ihn.

Desto mehr that es Margarethe. Sie fand Gefallen an dem jungen, fecken Seemann, der vor Uebermuth sprudelte und doch so schön Maas zu halten wußte, wenn sie das bittende Auge auf ihn richtete. Es dauerte nicht lange, da wußte die ganze danziger Jugend schon, was die Beiden eigentlich selbst nicht wußten: daß sie sich liebten. Alle Patriciersöhne kreuzten und segneten sich, und machten ihre Glossen. Sie wetteten schon miteinander, was wohl der alte Herr Johannes Hansen zu dem Allen sagen würde, bevor Haraldsen und Margarethe nur daran dachten, daß sie selbst dem Vater etwas sagen müßten. Unterdessen schlugen die Flammen immer höher, und die Massen kamen in Fluß. Verschrobene alte Jungfern und zurückgesetzte alte Vasen, die gewöhnlich das Geschäft übernehmen, jedes Familienglück zu stören, fanden sich auch mit dem Schein des Mitleids hier ein. Sie beklagten, wenn sie mit Margarethen allein waren, daß der hartherzige, geldstolze Vater sich ihrer Herzensneigung, die doch so lieb und unschuldig sei, widersetzen werde; wieder unter vier Augen mit Herrn Johannes Hansen bedauerten sie diesen, daß seine Tochter so wenig Stolz besitze, daß sie sich an einen hergelaufenen Matrosenferkel wegwerfe. Gleich darauf stand alles in lichten Flammen. Haraldsen ward mit harten Worten verabschiedet. Margarethe erhielt Befehl, bei Strafe des Fluches nicht weiter an ihn zu denken, und sich gefaßt zu machen, mit nächstem einen Mann zu heirathen, den der Vater für sie aussuchen werde. Dieser Nachtspruch rollte wie ein dumpfer Donner durch das Haus. Die alten Herren flogen erschreckt, aber innerlich zufrieden, auseinander, und bald ward kein Bessersüppchen in Danzig gegessen, bei welchem diese Geschichte nicht als angenehmes Zubrod verspeißt wurde.

Haraldsen blieb gelassen. Es war ihm gelungen, die Geliebte noch einmal zu sprechen, und Beide schieden erleichterten Herzens, fest entschlossen, ihre Gelübde unverbrüchlich zu halten. Johannes Hansen grollte mit dem Seemann, der seine fein gespannenen Pläne kreuzte, und suchte ihm zu schaden, wie er konnte. Haraldsen fühlte den Alp, der immer schwerer auf ihm lastete, und dessen er sich nicht erwehren konnte. Er suchte für sein Schiff

eine Ladung und vermochte keine zu finden. Ueber die von ihm an die Stadt gebrachten Güter erhoben sich seltsame Gerüchte. Der Eine wollte an Maaß und Gewicht gekürzt sein, während ein Anderer das Erhandelte weit unter dem gezahlten Preise fand. Wenig von dem, was man angeblich auf Treu und Glauben erstanden, kam unbemäfelt davon. Der ganze Artushof war davon erfüllt, und man wurde einig mit sich, daß es am Besten sei, jede weitere Verbindung mit einem Manne abzubrechen, von dem selbst sein Landsmann, der ehrenwerthe Herr Johannes Hansen, nur mit Achselzucken spreche. Seit jenem Tage blieb Haraldsen auf seinem Platze im Artushofe allein, und wie stark auch manchmal das Gedränge war, er wurde nicht dadurch belästigt. Er rieb sich den Kopf und konnte es nicht begreifen. Er stampfte unwillig mit dem Fuße, und die Vorübergehenden sahen ihn kopfschüttelnd oder achselzuckend an. Er trat Leuten, mit denen er sonst harmlos verkehrte, in den Weg, aber sie wichen seinen Fragen mit einer verlegenen Entschuldigung aus. Endlich saate Einer: „Wenn ich an Eurer Stelle wäre, segelte ich heim und ginge anderswo auf die Freite, wo es keine Patriciertöchter giebt.“ Da schoß es blendend vor ihm nieder und zündete. Er brach in ein gellendes Gelächter aus und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn; dann aber sammelte er seine Gedanken und ging alles Ernstes mit sich zu Rathe.

Johannes Hansen war draußen auf seinem Landstühe. Inmitten der bewaldeten Hügel, die sich scharffantig in die See hinauschieben, lag das freundlich eingerichtete Haus, wo er seines Reichthums in aller Behaaglichkeit genoß. Die Gesellschaft hatte lange getafelt und erging sich zur Erholung in den schattigen Gängen des nahen Wäldchens. Da trat plötzlich unter einer dichten Baumgruppe Haraldsen vor den Vater Margarethens hin, der vor dem unerwartet Erscheinenden zurückfuhr.

Das Zusammentreffen war heiß. Johannes Hansen, stolz und hochfahrend, behandelte den Seemann mit der ausgezeichnetsten Verachtung und schalt ihn einen zudringlichen Bettler, der sich wiederholt eindränge, obgleich man ihm alles Ernstes die Thür gewiesen. Haraldsen blieb, treu dem sich selbst gegebenen Worte, kalt und ruhig. Er sagte dem Alten in's Gesicht, daß er seinen Ruf untergrabe — und verlangte von ihm Wiederherstellung seiner Ehre. Jener lachte ihm höhrend in das Gesicht; ein Wort jagte das andere, und Haraldsen war nahe daran, seine Fassung zu verlieren, als Johannes Hansen einige seiner Gäste herbeirief, welche von dem lauten Wortwechsel angezogen, sich neugierig näherten.

„Habe seither nicht glauben wollen,“ rief er den Kommenden

entgegen, „was man mir von diesem Herrn Nachtheiliges gesagt hat. Nun aber habe ich den vollgültigen Beweis dafür in Händen. Drängt sich in mein Eigenthum, das ihm verboten ist, und droht mit Brand und Mord, wenn ich ihm nicht seine verlorene Ehre herstelle. Bitte Euch, werthe Herren! Kann ich seine Ehre herstellen, die er selbst leichtsinnig preisgegeben hat?“

„Lächerlich! Höchst lächerlich!“ riefen die Herren dazwischen.

„Und das sage ich Euch, guter Freund!“ eiferte Johannes Hansen. „Versucht es nicht wieder, mir in den Weg zu treten, oder es nimmt kein gutes Ende. Rathe Euch vielmehr, daß Ihr Danzig versegelt, sobald Ihr könnt, sonst ladet Ihr Euch noch eine Untersuchung auf den Hals, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir Euch nicht so fest machten, daß Ihr den Kopf nie wieder aus der Schlinge zieht.“

„Ihr seid ein armseliger Mensch, Johannes Hansen,“ entgegnete Haraldsen in großer Erregung. „Gott und ich wissen, daß Ihr wenig Ursache habt, Euch zu überheben. Auf Laland und Falster erzählen sich Jung und Alt, wie Ihr Eure Laufbahn damit begonnen habt, mit Schmugglern und Strandläufern gemeinschaftliche Sache zu machen.“

„Er lügt! Er lügt!“ rief Johannes Hansen, vor Angst und Zorn an allen Gliedern zitternd, und einer der anwesenden Gäste sagte:

„Laßt Euch das nicht kümmern, edler Herr. Es ist nur natürlich, daß ein Mann, der solcher Dinge fähig ist, wie man Herrn Haraldsen schuld giebt, auch das Gewerbe eines Lügners treibt. Sich zum Schaden, versieht sich, denn hätte er bis heute noch einen Schein des Rechtes für sich gehabt, in diesem Augenblick wäre derselbe unwiederbringlich erloschen.“

„Es ist gut!“ sagte Haraldsen mit einem Male ganz kalt. „Ich habe ertragen, was menschenmöglich ist. Fordert Ihr mich obenein heraus? Wohl! Ich nehme den Kampf an. Wehren will ich mich, so gut ich kann, und lasse nicht eher ab, bis Einer von uns am Boden liegt.“

Er war fort, rasch, wie er gekommen. Keiner sah ihn in Danzig wieder. Anfangs gedachte noch Jemand Einer, bald achselzuckend, bald bedauernd. Aber bald darauf verdrängte ein neues Ereigniß die letzte Erinnerung an den dänischen Schiffer. Johannes Hansen hatte Unluck zur See. Wie ein Sturmwind flog die Kunde davon durch die Stadt. Das Bedauern war allgemein. Viele kamen und boten, um sich dem großen Handelsherrn angenehm zu beweisen, Hülfe an, von der sie wußten, daß sie doch zurückgewiesen würde. Johannes Hansen widerstand diesem ersten Schlage mit kalter Gelassenheit.

Aber die bösen Gerüchte wiederholten sich. Eine holländische Kuff war mit einer werthvollen Ladung gescheitert am Skager Rack. Ein Fluitschiff sank mit Mann und Maus im Norden von England. Mit der Rache hatte sich das Unglück verbündet, den bishe- rigen Liebling des Glückes von seiner Höhe herabzustürzen. Schon fing man an, hier oder dort, wo sich die Kaufmannschaft zusam- menfand, den Namen Johannes Hansen mit ängstlicher Vor- sicht zu erwähnen, oder ihn ganz zu vermeiden. Der Ton stimmte sich seltsam herab, wenn er unerwartet an eine Gruppe herantrat. Seine Hülfe bot Keiner mehr an, denn jetzt konnte sie angenom- men werden. Die Vorsichtigen fingen sogar an, die an sie ergan- genen Einladungen des Kaufherrn außer Acht zu lassen. Da tauchte ein neues Gerücht auf, weit schrecklicher, als die ersten. Eines Ta- ges fand man an der Hausthür des Johannes Hansen einen gemalten Todtenkopf. Der Markthelfer, der ihn zuerst erblickte, wäre schier vor Schrecken selbst zur Leiche geworden. Drei Tage darauf lief die Nachricht ein, daß ein Barkschiff des Herrn Jo- hannes Hansen auf offener See von einem Kaper aufgebracht worden, und daß dieses eine schwarze Flagge mit einem weißen Todtenkopf geführt habe.

Ein Kaper auf See. Ganz Danzig gerieth in Aufruhr. Man wollte Himmel und Erde in Bewegung sehen, um diesen Frevel zu rächen. Man wollte, daß Kaiser und Reich zu den Waffen griffen, um einen Kreuzzug, als ob es gegen den Erbfeind der Christenheit ainge, zu unternehmen. Aber die Kriegesfurie durchbrause das Vaterland und kümmerte sich blutwenig um den Pfeffersack der danziger Krämerschaft. Da fand sich eines Morgens auf offenem Markte ein Anschlag des Inhaltes:

„Der Todtenkopf auf See hat es nur auf die Danziger abge- sehen, aber vorzugsweise auf Einen. Je mehr die Andern sich von dem Geächteten fern halten, je weniger haben sie zu fürchten.“

Neuer Schrecken, aber auch neuer Zorn. Um so ungefügiger, je machtloser er war. Johannes Hansen war in Verzweiflung. Er hatte seine letzten Kräfte daran gesetzt, um dem ihm drohenden Verhängnisse zu entgehen. Margarethe war einem alten, stein- reichen Manne, der sich in ihre Schönheit vergaß, zur Beute ge- worden. Keine Bitten, keine Thränen halfen. Sie wurde mit dem Verkauften vermählt. Seit jenem Tage siechte sie hin. Sein Kind hatte Johannes Hansen verloren; einen Bundesgenossen hatte er gewonnen. Getragen von der Geldmasse des Schwiegersohnes betrat er den alten Weg mit dem alten Vertrauen. Vergebens. Der Todtenkopf hielt gute Wacht. Was Jener mit neuem Muthe geschaffen, fiel ihm auf offener See als Beute zu.

Scheu gemacht durch diesen ersten Versuch, wollte der Gatte

Margarethens von keinem zweiten wissen. Er zog sich trotz Bitten, Bethuerungen und Drohungen zurück. Die Härte, womit der Vater das Herz seines Kindes brach, rächte sich. Margarethe war gleichgültig für Alles und merkte es kaum, wie ihr Gatte täglich mürrischer wurde und etwas von einer Bettelbirne zwischen den Zähnen murmelte, mit der er getraut sei, und die auch ihn an den Bettelstab bringen werde, wenn er nicht ein Einsehen habe. Und dahin hätte es kommen können, wenn er dem Drängen des sonst so stolzen Johannes Hansen nachgegeben hätte. Einmal vom Unglück mit starker Hand aus der rechten Bahn geschleudert, konnte er den früheren Halt nicht wieder finden. Er schwankte unaufhaltsam weiter und verwickelte sich in den abentheuerlichsten Unternehmungen.

Jetzt hatte er das Letzte zusammengerafft. Er fand einen Schiffer, der sein Gut an Bord nahm, um mit ihm, nach damaligem Handelsgebrauch, von Hafen zu Hafen zu steuern, bis sich ihm ein vortheilhafter Markt darbot. Das ist das dreimastige Galiothschiff auf hoher See mit dem danziger Stadtwappen in dem Wimpel am großen Top.

Die drei Männer stehen noch beisammen unfern der Kajütskappe auf dem Halbdeck. Aber sie sprechen nicht mit einander. Einer von ihnen ist der Capitain. Er giebt seinem Offizier einige Befehle für den Dienst und setzt dann den gewohnten Gang auf der Steuerbordsseite des Halbdecks fort. Der Offizier kehrt zu seinem Besteck zurück, und der Kaufmann bleibt allein; allein mit den qualvollen Erinnerungen an seine gefallene Größe, seiner geschwundenen Herrlichkeit und den trügerischen Träumen von der Wiederkehr des Verlorenen. Dazwischen erscheint ihm die bleiche, abgehärmte Gestalt Margarethens; ihr verlöschendes Auge bohrt sich tief in seine Brust.

Da taucht ein Segel am Horizont auf. Kaum hat es der Kaufherr gesehen, als sein Herz hörbar klopft. In jenen Tagen war es schlimm haufen auf dem blauen Wasser. Die Kaper sinnen bereits in größerer Anzahl an zu schwärmen. Sah man eine Mastenspitze im Luf, vor dem Bug, oder hinter dem Spiegel, wußte Keiner, ob sich ein Freund nahe oder ein Feind. Der kleinste Kauffahrer hatte seine Waffen, um sein Vermögen und sein Leben gegen den Angreifer zu vertheidigen, so lange es gehen wollte.

„Klar an die Geschütze!“ rief der Capitain, als er den Segler vor sich wahrte. „Haltet Alles zum Gesecht bereit.“

Der Kaufmann hörte es und stürzte erbleichend zu dem Capitain:

„Ist es ein Kaper?“

„Weiß nicht. Ich thue eben meine Schuldigkeit.“

Eine Stunde verging. Die Schiffe kamen sich näher. Das Galiofschiff mußte aushalten, wollte es seinen rechten Cours nicht ganz und gar daran geben. Der Capitain beobachtete den rasch Herangesegelnden mit großer Aufmerksamkeit:

„Ein tüchtiger Sealer. Allzu scharf und vierkant im Takelwerk, um für den Frachtdienst zu taugen. Sollte meinen, es ist ein Delogsmann.“

Er setzte sein Sebrohr ab und wartete einen Augenblick, dem drängenden Kaufmann kurzweg zurufend:

„Zum Teufel, macht es wie ich, und wartet es ab.“

Der Offizier des Capitains, welcher mit besonders scharfen Augen gesegnet war, hatte im Vormars den neuen Ankömmling scharf geprüft. Jetzt rief er zu Deck:

„Delogsmann voraus!“

„Welche Flagge?“

„Kurbrandenburg.“

„Seid Ihr toll? Welche Flagge, sagt Ihr?“

„Kurbrandenburg, noch einmal. Der rothe Adler im weißen Felde.“

„Wer hörte jemals, daß der rothe Adler von der Gaffel eines Kanonenschiffes abwehte? Wascht Euere Augen mit Salzwasser.“

Der Offizier erwiderte nichts. Er sah noch einmal scharf hin, dann stieg er die Wanten hinab und begab sich nach dem Halbdeck. Der Capitain hatte unterdessen sein Rohr wieder ausgelegt und setzte es nach einer Weile ab:

„Kurbrandenburg zur See!“ sagte er mit einem tiefen Athemzuge. „Es kommt eine neue Zeit.“

„Ehe wir ausliefen, sagte ich Euch, daß sie im Anzuge sei;“ antwortete der Offizier. „Aber ich predigte tauben Ohren. Habe einen Better, der auf der Kammermeisterei in Königsberg arbeitet und für einen Krug Bier soviel durcheinander schwätzt, als das Ohr eines Neugierigen nur immer zu fassen vermag.“

„Kurbrandenburg zur See!“ sprach der Kaufmann den Offizieren mechanisch nach. „Der Kurfürst hat einen Zahn auf uns Danziger. Es kann ein schlimmer Besuch werden.“

„Meine nicht. Wir führen die dänische Flagge! Hollaß, Bootsmann! Den Wimpel zu Deck und den Danebrog an die Flaggenleine! Habt Ihr kein Umdenken, zum Teufel? Zieht die Kugeln aus den Geschützen und setzt dafür einen doppelten Pflöpsen auf, damit es besser knallt von wegen des Saluts.“

Die Befehle wurden vollzogen. Der Wimpel mit dem verrätherischen Wappen schwebte zu Deck und fand seinen Platz in

dem verborgensten Winkel der Steuermannskammer. Die dänische Flagge lag, fertig zum Hisen, auf der Galerie und die Lunte bei den Geschützen.

Jetzt war das Orlogschiff nahe genug. Die kurfürstliche Flagge wehte weit aus und ein Schuß forderte den Kauffahrer auf, beizudrehen.

Als bald flogen die Marssegel back und die Untersegel wurden aufgegeit. Das Schiff trieb über Steuer. Die Flagge stieg bis an die Gaffel. Als der Kauffahrer dem Orlogsmann gegenüber lag, senkte er die Flagge drei Mal und gab den Ehrensalue aus seinem Geschütz. Der Kurbrandenburger dankte mit einem Schuß für den erwiesenen Respekt und ein Officier rief durch ein Sprachrohr herüber:

„Wie heißt das Schiff?“

„Emanuel von Kopenhagen.“

„Woher und Wohin?“

„Von Niga nach London.“

„Papiere an Bord bringen.“

Da half kein Singen und kein Beten. Der Orlogsmann auf offener See unter Flagge und Wimpel unterhandelt nicht; er befehlt. Fluchend ward die Jolle gestrichen und der Capitain des dänziger Galiots ging mit den dänischen Papieren an Bord des kurbrandenburgischen Kriegsschiffes. Es war „der Clevische Lindenbaum“, dessen Führer sich früher weidlich geärgert, als er die Drede empfing, den fremden Schiffen die Anwesenheit einer brandenburgischen Kriegsflagge zur See zu verkünden. Er hatte sich für dieses Mal seines Amtes wohl entledigt.

Die Untersuchung war genau. Der Capitain des Orlog wog jedes Wort. Als er Alles vernommen, sagte er zu seinem ersten Offizier:

„Ich traue keinem Papier in solcher Zeit. Fahrt Ihr an Bord und lugt scharf aus. Wenn Ihr das geringste Verdächtige wittert, kümmern wir uns wenig um die neutrale Flagge und bringen ihn auf.“

Das Orlogsboot und die Jolle des Kauffahrers fuhren nach dem letztern zurück. Alles ward auf das Strengste untersucht. Johannes Hansen, mehr todt als lebendig, antwortete auf alle an ihn gerichtete Fragen. Heute war er nicht Herr seiner Gedanken; aber er hatte früher das Kleinste mit gewohnter Schlaueit bedacht, und der Offizier sagte:

„Es ist gut. Ihr könnt weiter steuern. Macht nicht ein so ärgerliches Gesicht und dankt Gott, daß Ihr so gnädig davon kommt. Seemolest ist in Tagen, wie die jetzigen, an der Zeit.“

Er fuhr ab. Johannes Hansen athmete leicht auf, als er

das Drlogsboot hinter dem Spiegel verschwinden sah. Der Offizier stattete dem Capitain Bericht ab und schloß:

„Nicht das kleinste Tau, woran man sich hätte halten können, schlenkerte in der Luft. Alles glatt und vierkant. Und doch schien hinter den dummen Gesichtern etwas zu stecken, was wie Spitzbüberei ausah. Möchte rathen, sich nicht allzuweit aus seinem Kielwasser zu entfernen.“

„Wollen's!“ sagte der Capitain. „Laßt die Staatsflagge einziehen und gebt Ordre am Steuer. Wenn ich einen der hochmüthigen Danziger als gute Prise einbringen könnte, ich gäbe etwas darum.“

Es war eine seltsame Nacht gewesen am Bord des danziger Galiot. Die Mannschaft zur Koje ersehnte den Schlaf nach dem mühsamen Tage, und die Mannschaft zu Deck verrichtete mechanisch ihr Werk. Aber Johannes Hansen konnte nicht eine Minute an derselben Stelle ausdauern. Es war, als ob der Drlogsmann all seine Ruhe mit sich hinweggenommen hatte. Bald war er oben, bald unten, nach Allem verlangend und nichts gebrauchend, jedes beginnend und keines ausrichtend, ein geschäftiger Müßiggänger. Die Matrosen lachten über ihn, und der wachthabende Offizier mahnte ihn mit nicht allzuhöflichen Worten, seine Koje zu suchen.

„Wäre mir wie Koje,“ brummte der Handelsherr. „Wer schließt die Augen, wenn Kanonenschiffe ihn umschwärmen wie Rücken im Sonnenschein? Seht dorthin. Ist er das nicht wieder?“

„Narrenspossen. Ein schwaches Seeblinken. Und dort und überall. Meint Ihr, daß aus jeder Welle ein Kaper auftaucht?“

„Und es ist doch nicht geheuer!“ brummte Jener und verschwand in der Kajütskappe.

Aber nicht auf lange. Kaum dämmerte der erste Strahl im Osten, als er schon wieder zum Vorschein kam. Die See, von einer schwachen Brise leicht gekräuselt, glänzte im rosigen Lichte. „Der Clevische Lindenbaum“, der mit scharfer Kühle rasch fortbrauste, war weit vom Kielwasser der Galiot. Keine See überall. Nur das Bugspriet deutete auf einen schwarzen Punkt voraus, der so unbestimmt war, daß ihn Keiner hätte deuten können, wenn man überhaupt darauf geachtet. Johannes Hansen fand ihn endlich auf und wies kopfschüttelnd darauf hin. Der Offizier wandte ihm ärgerlich den Rücken und ging, um nach seinem Besteck zu sehen.

Einige Zeit verstrich. Die Brise frischte auf zum Heil des „Clevischen Lindenbaums“, der das Kielwasser des Galiot's verloren hatte. Die Hähne in den Hühnerhöfen singen laut an zu krähen. Der Schiffshund verließ gähmend seine Matte, die zwischen

den Bootsflämmern lag, und warf einen lüftrnen Blick nach der Cambüfe, worin das Feuer hell aufleuchtete. Der Bootsmann warf die Logge aus und die Halbmatrosen, die nach der Champihlung gesehen, kehrten von den Toppen zu Deck. Der Koch zog die hölzernen Backen näher zu den dampfenden Töpfen, und sein Maat begann mit der Schiffsglocke zu läuten. „Schaffen unten und oben! Schaffen!“ rief er, als der letzte Ton verhallte und die Mannschaft verschwand unter Deck mit dem behaglichen Gefühl, den in der frischen Morgenluft geschärften Hunger zu stillen.

Es war ein Stilleben auf See.

Der schwarze Punkt hatte sich unterdessen vergrößert. Der Segelmacher meinte, er sei anzusehen wie der Mantel eines Leichenträgers, der sich im Winde aufblähe. Ein lustiger Halbmatrose sagte, wenn es eine Wolke wäre, müßte sie dichter sein, als eine Bergenopzomer Regenjacke, und er möchte sie sich wohl um die Schultern schlagen. Der Bootsmann, der von einer solchen Berweichlichung nichts wissen wollte, gab ihm einen Schlag auf den Rücken und sagte:

„Jede Wolke bringt ein Donnerwetter mit, und das kommt Dir selbst über den Hals, Du Heide.“

Alles Volk auf der Back schlug ein lautes Gelächter auf. Der Halbmatrose lief voll Aerger und Schaam nach dem Mitteldeck, rannte den Kaufmann fast über den Haufen und sagte:

„Die Wolke da vorn kommt zum Plagen, und es giebt ein Donnerwetter.“

„Ich habe es wohl gedacht!“ antwortete dieser und lief nach dem Halbdeck. Aber der Ernst, der hier unter den Offizieren herrschte, hielt ihn ab, sie mit neuen Befürchtungen zu stören. Der schwarze Punkt vor dem Bug war der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Aber es war kein unscheinbarer Punkt mehr, sondern eine dichte Masse wie der Rumpf eines Schiffes, und zwei Maste ragten aus demselben hervor. Ein unbestimmtes Etwas sagte Jedem, es sei gut gethan, diesem Unbekannten, der jeden Vortheil des Windes für sich hatte, aus dem Cours zu steuern. Aber alle Versuche scheiterten. Man lugte scharf aus nach dem neuen Segler, der sich mit überraschender Schnelle näherte und jeder Bewegung, die das schwerfällige Galiot machte, mit unheimlicher Hast folgte.

Johannes Hansen sah vor sich nieder. Er wagte es nicht mehr, den Blick über die Wassersfläche hinschweifen zu lassen, weil das erschreckende Phantom ihm in immer klareren Umriffen entgegenrat. Er saß auf der Bank mit halbgeschlossenen Augen, und finstere Bilder jagten vor ihm auf und nieder, als er plötzlich von einem dumpf heranrollenden Donner aus seinem Brüten aufgeschreckt wurde.

„Den Danebrog nach oben!“ schallte der Commandoruf des Capitains. „Wen, zum Donner, haben wir hier?“

Es sollte nicht lange zweifelhaft bleiben. Unter der Last aller seiner Linnen schob das fremde Fahrzeug heran. Die Mannschaft des Galions schrie laut auf und alle Gesichter erbleichten. Ein scharfer Schuß aus dem vordersten Geschütz forderte zum Weidrehen auf, und von der Spitze des feindlichen Mastes wehte eine schwarze Flagge mit dem weißen Todtenkopfe.

„Hilf, Herr und Heiland!“ schrie der Kaufmann entsetzt, und seine Kniee brachen zusammen. „Das ist der Todtenkopf, den eine verruchte Hand an meine Thür gezeichnet hat.“

„Streich die Segel!“ schallte es von dem Decke des Kapers herüber.

„Zum Teufel mit Eurer unsinnigen Forderung!“ flog die Antwort zurück. „Seht Ihr nicht die dänische Flagge an meiner Gaffel? Wie dürft Ihr Euch unterstehen, eine neutrale Flagge zu insultiren?“

„Es fährt in so schwerer Zeit vieles Gesindel unter neutraler Flagge. Darum streicht die Segel und kommt mit Euern Papieren an Bord, oder ich brenne Euch so lange auf den Pelz, bis Eure Breitseiten aussehen, wie ein Häringsneß.“

Der Kauffahrer zögerte und richtete einen fragenden Blick auf seine Offiziere. Ihre wenigen Geschütze geringen Kalibers waren den schweren Stücken des Kapers nicht gewachsen. Johannes Hanfen bat und flehte, man möge dem verfluchten Todtenkopf aus dem Wege fahren, und sich nicht muthwillig in den Rachen des Teufels begeben. Der Kaper, der einige Minuten vergeblich auf Antwort gewartet hatte, rief hinüber:

„Antwort, oder ich brenne los.“

Es blieb keine Wahl. Der Führer des Galions winkte, und während man die Fulle aussetzte, holte er die Papiere. Einige tüchtige Ruderschläge brachten ihn dem Kaper seitwärts. Der Danziger Todtenkopf empfing ihn mit gerunzelter Stirn und nahm die Papiere in Empfang, die er sogleich genau durchsuchte. Als er damit fertig war, schob er sie in seine Tasche und sagte:

„Laßt Euch ein anderes Mal nicht zweimal nöthigen, ehe Ihr Euch zu gehorchen bequemt, sonst wird man es Euch eintränken. Euere Papiere sind anscheinend richtig, aber ehe ich sie Euch zurückgeben kann, muß ich mich erst überzeugen, ob sich Alles so verhält, wie es darin angegeben ist. Bis das geschehen, bleibt Ihr hier.“

Der Galiotmann gewährte jetzt erst, daß man seine Zollmannschaft hatte zu Deck kommen lassen und diese mit den Kapergästen bemannt hatte. Zu diesen stieg der Todtenkopf hinab und fuhr nach dem Galiot hinüber.

Mit klopfendem Herzen sah der Kaufmann die Jolle zurückkommen. Er glaubte, es sei der Capitain, und harrete der Entscheidung. Als er seinen Irrthum gewahrte, wankte er mit zitternden Knien der Kajüte zu. Eine furchtbare Ahnung presste ihm das Herz zusammen.

Von vier seiner Gasten begleitet, die bis an die Zähne bewaffnet waren, stieg der Kaper zu Deck.

„Euer Capitain ist bei mir wohl behütet, während ich hier nachsehe, ob Alles so ist, wie es sein soll!“ rief er dem Offizier zu, der ihm am Fallreep entgegen trat. Denke, Ihr werdet keine Umstände machen, was für mich und Euch am besten ist. Hollah, Falkauge! Wo bist du?“

Einer der Kaper, ein stinker Junge mit hellen Augen, trat vor. „Der Bursch sieht durch ein zölliges Brett, wenn Ihr es auch mit einer doppelten Versenning umwickelt!“ sagte der Todtenkopf zu dem Offizier. „Frisch, mein Junge, schau Dich um und gieb Bescheid.“

Falkauge tauchte in das Zwischendeck hinab. Der Kaperführer selbst begab sich in die Kajüte und befahl dem Offizier, ihm zu folgen. Sein Auge war überall. Er entrollte die Karte und blickte mit großer Aufmerksamkeit in das Schiffsjournal, als Falkauge, die Hände auf dem Rücken, eintrat.

„Hast was gefunden, Junge?“

„Eine lange Kugel.“

„Eine lange Kugel!“ lachte der Kaper. „Wie sieht so ein Ding aus?“

„So!“ rief Falkauge und hielt die Hand hoch, worin sich ein Knauel von zusammengerolltem Zeug befand.

Der Offizier erbleichte. Der Kaper, der es bemerkte, riß das Zeug an sich, und der Wimpel mit dem danziger Stadtwappen rollte auseinander.

Der Kaper schlug ein helles Gelächter auf. Unheimliche Gluth blühte aus seinen Augen:

„Was bedeutet das?“ rief er mit donnernder Stimme. „Se! Falkauge! Luge schärfer aus! Wo das steckt, liegt mehr.“

Längst war der Junge draußen. Umsonst versuchte es der Kaper, den Offizier zum Reden zu bewegen. „Ich verkehre nicht mit Euresgleichen,“ sagte er mit aufgeworfenen Lippen. „Seid Ihr Räuber, handelt als solcher und sucht nicht nach einem Scheine des Rechtes.“

„Ihr habt wenig Grund, ein so unüberlegtes Wort zu sagen,“ antwortete grollend der Kaper. „Ihr von Danzig nicht. Und am wenigsten, wenn der Todtenkopf erscheint, um mit Euch abzurechnen.“

Falkauge kam zurück und zog den widerstrebenden Kaufmann hinter sich her:

„Den Wimpel habt Ihr schon und hier bringe ich das Schiff dazu.“

Er stieß den Alten noch ein Paar Schritte vorwärts und lief dann zu Deck, als wisse er, daß nun nichts mehr zu finden sei. Johannes Hansen wagte es nicht, den Kaper anzusehen; er stand wie in den Boden gewurzelt und streckte flehend die Hände aus.

Der Kaper sah ihn einen Augenblick prüfend an. Das Blut schoß ihm in's Gesicht und gleich darauf erbleichte er. Erst nach einer Pause sagte er in großer Erregtheit zu dem Offizier:

„Laßt mich mit diesem Manne allein.“

Die Beiden standen sich gegenüber. Der Kaper weidete sich eine Minute lang an der Angst seines Opfers, dann sprach er:

„Johannes Hansen, sieh mich an.“

Der Ton dieser Stimme flog wie ein jäher Stich in das Herz des Kaufmanns. Er wagte es, sein Gesicht vom Boden zu erheben, und starrte den Kaper an:

„O, Jesus! Haraldsen!“

Er ward ohnmächtig. Der Kaper faßte ihn und warf ihn auf die Kajütbank. Mühsam erholte sich Johannes Hansen, schrak fieberfröstelnd zusammen und sprach vor sich hin:

„Ich bin ruiniert! Ich bin ein Bettler!“

„Ein Lump bist Du!“ rief Haraldsen. „Ein Lump, der selbst in dieser Stunde keinen andern Gedanken hat, als sein Geld und Gut. Weißt Du, was Du mir thatest, und worüber ich mit Dir abzurechnen habe? Wir wollen eine scharfe Bilanz ziehen und es soll Dir keines Guldens Werth geschenkt werden. Jetzt lasse ich Dich allein. Das Leben nimmst Du Dir nicht. Dazu bist Du zu feige. Wenn ich Dich erst am Bord meines Totenkopfes habe, finden wir bessere Zeit, um unser letztes Geschäft mitsammen abzuthun. Hollah! Deck aboi! Bringt diesen Gefellen zu Boot!“

Er stieg die Kajütstreppe hinauf.

In Danzig war große Aufregung. Die See galt für unsicher überall. Die Brandenburgischen Kaper waren der Schrecken der Stadt. Man machte Vorschläge, berieth und beschloß und verwarf das Beschlossene wieder, ohne etwas Besseres zu finden. Alle Lust war verstummt. Zu keiner Festlichkeit versammelten sich mehr frohe Menschen, und Mancher wälzte sich den größten Theil der Nacht schlaflos auf seinem Lager.

An Margarethen ging dies Alles spurlos vorüber. Ihr junges Leben war, kaum daß es sich entfaltet, erbarmungslos von

dem herben Geschick vernichtet. Dem Geliebten ihrer Wahl ent-
rissen, an einen eigensinnigen alten Mann gekettet, der sie als eine
ihm aufgebürdete Last betrachtete, lebte sie in stillster Zurückgezo-
genheit. Sie ward unempfindlich gegen die Schmähungen, womit
ihr Gatte in seinem Unmuth ihren abwesenden Vater überhäufte,
und erwiderte nichts, wenn er sie mit rohen Worten kränkte. Nur
einmal, als er ihr mit kaltem Spotte zurief, es sei doch schade, daß
sie damals nicht mit dem großmäuligen Haraldsen davon gelaufen,
dann brauche sie sich nicht über ihn zu ärgern, stammte es in
ihren Augen wie Wetterleuchten, und es sah aus, als wollte die
lange verhaltene Gluth sich Bahn brechen. Aber sie bezwang sich
und ging schweigend hinaus. Ihr Gatte lachte in seiner rohen
Weise hinter ihr her und fuhr einen seiner Comptoirleute an, der
in die Stube trat.

„Wenn es Euch nicht genehm, kann ich auch wieder gehen,“
sagte dieser kurz. „Glaubte Euch einen Dienst zu erweisen, wenn
ich Euch meldete, daß sich Euer Schwiegervater heute Mittag auf
dem Artushofe hat blicken lassen.“

„Was? Der Johannes Hansen? Das bedeutet nichts
Gutes! Er bringt Unglück über unsere Stadt.“

„Wohl möglich!“ fuhr jener fort. „Es war schon gestern ein
Gerücht im Umlauf — Ihr müßt es ja gehört haben — daß das
Galliot, womit Euer Schwiegervater von hier versegelte, als gute
Preise nach Pilsau aufgebracht ist. Ein kurbrandenburgischer Dr-
logsmann hat es dort binnen gelooft.“

„Die Pest über Kurbrandenburg. Was giebt es weiter zu
melden?“

„Habe es lange gesagt, daß die Kaper uns Danzigern tüchtige
Schlappen beibringen werden. Das Ereigniß mit Euerm Schwie-
gervater ist die erste bedeutende, und um sie uns zu melden, kommt
er selbst mit schlotternden Knieen und eingefallenen Backen. Er
sah aus wie ein Bild des Erbarmens, und sprach Einen nach dem
Andern an. Aber Keiner wollte etwas mit ihm zu schaffen haben,
und er stand allein, mitten in der Menge.“

Es war, wie der Handlungsdiener sagte. Jeder hatte Furcht,
daß er seinem Kredit schaden könne, wenn er mit einem Manne
bekannt that, von dem man wußte, daß er nach dem letzten fehlge-
schlagenen Unternehmen ein Bettler sei. Eine brennende Thräne
trat ihm in die Augen und er murmelte vor sich hin:

„So that ich dem Haraldsen, und dies ist seine Abrechnung.“

Die Glocke schlug und die Menschen verließen sich allmählig.
Da trat ein freundlich blickender Mann zu dem Verlassenen und sagte:

„Ihr könnt hier heute nichts mehr schaffen. Die Stunde ist
vorüber. Wollt Ihr nicht mit mir kommen?“

Johannes Hansen ging gedankenlos mit dem Fremden, der ihm die Hand bot, wie ein wohlwollender Freund. Dieser wohnte in einem Seitengäßchen. Als er mit seinem Gast in die niedrige Stube trat, sagte er:

„Nehmt damit vorlieb. Ich bin Euer ehemaliger Buchhalter Bandler, den Ihr einst im Zorn entlieset, weil er für den unglücklichen Haraldsen ein gutes Wort einlegte. Armer Herr! Euer Eifer machte Euch blind und führte Euch in's Verderben.“

Das war zuviel für den von seiner Höhe herabgestürzten Mann. Die hochmüthige Geringschätzung der Gleichgestellten hätte er verschmerzen können, aber, daß ein ehemaliger Diener, den er aus seinem Hause gewiesen, ihm zum barmherzigen Samariter wurde, war zuviel. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

So trieb er es zwei Tage lang. Sein gutmüthiger Wirth trug ihm Alles zu, was er bedurfte, und versuchte umsonst zu trösten. Endlich am dritten Tage gegen Abend trocknete er seine Thränen, griff nach dem Hute und sagte:

„Ich danke Euch, Bandler. Ihr sammeltet feurige Kohlen auf mein Haupt, und ich siehe beschämt vor Euch. Aber Ihr thatet mehr an mir, als Ihr gewollt. Ihr brachtet mich zur Erkenntniß meiner selbst und ich weiß, welchen Weg ich fortan gehen muß. Seid unbesorgt um mich. Ihr werdet erfahren, daß ich mich zu recht zu finden weiß. Wir sehen uns bald wieder.“

Er war bereits spät geworden, und Margarethens Gatte sehnte sich nach seinem Schlafgemach, als es an der Thür klopfte und der Hausdiener einen Mann meldete, der nothwendig gleich mit ihm sprechen müsse.

Der Alte sah sich unwillkürlich nach Margarethen um, die an der gewohnten Stelle saß, ohne die geringste Theilnahme zu verrathen, und sagte:

„Zur nachtschlafenden Zeit nehme ich keine Besuche an. Er soll Morgen wieder kommen.“

„Nein! Nein! Ich muß Euch heute noch sprechen,“ rief eine Stimme, und der eben Gemeldete trat ein.

Margarethe schreckte bei dem Tone dieser Stimme zusammen. Sie sah unwillkürlich auf und in das gramverförrte Antlitz ihres Vaters.

„Dachte ich es doch!“ rief der Gatte, „daß dies ein Complot sei, mich zu überrumpeln. Auf diese Weise versucht Ihr es also, in mein Haus zu dringen, und mein Weib hat natürlich die Hände dabei im Spiel. Schade nur, daß es Euch nicht gelingt, und man Euch schon die Wege weisen wird. Euch aber, holdselige Hausfrau, werde ich noch ganz besonders meine Meinung sagen.“

„Sprecht nicht weiter!“ unterbrach ihn Johannes Hansen mit solcher Festigkeit im Ton, daß Jener unwillkürlich schwieg. „Ich komme nicht, um mit Euch zu verkehren, oder Euch, wie Ihr meint, anzubetteln.“

„Aber Ihr bringt auch Nichts. Nichts, um die große Schuld zu verringern, die Ihr bei mir stehen habt.“

„Es ist eine von den mir auferlegten Strafen, daß ich dies hören und dazu schweigen muß. Ich erschien bei Euch, um einige Worte mit meiner Tochter zu sprechen, und Ihr habt kein Recht, mir das zu wehren.“

„Wenn es in meiner Gegenwart geschehen kann, mag es sein.“

„Bermögt Ihr anzuhören, was ich zu sagen habe, will ich es Euch nicht wehren. Margarethe, mein Kind, ich will mit Dir reden.“

Johannes Hansen ging zu seiner Tochter, die sich zitternd erhob.

„Ich will mein Herz vor Dir ausschütten. Wohl weiß ich, daß ich Deine Liebe weggeworfen und meine Rechte auf Dich an jenen Mann verkauft habe. Aber ich rufe Dein Mitleid an, und Du wirst es mir nicht weigern.“

„Ich höre Alles, was Ihr sagt!“ antwortete Margarethe mit leisem Beben.

„Als ich mein Letztes zusammengerafft und verloren hatte, kam ich zurück. Ich mußte. Ein Mann, den ich einst in Verzweiflung sagte, bannte mich hierher, um ein gleiches Loos zu dulden. Auf dem Platz meiner ehemaligen Größe sollte ich als ein Bild des Erbarmens erscheinen. Ich stand da, keines Wortes mächtig. Sie wiesen mich von sich, Alle, die ich früher mit meinem Herzblute genährt. Mein Kopf brannte; meine Gedanken gingen in der Irre. Da ergriff ein frommer Samariter meine Hand und übte Barmherzigkeit. Unter seinem Dache habe ich die Ruhe des Gemüths gefunden und den Weg erkannt, den ich jetzt betreten will. Ehe ich das vermag, muß es klar werden zwischen uns Beiden. Ich habe Dein junges Leben verfürzt, Margarethe. Den Mann, den Du liebtest, habe ich von Deinem Herzen gerissen und diesen selbst in ein großes Elend gestürzt, um meinen beleidigten Stolz zu rächen. Er ging mit einem furchtbaren Schwur und hat das Gelübde seiner Rache gehalten. Aber, das wollte ich eigentlich nicht sagen. Ach, Margarethe, Kind, Du mußt Geduld haben mit mir. Mein alter Kopf ist schwach.“

Die junge, bleiche Frau streckte die Hand nach ihm aus, die er rasch ergriff und an sich drückte.

„Ich will Danzig verlassen, und es nie wieder betreten,“ fuhr er fort. „Jrgendwo wird sich ein Ort finden, wo ich mein Haupt

in Frieden niederlegen kann. Ehe ich das aber vermag, mußt Du die schwerste Last von meinem Herzen nehmen."

"Sagt mir, was ich thun soll," sprach Margarethe. "Oh, hättet Ihr in früheren Tagen es der Mühe werth geachtet, mir Euer Herz zu öffnen und in das meinige zu blicken, es wäre wohl nie ein Unfrieden zwischen uns entstanden."

"Du hast mir Deine Hand gereicht. Lasse sie ein Unterpfand des Friedens sein. Ich habe Dir meine Schuld bekant und be-reue vom tiefsten Herzen, was ich gethan. Verzeihe es mir, Ma-garethe. Könnte ich nur ein Zehnthheil desselben mit meinem Herz-blut auslöschen, ich gäbe es willig hin. Sage mir, Kind, daß Du keinen Groll hegst und . . ."

"Nicht weiter, Vater!" rief Margarethe lebhaft, und eine helle Röthe flog über ihr bleiches Gesicht. "Gott sei gepriesen, der dies an Dir und mir gethan hat. Er bricht die Eisrinde, die Dein Herz umschloß, er läßt Dich menschlich empfinden und ich habe, was ich in den Tagen des äußeren Schimmers entbehrte, ich habe einen Vater, der einen Händedruck und eine Thräne für sein ar-mes, vereinsamtes Kind hat."

Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und warf sich an seine Brust.

"Das ist zuviel! Zuviel für mich!" rief Johannes Han-sen in lauter Herzensfreudigkeit. "Nun scheidet sich getrost und be-ginne meine Wanderung."

"Aber nicht allein. Hast Du mir Dein Herz geöffnet und giebst mir den Vater wieder, weiß ich, was meine Pflicht erheischt. Ich trenne mich nicht von Dir. Mein Arm soll Dich leiten, meine Hand für Dich schaffen. Wir gehen miteinander, bis der Tod uns trennt."

"Vortrefflich!" sagte ihr Mann. "Und das Alles wird in meiner Gegenwart beredet und abgemacht, als ob ich nicht mehr in der Welt wäre."

Margarethe wandte sich zu ihm und sagte: "Als ich den Fuß über Euer Schwelle setzte, habe ich jeder Freude entsagt. Seit das Unglück meinen Vater heimsuchte, habt Ihr mich mit Härte behandelt, und jedes Wort, das Ihr an mich richtetet, enthielt einen Vorwurf oder eine Kränkung. Hundert Mal habt Ihr gesagt, ich wäre Euch eine Last, die Ihr gern abschütteln möchtet. Ich war so niedergebeugt durch alles Leid, was über mich gekom-men, daß ich nicht die Kraft hatte, eine so entehrende Kette zu zer-reißen. Nun aber ist mir mit der neuen Pflicht der neue Muth zurückgegeben, und ich bitte Euch, daß Ihr mich losgebt."

"Und Ihr glaubt, ich willige ein?"

"Ich will nichts mit mir hinwegnehmen. Keinen Anspruch,

welcher Art er sei, erhebe ich gegen Euch. Wenn ich Euer Haus verlassen habe, soll es sein, als wäre ich begraben. Wollt Ihr öffentlich das Band lösen, das uns verknüpft, ich bin dazu bereit."

"Wenn ich es thäte!" sagte Jener, innerlich froh, daß jetzt ohne sein Zuthun geschah, was er längst gewollt und nur um der Leute willen nicht gewagt hatte. "In der ersten Zeit, wißt Ihr, als ich bei Euerm Vater um Euch warb, stellte ich ein Dokument aus — es war eine Schwachheit, aber ich that es, obgleich das Dokument bestimmt, daß, wenn ich mich jemals von Euch trennte, so oder so, auf welche Weise es immer geschehe, ich gehalten sein solle, Euch ein Witthum zu sichern, das den vierten Theil meines Vermögens beträgt. Wenn Ihr nun geht, muß ich . . ."

"Behaltet Euer Geld, ohne welches Ihr bettelarm seid. Ich trage kein Verlangen darnach. Wollt Ihr darin willigen, daß ich meinen Vater begleiten und nicht hierher zurückkehren darf, soll jenes Papier noch heute Abend in Euern Händen sein."

"Margarethe, mein Kind! Mein theures, geliebtes Kind. Wie tief beugst Du mich und richtest mich zugleich so tröstend auf." Sie hielten sich fest umschlungen.

Mit wachsender Freude hörte der grämelige Hausherr die Worte Margarethens. Aber es regte sich doch ein leises Gefühl von Schaam in ihm, das ihn hinderte, seines Herzens Meinung offen auszusprechen, darum entgegnete er zögernd:

"Wir wollen sehen, was zu thun ist. So, das begreife ich wohl, kann es am Ende nicht fortgehen, und wenig Freude möchte ich unter meinem Dache haben, wenn es eine Frau schirmte, die es für das Glück ihres Lebens erklärt, weit von mir entfernt zu sein. Eine Nacht werdet Ihr wohl noch in meinem Hause verleben können. Sehe ich dann morgen bei ruhigem Blute, daß es Euch Ernst mit dem ist, was Ihr so eben sagtet, läßt sich weiter darüber reden. Herr Johannes Hansen, habt eine geruhlsame Nacht."

Vater und Tochter trennten sich mit einem stummen Händedruck. Der Erstere athmete leicht auf, als er über die unaussliche Schwelle seines Schwiegerohnes in die stille Nacht hinaustrat.

Eine geraume Zeit war seit jenem Auftritt vergangen. Die Kriegswirren hatten sich immer mehr verwickelt. Der Seemolek wurde unerträglich, und bei allen Gelegenheiten war der Danziger Todtenkopf voran.

Zu Pillau am Hafen war abermals eine lustige Beweagung. Der „Clevische Lindenbaum“ war von seiner Fahrt nach Colberg heimgekehrt und löschte mancherlei Kriegsbedarf. Die Mannschaft war so eifrig damit beschäftigt, daß sie das Herannahen eines zwei-

ten Kanonenschiffes erst gewährte, als es innerhalb des Bereiches ihrer Geschütze lag.

Der erste Offizier stampfte mit den Füßen und schalt mit altem Volk am Bord, daß Keiner die Augen aufgeklopft habe, während es doch ihm besonders obgelegen hätte, ein wachsame Auge zu haben. Sein Zorn verstummte indessen, als er bei genauerer Prüfung den Danziger Todtenkopf erkannte, und der Führer desselben sich an Bord des Drlogschiffes begab, um sich zu melden.

„Und nun denke ich, Herr,“ saate er, als dies geschehen, „ist die See für einiae Zeit reingeseat. Ich kann in Ruhe den alten Rumpf kalfatern und meinem Volke gönnen, daß es die zererschlagenen Knochen heilt, denn ich muß Euch sagen, daß sie es uns nicht immer so leicht machten, wie die Herren von der Danziger Galiot, die mit vollen Segeln in die Brandung liefen, wie die Maus in die Falle, wenn sie den Speck riecht. Der vornehme danziger Patricier soll sich hierher geflüchtet haben und Holz hacken, Steine karren, oder sonst eine ehrsame Hanthierung treiben. Der Todtenkopf will seine Geschütze zu Lande bringen und den alten Rumpf kielholen, und stellt sich für diese Zeit unter den Schutz des Clevischen Lindenbaums. Habt guten Tag, Herr.“

Der Kaper fuhr zu Lande. Sein munterer Schiffsjunge sprang ihm entgegen.

„He, Falkauae! Hast Dein Gewerbe ausgerichtet?“

„Habe es,“ sagte der Bube. „Kaut an der Feder und kriehelt Buchstaben auf das Papier.“

„'n Schreiberknecht!“ brummte Haraldsen vor sich hin. „So und so viel Buchstaben für'n Stück Brod. Er ist weit genug herunter, denke ich.“

Er folgte dem Buben, der, ihm voran, den Weg nach der Kammermeisterei einschlug.

Hier war es, wo Johannes Hansen nach vielen Mühen und Sorgen einen Platz gefunden hatte. Die Herren von der Kammer nahmen sonst nur junge rüstiae Leute, denen sie ein tüchtiges Tagewerk aufladen konnten. Aber es war gerade Mangel an Arbeitern, und des Schreibens ist von jeher viel gewesen in der Welt.

Die Tagelöhner hinter den Schreibepulken machen es nicht anders, als die Tagelöhner auf dem Bau. Wenn die Glocke schläat, werfen sie die Feder hin und thun keinen Strich mehr. Die Herren Kanzellare und ihre Hülfsschreiber schritten die Gasse entlana, ein mächtiges Alftenstück unter dem Arm, das als ein öffentliches Zeichen ihres häuslichen Fleißes dienen sollte. Johannes Hansen folgte ihnen und trat bald darauf in die einfache Stube, wo Margarethe ihn mit kindlicher Herzlichkeit empfing.

Als Beide ihr einfaches Mahl verzehrt hatten und Johannes Hansen sein müdes Haupt in die Hand sinken ließ, verschwand Margarethe leichten Schrittes aus der Stube.

Es war eine geraume Zeit still gewesen, und der alte Herr schlug mit einem leisen Seufzer die Augen auf, als der Kaper unerwartet eintrat. Er betrachtete den ehemals so stolzen Kaufherren mit Hohn und fragte:

„Nun, Johannes Hansen! Habe ich mein Wort gehalten?“

„Ich habe nicht geglaubt, daß ich Dich wiedersehen sollte,“ antwortete Jener. „Sei es. Du hast mit demselben Maaße gemessen, womit ich Dir maas. Wie ich Dich einst von meiner Schwelle zurückwies, so stießest Du mich in das dichteste Marktgewühl meiner ehemaligen Heimath, und Alle, die sich sonst ehrerbietig vor mir neigten, kehrten mir stolz den Rücken zu. Diese Demüthigung war mir die schmerzlichste. Sie ist überwunden und Alles vorbei.“

„Meinst Du?“ rief Haraldsen dazwischen.

„Es ist vorbei, Haraldsen. Du wolltest mich tief beugen, und es mißlang Dir. Mit meinem Glücke starb auch mein böser Sinn. Was mich betraf, ist nur eine gerechte Vergeltung. Das habe ich vor Dir voraus. Du hast Deine Lust daran, Dich an dem Unglück zu weiden, und knirschest nur vor Zorn, weil Du mich nicht verzweifeln siehst.“

„Du sollst doch verzweifeln. Glaube nicht, daß Du so wohlfeilen Kaufes davon kommst. Du hast mir nicht nur Geld und Gut, Du hast mir auch das Glück meines Herzens gestohlen.“

„Arme Margarethe!“ sprach der Vater. „Es war der schwärzeste Tag meines Lebens.“

„Wollen ihn aufhellen. Diese Liebe zu Deinem Kinde war.... Genug. Ich bin gekommen, mit Dir abzurechnen, und will nicht gehen, bis ich vollständig befriedigt bin. Du hast Dein Kind Deinem Stolze geopfert. Ich will die Geopferte rächen wie ich mich gerächt habe. Ich erhebe die Hand zum Schwur...“

„Senke sie wieder ehe der Herr sie faßt!“ sagte Margarethe, die zwischen ihm und dem Vater trat.

„Margarethe!“ rief der Kaper.

„Du hast mir nicht Wort gehalten, Haraldsen!“ fuhr sie fort. „Du wolltest meiner werth bleiben und nicht ruhen, bis wir vereint wären. Das habe ich geglaubt und dieser Glaube war der einzige Trost in der Zeit meines Kammers. Du hast den Zorn durch den Zorn, die Rache durch die Rache bekämpft und bist erlegen.“

„Und das höre ich von Dir? Für Deine zertretene Jugend, für Deine gemordeten Hoffnungen wollte ich Ersatz haben.“

„Und während Du den Fluch säetest, haben wir Segen geerntet. Im Unglück erschloß sich mir des Vaters Herz, was ich in allen früheren Tagen des Glanzes entbehrte, habe ich hier gefunden; seine Liebe. Du hast mit all Deinem Zorn zwei Glückliche gemacht. Wird es noch nicht hell in Deiner Seele?“

Haraldsen stand da, das Auge am Boden festigewurzelt. Aber es gab sich eine mächtige Bewegung in seinem Innern kund, und er fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Dann aber richtete er sich auf, sah in das Angesicht seiner Geliebten und sagte:

„So bist Du glücklich?“

„Ich bin es. Und wenn ich noch einen Wunsch im Herzen trage, ist es der, daß Du darnach trachtest, es auch zu sein.“

Er antwortete nichts sondern wandte sich nach einer Pause zu Johannes Hansen:

„Sie hat meinen festen Entschluß wankend gemacht. Ich vergesse den Eid, den ich geschworen, und lasse mein Werk liegen, ehe ich es vollendet. Mehr vermag ich nicht. Fortan hast Du nichts mehr von mir zu befahren.“

Haraldsen entfernte sich. Johannes Hansen war tief erschüttert. Margarethe sah dem Scheidenden mit klopfendem Herzen nach. Einmal machte sie eine rasche Bewegung, als wollte sie ihm nachhelfen, ihn zurückhalten; aber sie vermochte es nicht und warf sich, von ihren Gefühlen überwältigt, in die Arme ihres Vaters.

Es war eine geraume Zeit verstrichen. Die Kriegsverhältnisse hatten sich geändert. Die Waffen ruhten. Die See war frei. Der „Elevische Lindenbaum“ lag abaetakelt in dem Hafen von Pillau und sein Führer hatte die Commandantschaft von Friedrichsburg wieder übernommen. Der Danziger Todtenkopf war ganz verschwunden; nirgendwo hatte man von ihm gehört. Eines Morgens, als Johannes Hansen sich eben an sein mühsames Tagewerk begeben wollte, trat unerwartet der alte ehrliche Bandler bei ihm ein:

„Laßt Euch meine Gegenwart nicht erschrecken, besser Herr. Ich bin der Ueberbringer einer guten Botschaft.“

Johannes Hansen sah den ehemaligen Diener und treuen Freund mit einem ungläubigen Lächeln an.

„Es ist eine schlimme Zeit,“ sagte Bandler. „Aber Treue und Glauben sind doch nicht ganz verschwunden. Ich bringe dafür einen Beweis. Ihr erinnert Euch des verwickelten Lieferungsgeschäftes mit dem Hause Scerdyce in Warschau, wobei Ihr mit großen Summen theilhaftig waret? Der Sturz jenes

Hausfes war der erste harte Schlag, der Euch traf. Nun, die Inhaber jener Firma haben sich wieder aufgerafft. Sie erfüllen ihre früheren Verpflichtungen soviel als möglich, und ich bin als ihr Sachwalter beauftragt, Euch die Summe von zwanzigtausend brandenburgischen Gulden anzubieten.“

Selten sprach sich der Uebergang vom stillen Kummer zum lauten Jubel beredter aus, als in dieser Stunde. Als Alle ruhiger geworden, sagte Bandler:

„Ich hafte mit meinem Kopfe für die Wahrheit meiner Worte. Die genannte Summe liegt in Danzig für Euch bereit. Auch ist Hoffnung vorhanden, Euer Haus zurück zu erhalten. Ihr sollt unter Euerm eigenen Dache leben. Das Letztere habe ich zu Stande gebracht. Weiteres sage ich Euch später. Macht Euch nun von Euern hiesigen Verhältnissen los, damit wir abreisen können.“

Das Letztere war bald geschehen, und am folgenden Tage erklärte Johannes Hansen, es stehe der Abreise nichts mehr im Wege. Bandler hatte für ein Schiff gesorgt und man ging noch spät Abends an Bord, weil in der ersten Morgenfrühe die Abreise vor sich gehen sollte. Als der Anker gelichtet war und die Segel sich füllten, betraten die Passagiere das Verdeck. Johannes Hansen schrie auf, als er in dem Schiff den ihm so verhängnißvollen Kaper und in dem Mann am Steuer Haraldsen erkannte.

Dieser reichte ihm die Hand und sagte: „Dies ist der Todtenkopf von Danzig und Ihr seid zum zweiten Male an seinem Bord. Doch ist die Flagge mit dem bösen Wahrzeichen verschwunden und die Flagge, die jetzt von der Gaffel abweht, wird Euch besser zusagen.“

Johannes Hansen sah zu der Gaffel auf und gewahrte die Flagge der Stadt Danzig, die lustig im Winde flatterte.

„Euere Galioten wurden als gute Preise aufgebracht und daran ist nichts zu ändern,“ fuhr Haraldsen fort. „Wenn Ihr aber den Antheil, der mir zufiel, dem beifügt, was Bandler Euch rettete, seid Ihr jeder Noth enthoben. Und nun ich Euch das mitgetheilt habe ist mir leicht um's Herz. Was sagt Ihr, Margarethe?“

Margarethe antwortete nichts. Aber die helle Freude, die aus ihren Augen strahlte, und die Verwirrung, mit welcher sie ihm beide Hände hinreichte, waren beredter als alle Worte.

„Die Schuldbriefe sind zerrissen hier und überall!“ rief Haraldsen. „Das Besteck ist in Ordnung und wir sehen von heute an einen neuen Cours. Frische Brise und eine behaltene Reise allzeit.“

Sie reichten sich laut aufjubelnd die Hände, und als die Mannschaft das Halbdeck so guter Dinge sah, stimmte sie, ohne zu wissen weshalb, mit lautem Rufe ein, während das Schiff im raschen Laufe durch die Salzfluth hinschoss.

Er geht auf die Baisse *).

Eine Zeitgeschichte von A. Mödinger.

1.

Wie es früher beim Rentier Meier aus sah.

Der Rentier Meier war ein zur Ruhe gesetzter Posamentier. — Seine Frau hatte, seiner eigenen Aeußerung nach, durch Fleiß und Wirklichkeit so viel zusammengesamlet, daß er sich, freilich erst ein Jahr nach ihrem Tode, zur Ruhe setzen konnte. — Aus seiner Ehe war ihm eine einzige Tochter erwachsen, die mit dem Namen Marie und ihrer Eigenschaft als junge, niedliche Berlinerin, all die ihr zukommenden Reigungen und Passionen für Landpartien, Frühkonzerte und Sommertheater verband. — Bei alledem war sie ein gutes, anspruchsloses Mädchen, die sich, was bei Berlinerinnen so selten ist, nicht über ihren Stand erhob, sondern in der Wirthschaft arbeitete, wie es ihr zukam, — dagegen nur das Allernothwendigste im Klavierspiel und schlechtem Französisch leistete, weil es die Zeit doch einmal als zur Erziehung einer honetten Bürgerstochter nöthig erachtete.

Wer konnte es deshalb dem Rentier Meier verdenken, wenn er den Reigungen seiner Tochter fröhnte, wenn er sie bald zu Kroll, bald ins Theater, bald zum Frühkonzert führte, um sich an ihrem jugendlichen Entzücken zu weiden, und sich in eine Zeit zurückzuträumen, wo auch ihm des Lebens Lenz noch lachte, wo auch sein Herz noch höher schlug, wenn er einen neuen Hut zuerst ausführte, wo auch er noch glücklich war, wenn das Auge eines hübschen Mädchens langsamer als gewöhnlich bei ihm vorüberhuschte.

Wer konnte es ihm verdenken, wenn er sich manchmal wirklich jünger werden fühlte in dem Gewege öffentlicher Vergnü-

*) Auf die Baisse gehen heißt in der Börsensprache auf das Fallen der Course spekuliren, während das umgekehrte Manoeuvre mit dem Ausdruck „auf die Hauffe spekuliren“ bezeichnet wird.

gungsorte, bei den rauschenden Klängen des Orchesters? — Wer konnte es ihm verdenken, wenn er dann manchmal abging von der herkömmlichen Weisheit, um das kalte Blut durch ein, auch zwei Flaschen Hochheimer oder Nierensteiner zu erwärmen? — Wer konnte es ihm verdenken? Hatte er es doch, und einmal war ja nicht immer!

Und doch verdachte es ihm Jemand, der regelmäßig bei der zweiten Flasche, wenn nicht schon früher, ein entschiedenes Beto sprach, und dieser Jemand war seine Schwägerin, eine unverheirathete Schwester seiner Frau, welche nach deren Tode in seine Wirthschaft gekommen und in der Familie unter dem Namen Tante Laura bekannt war!

Man sieht daraus, daß Tante Laura das war, was man im gewöhnlichen Leben eine alte Jungfer nennt, womit eigentlich ebensowenig gesagt wird, als man viel damit zu sagen meint! — Denn in der Regel sind alle diese alten Jungfern ganz interessante Geschöpfe, die alten, staubigen Büchern gleichen, welche man lange ungelesen aus einer Ecke in die andere wirft, bis endlich die Langeweile sich entschließt, in einem zu blättern, um zu entdecken, daß es nicht nur eine sehr unterhaltende, sondern besonders lehrreiche Geschichte enthält!

Ogleich es nun durchaus nicht unsere Absicht ist, in Tante Laura zu blättern, so müssen wir sie dennoch gegen alle Nebengedanken des Ausdrucks „alte Jungfer“ in Schutz nehmen, weil sie es ihrem Charakter nach gar nicht war! — Sie war weder zimperlich, noch kokett, sie war nicht neidisch auf eheliches Glück, und entschuldigte ihr Alleinsein durchaus nicht mit dem beliebten „ich hätte oft genug heirathen können,“ — sondern sie sagte ganz aufrichtig, das sie Keiner hätte haben wollen, was sie aber wahrscheinlich nicht verhinderte, dies nicht haben wollen im Stillen allen Männern, und nicht mit Unrecht, zu verdenken!

Denn sie war eine Frau wie sie in mancher Wirthschaft fehlt, ja sie war mehr, denn sie sah in ihrer Entschlossenheit und praktischem resolutem Handeln über viele Männer hinweg. Aber was half das, sie war nicht hübsch und war nicht reich, und so mußten diese schönen Eigenschaften unbenutzt liegen, bis sie durch den Tod ihrer Schwester in die Wirthschaft ihres Schwagers kam!

Nun hatte der Rentier Meier freilich nicht ganz Unrecht, wenn er manchmal im Stillen glaubte, daß seine Frau eigentlich gar nicht gestorben sei, sondern sich nur in eine etwas jüngere Schwester verwandelt habe, welche ihn noch besser zu nehmen verstand als die ältere, was ihm oft nicht allzulieb war!

Aber so sind die Menschen! — Statt dankbar dafür zu sein hielt er es oft für eine schlechte Einrichtung, daß seine Frau

überhaupt eine Schwester habe, und das eben darum, weil er seiner Natur nach so recht eines ewigen Vormunds bedurfte. — Denn er war leichtsinnig, unser Rentier Meier, wie es alle guten Menschen zu sein pflegen. — Seine Börse hatte seinen Freunden so lange offen gestanden, bis es seiner Frau zuviel wurde und sie ihn auf Taschengeld setzte! — Der Augenblick war im Stande, ihn so fortzureißen, daß er, wie wir schon gesehen haben, über die Stränge schlug, und deshalb hätte er dankbar sein sollen, in der Schwester die Hand gefunden zu haben, die zusammenhielt, was die Thätigkeit der Frau erworben hatte.

Und er war es auch eigentlich im Grunde seines Herzens, — nur manchmal manchmal hätte er sich doch ein Bißchen mehr Freiheit, und Tante Laura zum gewünscht. — Aber da diese nicht im geringsten gewillt war, sich gutwillig dahin zu begeben, und die strafende Gerechtigkeit dem unchristlichen Bittsteller fast immer bald darauf so recht nachdrücklich bewies, welch großen Schatz er an Tante Laura habe, und wie sehr er sich durch solche Bitten veründige, ging er reuig in sich, ließ ihr eine liebevollere Behandlung als je zu Theil werden, und beschenkte sie, wenn zufällig ihr Geburtstag oder Weihnachten bald darauf war, wie sie selbst sagte „ganz unverantwortlich“!

In diesen kleinen Familienkreis trat zuweilen, des Sonntags und an langen Winterabenden, noch ein junger Kaufmann, der besonders von Tante Laura protegirt, es nur zu gut verstand, sich in ihre und Rentier Meiers Eigenheiten zu finden, und der so that, als wenn er eben nur käme, um mit dem alten Herrn eine Partie Sechs und Sechszig zu spielen oder um der Tante diese und jene kleine Gefälligkeit zu erweisen, — während die jungen Damen der Nachbarschaft deutlich die Meinung aussprachen, daß aus Marie Meier und dem Kaufmann Stange wohl über kurz oder lang ein Paar werden würde.

So ungefähr sah es zur Zeit wo unsere Erzählung beginnt, im Winter 1850, im Hause des Rentier Meier aus, und der Leser, welcher einen Blick gethan in ruhiges Familienleben (und wie wenig werden das nicht haben) kann sich aus den geschilderten Persönlichkeiten jenes heiter ruhige Bild häuslichen Glücks zusammensetzen, das zu ungetrübt war, um es näher zu schildern!

2.

Was der Rentier Meier sonst für ein Mann war.

Es gehörte zu den unumstößlichen Gewohnheiten des Rentier Meier, an drei Abenden in der Woche zu Biere zu ge-

hen. — Aber er besuchte keine von den gewöhnlichen Bierstuben, in welchen die Elite des Spießbürgerthums mit schmutzigen Pfeifen und noch schmutzigeren Pollackarten zu finden ist, — sondern er verkehrte in einer der besseren, die höhere Subalternbeamte, Kaufleute und auch wohl ein Paar Offiziere zu ihren Stammgästen zählte. — Dort war der behäbige Mann an allen Tischen ein gern gesehener Gast, denn es war fortwährend in seinen Zügen eine so stille heitere Zufriedenheit ausgeprägt, daß man selten eine Stunde mit ihm zusammen war, ohne etwas von diesem Gefühl auf sich selbst ausströmen zu fühlen.

Hier hatte Meier an einem Tisch, der hauptsächlich mit Kaufleuten besetzt war, zuerst das herkömmliche Gespräch von den Coursen der Staatspapiere und Eisenbahnaktien oft mit anhören müssen, ohne daß er mit mehr Interesse darauf hingehört hatte, als wenn ein Paar Offiziere vom Geniewesen, oder zwei Künstler von den Fresken der Sixtinischen Kapelle gesprochen hätten! — Alles Dreibes waren ihm gleich böhmische Dörfer.

Er schnitt die Coupons von seinen Staatsschuldscheinen, zog die Miete seines Hauses ein, und ließ dann die Course aller Welt unbekümmert steigen oder fallen, wie es ihnen beliebte.

Aber wie es geht, wenn man gezwungen ist, häufig von einer uns fremden Sache sprechen zu hören, daß man unwillkürlich sich bemüht, eine Einsicht in sie zu bekommen, um auch darüber urtheilen zu können, so hatte Meier bald diese bald jene Frage über Börsenspekulationen an einen der Kaufleute gerichtet, war so nach und nach in ihre Form eingeweiht worden, und es war kein Jahr vergangen, als er schon, wenn die Course ihm nicht gesagt wurden, neugierig danach fragte, ohne übrigens im Geringsten daran zu denken, sich auf irgend ein Börsengeschäft einzulassen.

Nun galt unser Rentier bei den Kaufleuten für einen feinen, d. h. reichen Mann, denn diese Herren haben längst eingesehen, daß das Geschäft eines Handwerkers kaufmännisch betrieben zum kaufmännischen wird, ja daß man es bis zur Großartigkeit eines Fabrikunternehmens ausdehnen kann!

Sie mochten ihn vielleicht überschätzen, aber sie hielten ihn für einen piquefeinen Mann und so kam es wohl manchmal, wenn eine günstige Conjectur in Aussicht stand, daß Dieser oder Jener zu Meier sagte:

„Warum kaufen sie nicht Aktien, Herr Meier? — Ein Mann mit Ihrem Vermögen muß nach mehr streben und jetzt sind wieder mal in 5—6 Tagen mit Leichtigkeit ein Paar Tausend Thaler zu verdienen!“

Aber Meier schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Um Gotteswillen! Was sollte ich wohl mit dem vielen Gelde anfangen? — Ich habe mein Auskommen und was kann man bei so schlechten Zeiten mehr verlangen!?“

Aber die Wahrheit sprach er darin doch nicht, denn im Stillen sagte er zu sich:

„Ein Paar Tausend Thälerchen wären freilich nicht zu verachten, da könnte man sich am Ende doch noch ein Mal ein kleines Häuschen in Pankow oder Charlottenburg kaufen!“ Und ein Landhaus war das Ziel aller Meier'schen Wünsche!

Aber trotz dieser lockenden Aussicht war der Gedanke gleich darauf aus seinem Kopf entschwunden, denn im Grunde war Meier zufrieden und genügsam, und solche Leute gehen selten an die Börse um Schätze zusammen zu scharren.

Aber was half alle Zufriedenheit, was halfen alle Grundsätze, — Rentier Meier war einmal bestimmt, in den Strudel hineingerissen zu werden, und sein Geschick mußte sich erfüllen.

Er hatte einen Freund, einen guten Freund, mit dem er, was man sagt einen Strang zog. — Ihr Alter, ihre Bildung, ihre Gewohnheiten waren dieselben, — sie hatten gleiches Vermögen, gleiche Ausgaben, es war mit einem Wort eine volle Harmonie unter ihnen. — Aber da die Harmonie genau betrachtet der menschlichen Natur durchaus nicht so sehr entspricht als man glaubt, hatte sich vielleicht gerade durch sie geweckt, eine gewisse Rivalität zwischen ihnen herausgestellt, die sich komisch genug äußerte, wenn es der Eine dem Andern in dieser oder jener Ausgabe zuvor thun wollte, und sie zulezt doch immer wieder zusammenkamen!

Der Registrator Schlaw, so hieß Meier's Freund, war aber ein Glücksmensch! — Seine Jugend war zwar nicht allzurossig verlaufen, — denn Vermögen hatte er nicht, und daß bei der Carrière eines Subalternbeamten, der es in seinem 45. Jahre endlich zum Registrator gebracht hat, keine Schätze zu sammeln sind, weiß ein Jeder! — Aber kaum hatte er das ersehnte Ziel des Registratorpostens erreicht, als ihm eine Erbschaft, von der er nie etwas geahnt hatte, zufiel, und ihn in den Stand setzte, seinen Abschied zu nehmen! — Freilich hatte er nicht soviel Vermögen wie Meier, dafür bezog er aber wieder eine kleine Pension und dadurch wurde das Gleichgewicht hergestellt, obgleich Meier, und das war bis dahin sein Glück gewesen, vielleicht durch größere Wirthlichkeit Lante Laura's, manchmal auf kurze Zeit in ihrem kindischen es sich zuvor thun Wollen Sieger bleiben konnte!

So stand es, als ein neuer Glücksfall den Registrator heimsuchte.

Eines Abends, es war noch im Winter, kam er zu Meier. — Es war etwas Ungewöhnliches in seinem Benehmen, was dieser sogleich bemerkte, denn er lief in der Stube auf und ab, wie beschäftigt mit außergewöhnlichen Gedanken. — Gefragt, schob er es auf die Kälte, er sei durchgefroren bis auf die Knochen, als aber Marie eine Tasse Thee gebracht hatte, als eine Cigarre angezündet war, (sie rauchten Cigarren; — Meier hatte angefangen und der Registrator hatte folgen müssen, obgleich er eine Pfeife Barinas bei Weitem vorzog) — als ihr Dampf sich in die Luft emporkräuselte, als er aufthauete, da sah man nur zu deutlich, daß die Gedanken, die ihn beschäftigten, sehr heiterer Natur waren, denn seine kleinen grauen Augen glänzten mehr als sonst, und sein großer Mund lächelte so stark, daß man die Zähne vor lauter Lücken nicht finden konnte, was er sonst sorgfältig vermied, — weil Meier noch sein volles Gebiß hatte.

Meier sah scharf, und er begann etwas zu ahnen.

„Man wird alt, Meier“, begann Schlau. „Die morschen Glieder wollen die Kälte nicht mehr gut haben, . . . es könnte wohl mal wärmer werden!“

„Ja ja!“ erwiderte Meier, — „es wäre mir schon recht, wenn der Sommer bald käme, . . . umsomehr, als ich dies Jahr sehr stark die Absicht habe, eine Sommerwohnung zu mietten!“ — Er hatte diese Absicht durchaus nicht, er spielte nur Trumpf in Erwartung der Dinge die da kommen würden.

Aber Schlau verzog keine Miene, höchstens rümpfte er die Nase, indem er sagte:

„Eine Sommerwohnung! was hat man da auch Großes? . . . In der Nähe von Berlin ist überall Staub, und diese ewigen Besuche, nein! . . . das ist nichts für mich!“

Bisdahin war eine Sommerwohnung auch des Registrators höchstes Ziel gewesen, jetzt verachtete er sie, . . . Meier fühlte deshalb, daß etwas Außergewöhnliches vorgegangen sei.

„Mein Plan ist ein anderer,“ fuhr Schlau fort; „weg von Berlin will ich diesen Sommer, und deshalb schlage ich Dir eine Badereise vor, oder noch besser eine Reise nach Italien!“

„Eine Reise nach Italien?“ . . . stotterte Meier, „Du bist also rausgekommen?“

„So ist es!“ jubelte der Registrator jetzt heraus, . . . „heut Morgen bei Seeger mit 2000 Thalern!“

Nun sollte sich Meier auch noch freuen; . . . er that es auch, denn neidisch war er nicht und gönnten that er es seinem Freunde, . . . aber er hatte doch etwas sehr Bitteres der Gedanke, daß ihn Schlau nun doch überholt habe! — Denn daß

er es mit der Reise ernst meinte, unterlag keinem Zweifel, er hatte keine Kinder, wozu sollte er sparen?

Meier schlief diese Nacht sehr unruhig! — Bald träumte er von Italien, wo er mit Schlau von Räubern ausgeplündert wurde, — bald saß er in der Bierstube am Kaufmannstisch und hörte, daß die Course in den nächsten Tagen furchtbar weichen würden!

3.

Wie der Versucher in Gestalt eines Flaumachers *) zum Rentier Meier tritt.

Als Meier am andern Morgen erwachte, war ihm nicht besonders zu Muth, ja seine liebste Mahlzeit, der Morgenkaffee, schmeckte ihm nicht, weil er wirklich in der Bosphischen die Nummer seines Freundes als Gewinn aufgeführt fand! — Er war doppelt ärgerlich, denn er glaubte sich selbst auf einer Negung des Neides zu ertappen, was ihm doch sonst so fremd gewesen war. — Sein Gewissen zu beschwichtigen ging er zu Schlau, um diesem noch besonders seine Freude über das glückliche Ereigniß auszudrücken. Er wurde mit einem delikaten Frühstück bewirthet, aber nichts mundete ihm! Die einzelnen Bissen waren bitter und blieben ihm im Halse stecken, und zeitig begab er sich wieder nach Hause.

Der Tag ging doppelt mißmuthig dahin, weil er vor Tante Laura und seiner Tochter die Stimmung, in der er war, verbergen wollte! — Deshalb ging er früher wie gewöhnlich zu Biere, — ohne zu ahnen, daß der Tag gekommen, an welchem er bestimmt war, dem Teufel den ersten Finger zu reichen!

Die Börse (so wurde jener Tisch in scherzhafter Weise von den Stammgästen genannt) war heut lebendiger als lange. — Ein Agent Namens Alberti, bekannt bei den Börsenmännern als einer der geschicktesten Flaumacher, triumphirte! — Er hatte schon vor 8 Tagen ein starkes Zurückgehen der Course prophezeit, das Manoeuvre war gelungen und nun sprach er offen aus, daß das der Beginn eines allgemeinen und größeren Falls der Papiere sei, der langsam aber sicher fortschreiten würde!

„Haben Sie deshalb Aktien, so verkaufen Sie, . . . haben Sie keine und wollen Geld verdienen, so kaufen Sie nicht etwa jetzt, in der Meinung daß die Course sich erholen, sondern fixen **)

*) Flaumacher werden an der Börse die Helfershelfer der Baissiers genannt. Sie haben die Aufgabe, durch beunruhigende Gerüchte oder was sonst immer das Weichen der Course zu bewirken.

***) Fixen heißt in der Börsensprache auf Zeit kaufen oder verkaufen, wie es bei Getreide und Spiritus üblich ist. — Man verpflicht-

Sie auf 14 Tage, 4 Wochen zu den jetzigen Preisen, und Sie sind sicher, ein Geschäft zu machen!"

Dem Rentier Meier sauste es bei diesen Worten in den Ohren und stimmerte es vor den Augen. — Er glich in diesem Augenblick einem 16 jährigen Mädchen, dem auf ihrem ersten Ball ein kühner Verführer mitten im Toben des Tanzes Worte der Liebe leise in das Ohr klingen läßt! — Er fühlte instinkartig, daß es ihm nicht gut war, die Worte Alberti's zu hören, aber er hörte sie so gern; — und als nun im Laufe des Gesprächs auch ältere, gewiegte Spekulanten der Meinung Alberti's diesmal beipflichteten, — als dieser endlich, wie er oft gethan, zu Meier gewendet von dem Unrecht sprach, das er beginge, wenn er sich an so sicheren Geschäften nicht theilheilig, da wies er diese Zumuthung zwar von sich wie immer, — als aber Alberti bald darauf in ein Nebenzimmer ging, folgte ihm Meier bald nach und flüfterte ihm im Vorübergehen zu, daß er ihn am andern Morgen besuchen werde.

Alberti hatte seinen Mann, und er kannte sich zu gut, um nicht zu wissen, daß es diesem sobald nicht wieder gelingen würde, sich von ihm zu befreien.

Es ist jetzt nöthig ein Paar Worte über den Versucher Alberti zu sprechen, um dem Leser klar zu machen, daß Agenten seiner Art, Privatleute, wie Rentier Meier war, nicht etwa zum Spekuliren verleiteten, um ein Paar Thaler Courtage, d. h. Vermittlergebühren zu verdienen, — daß sie ganz andere und einträglichere Zwecke dabei im Auge hatten.

Der Zweck des Flaumachers, die Course zum Fallen zu bringen, wird von ihm durch alle nur möglichen Mittel zu erreichen gesucht, und es wird wohl deutlich einleuchten, daß es nicht das Schlechteste ist, durch Vermehrung der auf die Baisse spekulirenden diesen Zweck zu erfüllen. — Die Phalanx wurde durch jeden Einzelnen der eintrat mächtiger, und es war natürlich viel leichter, Mißtrauen gegen ein Papier zu erregen durch wirkliche Verkäufe oder Zeitkäufe zu niedrigen Coursen, — als durch künstliche Manoeuvres anderer Art!

Und Alberti hatte ein nur zu großes Talent, leichtgläu-

tet sich durch einen Schlußzettel, eine Summe Aktien an einem bestimmten Termin, und zwar zu einem niedrigeren oder höheren Course als der augenblickliche ist, zu liefern! — Am Verfalltage werden in den seltensten Fällen die Aktien selbst geliefert, sondern nur die Differenzen berechnet und gezahlt, woraus wohl am deutlichsten hervorgeht, daß dergleichen Geschäfte eigentlich nichts als vom Staat geduldetes Hazardspiele sind.

bige und fast immer in Geschäften befangene Privatleute zu feinen Zwecken heranzuziehen, indem er ihnen immer und immer wieder das Bild dieser leichten und sicheren Gewinne vor Augen führte, und sie keineswegs durch Drängen zu bestimmen suchte, weil er recht gut wußte, daß dies leicht Mißtrauen zu erregen im Stande war. — Wer kommen sollte kam, das wußte er. — Darum wartete er, und wenn er gekommen war, dann ging er auch so leicht nicht wieder.

Sonst war Alberti ein noch junger, sogar hübscher Mann, der das Leben eines Dandy führte, sich ein Reitpferd hielt, in den feinsten Lokalen zu finden war, und von Vielen, die ihn nicht weiter kannten, beneidet wurde! — Ob er wirklich zu beneiden war, werden wir in der Folge sehen, vor der Hand genügt es zu wissen, daß er durch sein gekennhaftes Auftreten dem Schwachen imponirte, während er bei Vernünftigen höchstens ein mitleidiges Lächeln damit erregte, weil sie in der glänzenden Schaal einen um so fauleren Kern stecken sehen wollten.

Rentier Meier war zur bestimmten Zeit bei Alberti. — Ein in Livree steckender kleiner Diener führte ihn zu seinem Herrn, der in einem türkischen Schlafrock in einer Causeuse lag. Meier warf einen Blick durch das Zimmer, ließ ihn hineingleiten in das halb offen stehende Schlafgemach, die ganze Einrichtung war gräßlich! — Alberti folgte diesem Blick und lächelte. — Für ein Paar hundert Thaler geborgte Meubles flößten Vertrauen ein; — das wußte er und deshalb hielt er immer auf seine Wohnung.

Er hatte sich erhoben und Meier die Hand zum Gruf geboten.

„Ich weiß, was Sie zu mir führt,“ sagte er, „und ich kann Ihnen nur Glück wünschen zu Ihrem Entschlus!“

„Sie glauben,“ stotterte Meier hervor.

„Sie haben gestern meine Meinung gehört,“ unterbrach ihn Alberti. „Ein günstigerer Zeitpunkt wird sich so leicht nicht finden!“

„Sie meinen also, daß ich auf die Baisse gehen soll?“

Alberti sah ihn so scharf an, daß Meier die Augen niederschlug.

„Thun Sie was Sie wollen, ich will Sie zu nichts bestimmen, ich frage Sie nur, haben Sie Vertrauen in die Verhältnisse? darauf kommt Alles an.“

Das war nun aber grade die Achillesferse Meier's, die Alberti nur zu gut kannte, weil er beim Kannegießern oft genug gehört hatte, daß Meier kopfschüttelnd den kommenden politischen Verhältnissen entgegen sah.

„Vertrauen,“ antwortete Meier gedehnt, „nein,
Vertrauen hab' ich nicht!“

„Also,“ begann Alberti

„Ich werde auf die Baisse gehen,“ fuhr Meier mit einem
Seufzer fort, und als wenn dieser Seufzer ihm die Brust frei
gemacht habe, erklärte er sich nun deutlich, daß er zuerst einen
Versuch machen und nicht allzuviel wagen wolle. Alberti bil-
ligte diese Vorsicht, man kam überein auf kurze Zeit eine Klei-
nigkeit Cöln-Minderer zu kaufen, was noch an demselben Tage
geschah!

Vierzehn Tage darauf erhielt Meier durch Alberti eine
Gewinn-Differenz von 200 Thalern, wogegen er diesem, wie sich
von selbst versteht, einen zweiten, größeren Auftrag gab.

4.

Wie von da an beim Rentier Meier Alles so ganz anders wurde.

Man kann sich leicht vorstellen, welches stille Entzücken
Meier bei dem Gedanken empfand, daß er bald den Registra-
tor so ganz en passant würde fragen können, ob sie schon im
Mai oder erst im Juni ihre Reise antreten wollten! — Man
kann sich aber auch ebenso leicht denken, welche Unruhe ihn Tag
und Nacht peinigte, bis er das glückliche Resultat seines ersten
Versuches erfahren hatte.

Sein zerstreutes, mißmuthiges Wesen, sein wiederholtes Aus-
gehen zu sonst ungewöhnlichen Zeiten waren dem scharfem Auge
Tante Laura's nicht entgangen! — Sie hatte bemerkt, daß er
des Morgens mit einer fieberhaften Unruhe die Zeitung erwartete,
daß er sie dem Boten fast aus der Hand riß, ohne sie doch
dann zu lesen, denn nachdem er einen Blick hineingethan, warf
er sie in der Regel wieder fort, und doch hatte dieser Blick oft
hingereicht, um seine Unruhe noch größer oder sein Benehmen
freundlicher zu machen.

Tante Laura hatte noch allerhand andere Bemerkungen
gemacht, hatte auch, wie wir vermuthen, diese Bemerkungen
ihrem Protégé, dem jungen Kaufmann Stange mitgetheilt, —
kurzum sie glaubte auf der Spur zu sein, — und eines Mor-
gens, als ihr Meier's Treiben besonders auffallend erschien,
hielt sie es für ihre Pflicht, nicht länger zu schweigen, sondern
ihren Schwager, wie sie es nannte, in's Gebet zu nehmen!

Sie hatten ihren Kaffee verzehrt, Marie hatte sich in's
Nebenzimmer begeben, um zu üben, Meier stand am Fen-
ster und trommelte eine freie Phantasie, Tante Laura saß
auf dem Sopha, bald ein Stäubchen von dem doch staublosen

Tisch zu wischen suchend, bald sich räuspernd, wie Einer, der mit einer Sache hervorkommen will und es nicht recht anzufangen weiß.

Aber Tante Laura wußte recht gut, wie sie es anzufangen hatte, — sie machte diese Pause nur, weil sie sich für einen plötzlichen Ueberfall entschieden hatte, von dem sie sich den meisten Erfolg versprach.

Nachdem nicht nur ein Engel, wie die Leute zu sagen pflegen, sondern wohl ein gutes Duzend durch's Zimmer geflogen sein mochten, begann sie recht plötzlich mit kräftiger Stimme zu ihrem Schwager, der ihr noch immer den Rücken zudrehte:

„Ich weiß wirklich nicht, was ich von Dir denken soll?“

Meier wandte sich um mit offenem Munde, und sagte mit der Einfalt eines neugeborenen Kindes:

„Von mir? . . . Was Du von mir denken sollst? . . .

Wie meinst Du das?“

„Du weißt recht gut, wie ich es meine,“ fuhr sie durch Meier's Verlegenheit ermuthigt fort; — „Du bist nicht wiederzuerkennen seit einem Monat; . . . Marie ist ganz meiner Meinung, . . . Du hast Geheimnisse vor uns, und diese Geheimnisse drücken Dich selbst!“

„Ich wüßte nicht, was mich drücken sollte,“ antwortete Meier mit augenscheinlicher Verlegenheit.

„Aber ich weiß es,“ polterte Tante Laura dagegen.

„So?“ . . . sagte Meier sehr gedehnt.

„Wenigstens kann ich es mir denken,“ fuhr sie fort, und Meier athmete auf, denn dieses denken können schloß wenigstens noch die Gewißheit aus. „Daß Du leicht bist, habe ich immer gewußt,“ begann Tante Laura von Neuem, „Tettchen (so hieß ihre verstorbene Schwester) hat oft genug darüber geklagt, daß Du aber in Deinen alten Tagen noch daran denkst auf solche Art Dein Vermögen zu vergrößern, . . . dazu hätte ich Dich für zu vernünftig gehalten!“

Meier suchte mehr und mehr sich gegen Tante Laura's Angriffe festzusetzen.

„Also ich suche mein Vermögen zu vergrößern?“ antwortete er lächelnd.

„Kannst Du es leugnen, daß Du an der Börse spekulirst?“ sagte Tante Laura heftig, indem sie sich erhob und ihm einen Schritt entgegentrat, während Meier mit dem Auge eines Feldherrn, der einer besseren Sache werth gewesen wäre, sogleich den Vortheil bemerkte, der ihm aus dieser offenen Anklage entsprang.

„So! So!“ . . . erwiderte er mit einem kurzen, gezwungenen Lachen, — „ich spekulire an der Börse! . . . So! So! . . .

Und womit, wenn ich fragen darf? . . . Mit den Kapitalien, die ich liegen habe, . . . oder vielleicht mit den Hypotheken, die ich auf mein Haus habe einschreiben lassen? . . .“

Und er setzte sich nach diesen ironisch gesprochenen Worten, im Gefühl, den Sieg errungen zu haben, auf das von seiner Schwägerin verlassene Sopha.

Jetzt war es wirklich an Tante Laura, verlegen zu werden! — Allerdings hatte er kein baares Geld zu liegen, . . . sein Vermögen bestand hauptsächlich in seinem Hause und ein Paar Tausend Thalern in Staatsschuldsscheinen, die er für den Fall der Verheirathung seiner Tochter hingelegt hatte, und daß er diese nicht angreifen würde, davon war sie überzeugt.

So sah sie ihren Angriff, der ihr Aufklärung verschaffen sollte, zwar augenblicklich zurückgeschlagen, aber die Ueberzeugung von der Richtigkeit ihrer Vermuthung stand fester als zuvor, denn Meier's Verlegenheit war ihr nicht entgangen, und das sprach deutlich genug gegen ihn! — Eine halbe Stunde später schon schickte sie zum Kaufmann Stange, um ihn für den Abend, wo Meier zu Biere ging, zu sich zu bescheiden.

Unterdess schien Alberti's Prophezeiung täglich mehr in Erfüllung zu gehen, die Course fast aller Papiere gingen oft an einer Börse um mehrere Prozent zurück, Meier erhielt zum zweitenmal eine Gewinn-Differenz von 450 Thalern, und dieser neue Glücksfall stößte ihm zu Alberti's Scharfblick in Börsenspekulationen ein so großes Vertrauen ein, daß er dessen Vorschlägen, einen ordentlichen Schlag zu wagen, sehr geringen Widerstand entgegensetzte und sich nur ein Paar Tage Bedenkzeit erbat.

Er wollte sich erholen, denn die stete Aufregung, in der er lebte, griff ihn nicht wenig an, und er dachte oft seufzend an die Zeit seines ganz sorglosen Lebens zurück, wo ihm nicht die erste beste Nachricht den Schlaf raubte und er unbekümmert in die Zukunft sehen konnte.

Es war gerade ein Sonnabend, als er seinen zweiten Börsengewinn ausgezahlt erhalten hatte, und da er in der letzten Zeit seltener als gewöhnlich mit seiner Familie ausgegangen war, bestimmte er für den andern Tag eine Schlittenfahrt nach Charlottenburg, zu welcher er den jungen Stange, welcher sie am Abend besuchte, aufforderte.

Dieser war häufiger als gewöhnlich in Meier's Haus gekommen, hatte mit Tante Laura lange, sehr lange Berathungen gepflogen, wobei aber zu seinem großen Bedauern Marie niemals gegenwärtig war, so daß er sie nicht öfter als sonst sah, obgleich er doch so viel mehr Gelegenheit dazu hatte.

Was die Schlittenfahrt nach Charlottenburg für Folgen hatte.

An Rentier Meier's Tisch war es heut lustiger als lange zugegangen! — Er selbst hatte von dem Stos, den er seinem Weinkeller versetzt hatte, einen tüchtigen Puff abbekommen, so daß er in der rosenfarbenen Laune erglänzte, — der junge Kaufmann strahlte vor Vergnügen, in Marie's blaue Augen sehen zu können, und hatte sich ebenfalls aus einem Glase mehr Rath erholt, wie man den Frauen am Liebenswürdigsten erscheint, — Marie selbst sah mit zwar verhaltenem, aber um so größerem Vergnügen das Glück, das ihre Gegenwart einem ihr durchaus nicht gleichgültigen jungen Mann gewährte, Alle waren also in der besten Laune, bis auf Tante Laura, die grade nicht störend einwirkte, aber auch nichts zur Unterhaltung beitrug, wie sie es sonst zu thun pflegte!

Sie sah nur oft, wenn er es nicht bemerkte, prüfend auf ihren Schwager, und dann malte sich ein so natürlicher Ausdruck der Bekümmerniß in ihren Augen, daß sie einer großen Gewalt über sich selbst bedurfte, um einen Augenblick später, wenn sie Meier ansah, ihn wieder zu verwaschen.

Aber vor der Thür wartete bereits der Schlitten, die Pferde, wenn sie sich schüttelten, ließen lustig ihre Schellen erkönen, und von Zeit zu Zeit schwang der Kutscher die große Schlittenpeitsche um seinen Kopf, um die Säumigen zur Eile anzutreiben. — Als die Gesellschaft sich endlich wohlvermummt eingeschichtet hatte, ging es fort, grade nicht pfeilgeschwind, aber doch schnell genug, um Marie's Wangen durch das ihr neue Vergnügen und den Zug der kalten Luft noch röther als gewöhnlich zu färben.

Es war ein schöner kalter Wintertag, die Sonne spiegelte sich blendend in den Kryskall-Theilchen des Schnees, auf den Straßen wogte es trotz der Kälte in schwarzen Zügen dahin, und die Schlitten, die jeden Augenblick aufeinander zu stoßen schienen, vermieden sich doch immer zur rechten Zeit und eilten aneinander vorüber, jeder seinem Ziele zu.

Vor dem Brandenburger Thor, wo die Bahn besser zu werden begann, trieb der Kutscher die Pferde an und nun glaubte Marie, daß es nicht möglich sei schneller zu fahren, denn die Luft benahm ihr den Athem, und ihr Schleier froh ihr alle Augenblick an der Nase fest, wenn auch ihr warmer Athem ihn schnell wieder aufthaute.

Aber in demselben Augenblick, wo sie diese Bemerkung zu Tante Laura machte, flog ein kleiner prächtiger Schlitten, der

nur zwei Herren und einen Diener hinten auf enthielt, und diesmal wirklich pfeilschnell an ihnen vorüber.

Ein Herr in einem kostbaren Pelz, welcher den Schlitten selbst führte, hatte grade Zeit genug, um seinen Hut zu ziehen und Meier seinen Gruß zu senden, dann waren sie schon weit an unsrer Gesellschaft vorüber, und nur von Weitem sah man in den sich blähenden blauen Schneedecken silberne Sternchen in der Sonne erglänzen.

„Wer war der Herr, Papa?“ fragte Marie neugierig.

„Ein Kaufmann Alberti, mein Kind,“ antwortete Meier.

„Sie kennen ihn näher?“ fügte der junge Stange hinzu.

„Ich treffe ihn häufig des Abends bei Müller, wo ich zu Biere gehe,“ sagte Meier, ohne irgend eine Verlegenheit zu zeigen, was ihm selbst eine sehr gute Meinung von seinem Medoc Pouillac beibrachte.

Während er diese Bemerkung im Stillen machte, hatte er nicht gesehen, daß der junge Kaufmann Tante Laura einen Blick zugeworfen hatte, einen von jenen beredten Blicken, welche mehr als Worte sagen.

Als sie in Charlottenburg ankamen, wo sie beschlossen hatten Kaffee zu trinken, sah sich Meier vergebens nach seinem Freund Schlau, dem Registrator, um, der zwar nicht bestimmt zugesagt, aber doch Hoffnung gemacht hatte, zu kommen. — Er war nicht zu finden, muthmaßlich, weil ein leichtes Unwohlsein, das ihn am Sonnabend befallen, auch heut noch andauerte. — Dagegen hatte Meier in einem kleinen Seitenzimmer Alberti mit seinem Begleiter an einer wohlbesetzten Tafel bemerkt, und zwar war er genöthigt, mit seiner Gesellschaft dicht neben diesem Zimmer aus Mangel an andern Plätzen sich niederzulassen.

Während sie bescheidenlich ihren Kaffee tranken und Tante Laura aus ihrer Tasche den vorsorglich mitgebrachten Kuchen zum Vorschein brachte und in gleiche Theile theilte, — knallten an Alberti's Tisch die Champagnerpfropfen, und in ein schäumendes Glas nachdenklich hineinsehend, sagte der junge Agent nach einer kleinen Pause zu seinem Begleiter:

„Es war ein verteuftelt hübsches Mädchen!... Wer hätte dem alten Narren zugetraut, daß er solch eine Tochter haben würde!“

„Er ist wohlhabend?“ fragte der Andere.

„Ich denke ja,“ erwiderte Alberti, „er war früher Posamentier, lebt jetzt von den Zinsen eines, wie man behauptet, schuldenfreien Hauses, und er lebt nicht ganz schlecht!“

„Und da denkst Du“

„Du hast Recht,“ unterbrach ihn Alberti; — „ich denke, daß es am Ende klüger ist, endlich einmal an etwas Reelles zu

denken, — denn ehrlich gestanden, habe ich unser ewiges wie der Vogel auf dem Dache sitzen herzlich satt!"

"Gesern noch auf stolzen Rossen," summte der Andere lächelnd.

"Heute durch die Brust geschossen," fügte Alberti lachend hinzu, und sein Glas erhebend, rief er seinem Freunde zu:

"Nun! vorläufig noch auf eine recht gesunde, Alles zu Boden drückende politische Nachricht!"

Und sie tranken diesen vollständig ernst gemeinten Toast lächelnden Mundes.

Als sie ihr Diner beendigt hatten, war Alberti nicht wenig erfreut, im Nebenzimmer Meier zu treffen, nach dessen Befinden er sich erkundigte. — Auf seinen Wunsch der Tante Laura und Marie vorgestellt, äußerte er zu diesen mit verbindlichen Worten, wie sehr es ihn freue, der Familie eines so achtbaren Mannes bekannt zu werden, und bat um die Erlaubniß, den Kaffee an ihrem Tisch einnehmen zu dürfen.

Ahnungslos gab Meier diese Erlaubniß, denn er konnte nicht denken, daß ein so höflicher Mann seiner Schwägerin und Tochter nicht gefallen könne. — In der That war Alberti von einer ausgefuchsten Galanterie; er erdrückte Tante Laura fast mit Höflichkeiten und Schmeicheleien, aber diese blieb kalt wie eine Statue, während sie ihm nur zuweilen eine Antwort gab, die genug ironischen Anstrich hatte, um ihm zu zeigen, daß die Gunst dieser alten Dame nicht mit einer Hand voll höflicher Worte zu erlangen war.

In keiner so günstigen Lage befand sich dagegen Marie. — Denn obgleich Alberti die Ströme seiner Beredsamkeit hauptsächlich Tante Laura zufließen ließ, hatte er auch Worte für sie, und Marie war Mädchen genug, um aus seinem ersten Blick, der ihren Augen begegnete, zu sehen, daß Alles, was Tante Laura erhielt, eigentlich an sie adressirt war! — Das setzte sie in Verlegenheit, und dieser Verlegenheit war das fortwährende Erröthen zuzuschreiben, mit dem sie seine Fragen beantwortete.

Noch viel weniger behaglich befand sich während des ganzen Vorgangs der junge Kaufmann Stange. Er sah wie auf Kohlen; — er war nicht Menschenkenner genug, um Marie's Betragen richtig zu beurtheilen, — er hielt ihr Erröthen für eine Folge des Wohlgefallens über Alberti's galantes, in seinen Augen unerträglich gekenhaftes Wesen. — Dazu kam, daß er sich gestehen mußte, ein viel weniger hübscher Mann als Alberti zu sein, der seine Persönlichkeit durch eine gewählte Toilette in das beste Licht gesetzt hatte und seine Reden mit Bewegungen einer Hand begleitete, welche die seine . . ., die die Zeit sei-

nes Lehrlingsstandes noch nicht ganz vergessen hatte, weit hinter sich zurückließ!

Am Wohlsten befand sich daher der Rentier Meier! — Ihm erschien Alberti's Benehmen ganz entzückend, er lachte aus vollem Halse über die leiseste witzige Bemerkung des Agenten, und als dieser, weil er mit seinem Begleiter in die Oper wollte, sich endlich erhob und um die Erlaubniß bat, sie besuchen zu dürfen, gab Meier diese aus vollem Herzen, ihn auffordernd, die Absicht sobald als möglich auszuführen.

Tante Laura grüßte ihn beim Abschied so kalt, daß Alberti sich entfernend zu seinem Freunde sagte:

„Wenn die Alte in Meier's Hause etwas zu sagen hat, werde ich einen schweren Stand haben!“

Es trat nach Alberti's Abschied wieder eine von jenen Pausen ein, welche so schwer zu unterbrechen sind.

„Du scheinst den Herrn ja sehr genau zu kennen,“ sagte Tante Laura endlich.

„Nun, wie man sich so kennen lernt, wenn man häufig an ein und demselben Ort zusammenkommt,“ antwortete Meier.

„Er muß sehr wohlhabend sein, um ein solches Leben führen zu können!“ fuhr Tante Laura fort. „Was hat er für ein Geschäft?“

„Ich glaube, er ist Agent,“ erwiderte Meier und suchte möglichst unbefangenen zu erscheinen.

„Er macht Börsengeschäfte,“ fügte der Kaufmann hinzu.

„Sie kennen ihn?“ fragte Meier, und diesmal etwas ängstlich.

„Alle Kaufleute kennen ihn!“

„Von guter Seite?“ fragte Tante Laura.

Stange zuckte verlegen die Achseln, wie Jemand, der wohl etwas sagen könnte, aber nicht sagen will.

„Ich verstehe,“ fuhr Tante Laura fort, „und ich kann sagen, daß er mir nicht nur mißfällt, sondern sogar Mißtrauen einflößt.“

„Ich wüßte nicht, was man ihm nachsagen sollte,“ sagte Meier zu Stange gewendet.

„Ich halte es für meine Pflicht, Sie aufzuklären, Herr Meier,“ antwortete der Kaufmann darauf, während Meier unruhig auf seinem Stuhl hin- und herrückte. — „Alberti ist nur zu bekannt als ein fauler Kunde, wie wir Kaufleute das zu nennen pflegen. — Er ist, wie ich bestimmt weiß, ohne alles Vermögen und führt dabei das Leben eines reichen Mannes. Das macht, weil er von dem Gelde anderer Leute lebt, die er in's Verderben stürzt, indem er sie verleitet auf die Baisse zu spekuliren, was ihm und seinen Auftraggebern von enormem Vortheil ist.“

Meier war purpurroth bei diesen Worten geworden! Es

schien ihm plötzlich, als wenn die Vermuthungen seiner Schwägerin eigentlich von Stange herrührten. Es fiel ihm ein, daß Marie kürzlich ihre Verwunderung ausgesprochen hatte, was Tante Laura so viel mit dem jungen Kaufmann zu verhandeln habe, und er fand es unwürdig, daß ein Gast seines Hauses hinter seinem Rücken Zwietracht zwischen ihm und seiner Familie säte. Sogleich bemächtigte sich seiner eine auffallende Gereiztheit gegen Stange, die sich nur zu bald Luft machen sollte.

„Das sind leere Vermuthungen,“ sagte er pikirt.

„Es sind mehr als Vermuthungen, Herr Meier,“ fuhr der junge Kaufmann fort; „denn es ist bekannt, daß Alberti, der noch heut eine große Rolle spielte, jedesmal, wenn eine plötzliche Hauffe eintritt, plötzlich verschwindet. — Dann heißt es freilich, er sei verreist, aber man weiß besser wohin er gegangen oder vielmehr gebracht worden ist. — Denn sein Reitpferd reitet ein Anderer, seine Wohnung ist vermietet, und wenn er wieder zum Vorschein kommt, geht er nur des Abends in durchaus nicht eleganter Toilette aus, und erst nach und nach kehrt er zu seinen alten Gewohnheiten zurück. — Mit einem Wort, er ist ein Schwindler!“

„Sie sprechen ja sehr beredt,“ sagte Meier gereizt; „leider kann man den Grund nur zu deutlich sehen, der Sie veranlaßt, Alberti in ein so schlechtes, gehässiges Licht zu stellen.“ Meier hatte dabei einen Blick auf seine Tochter geworfen.

„Ich wüßte keinen andern Grund,“ antwortete Stange, nicht ohne zu erröthen, „Alberti zu schildern wie ich ihn kenne, als das Interesse, welches ich an Ihnen und Ihrer mir werthen Familie nehme. — Es war meine Absicht, Sie nicht nur vor Alberti's Umgang zu warnen, sondern was ich sagte, sagte ich weil es mir scheint, als wenn es Alberti gelungen ist, Sie in seine thörichten Spekulationen auf die Baisse hineinzuziehen!“

Meier sprang von seinem Stuhl auf wie ein gereizter Löwe. Es war leer und leerer geworden, sie waren allein im Zimmer, und deshalb sagte er lauter als das Gespräch bisher geführt worden war:

„Ich habe Sie um Ihren Rath noch nicht gefragt, Herr Stange! — Ich habe überhaupt Grund zu vermuthen, daß das Vertrauen, welches Sie in meinem Hause empfangen haben, Sie nicht abhält Zwietracht hinein zu bringen! — Sie würden mir deshalb einen Gefallen thun, wenn Sie Ihre Besuche bei mir einstellen!“

„Vater! Schwager!“ sagten Marie und Tante Laura bittenden Tones wie aus einem Munde.

„Ich danke Ihnen, daß Sie den Versuch machen wollen,

mich zu entschuldigen," sagte der junge Kaufmann, der sich gleich nach Meier's Rede erhoben hatte, zu Tante Laura. „Vielleicht wird Ihnen das in meiner Abwesenheit besser gelingen, wie ich überhaupt hoffe, daß kurze Zeit hinreichen wird, um Sie, Herr Meier, von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen. — Unterdeß achte ich Sie genug, um Ihre Befehle augenblicklich zu erfüllen!“

Er verbeugte sich, ging, und das Alles in solcher Schnelligkeit, daß seine Worte noch kaum verklungen waren, als die Thür sich schon hinter ihm geschlossen hatte.

Nun kann man die Vorwürfe, welche Tante Laura auf Meier herabregnen ließ, leicht denken. — Man konnte die Thränen sehen, welche leise über Marie's Wangen rannen, — aber Nentier Meier setzte diesmal seinen Kopf auf, er verbat sich jede Fortsetzung dieses Gesprächs, und so ging die Rückfahrt denn ebenso trübseelig von statten, als man heiteren Sinnes diesem unangenehmen Vorfall entgegengeeilt war.

6.

Wie Nentier Meier 20.000 Thaler Cöln-Mündener, ultimo März zu 70% zu liefern, verkaufte, und wie ihm bald darauf zu Muth wurde.

Wenn man Tante Laura's Charakter richtig verstanden hat, kann man sich denken, daß sie nicht die Person war, um am nächsten Morgen ebenso zu schweigen, wie sie es an dem verhängnißvollen Abend gethan hatte. — Aber wer schildert ihr Erstaunen, als sich Meier plötzlich so halsstarrig zeigte, daß er nicht nur zugab, an der Börse zu spekuliren, sondern ganz kurzweg erklärte, daß er mündig zu sein glaube und endlich satt habe, fortwährend Einmischungen in Angelegenheiten zu dulden, die doch nur ihn als Mann angingen.

Nun hielt Tante Laura zwar, als sie sich von ihrem Entsetzen erholt hatte, eine glänzende Rede, in welcher ihre verstorbene Schwester eine große Rolle spielte, aber auch dieses Hausmittel hatte heut nicht die geringste Wirkung, — ja Meier entzog sich ihm ganz einfach dadurch, daß er Hut und Stock nahm und Tante Laura mit ihren bilderreichen Vergleichen der Gegenwart und der Zukunft allein ließ.

Die gutgemeinte Absicht Tante Laura's hatte leider ganz entgegengesetzte Folgen. — Denn da sie die ohnedies gar nicht glänzende Laune ihres Schwagers vollständig verdorben hatte, — da sie ihn zu ganz ungewöhnlicher Zeit zum Ausgehen gezwungen, schlenderte er auf der Straße umher, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte, bis ihm zum Unglück einfiel, daß Alberti ihm kürzlich gesagt hatte, wie er vorkommenden Falls zur Frühstückszeit in einem bestimmten Weinkeller zu finden sei. — Dorthin rich-

tete er seine Schritte, denn das Geheimmittel aller Sorgenreichen, die Vergessenheit im Wein, leuchtete ihm lockend entgegen.

Er fand Alberti, und diesem gelang es, die Wolken von seiner Stirn zu verschuchen; der Wein, den er fleißig einschenkte, that das Seine, und nach einer dreistündigen heißen Sitzung, welche eine erhebliche Schwäche in Meier's Füßen hervorgebracht hatte, erhob er sich, — nachdem er Alberti den Auftrag gegeben hatte, für ihn 20,000 Thaler Cöln-Mindener ultimo März zu 70% zu fixen.

Von diesem Tage an war der Friede vollständig aus Meier's Hause gewichen. — Er selbst lebte in einer fortwährenden fieberhaften Aufregung, — Tante Laura hüllte sich in ein undurchdringliches dunkles Schweigen, und Marie hatte, wenn nicht immer, so doch oft verweinte Augen, vielleicht weil sie den Kaufmann Stange seltener sah, denn zu sehen bekam sie ihn noch, weil er ein Paar Mal des Abends, wenn Meier abwesend war, von Tante Laura beschieden, in das Haus gekommen war.

Zum Ueberfluß kam Alberti in die Familie, — und versuchte durch fortgesetzte Höflichkeiten, sich die Zuneigung der Frauen zu gewinnen! — Aber diese setzten ihm ein so gleichmäßig kaltes, obgleich höfliches Betragen entgegen, daß er seine Absichten bald aufgab und seine Besuche einstellte.

So verging ein Tag nach dem andern, und die Sorge schien sich in der sonst so glücklichen Familie täglich fester einzunisten, denn dunkler und dunkler wurden die Wolken, die sich auf Meier's Stirn lagerten, — und täglich undurchdringlicher war das Schweigen Tante Laura's, wenn nicht zuweilen ein ironisches Wort gleich einem Blitz aus der Nacht hervorbrach.

Welch ein Bild könnten wir zum Nutzen und Frommen unserer Leser von dem Zustande dieses Mannes entwerfen, der die Zufriedenheit von seinem Heerde gescheucht hatte, um einer Chimäre nachzujagen!

Doch wollen wir uns begnügen, dem Leser die Quelle seiner Leiden zu nennen, und ihm überlassen, sich das Bild dieses Mannes zu malen, welcher eine Höhe ersteigen wollte, und schon nach wenigen glücklichen Schritten die Steine unter seinen Füßen in den Abgrund entrollen sah, der auch ihm winkte.

Wenige Tage, nachdem Meier sein bedeutendes Geschäft abgeschlossen hatte, fand ein Stillstand in dem Fallen der Course statt. — Die Contremine, d. h. die Manoeuvres der Gegenpartei, der Hausfiers, war zur Reife gediehen, — sie plakte — und die Course stiegen!

Ein Paar Tage gelang es Alberti, Meier durch die Versicherung zu beruhigen, daß die Hausse eine vorübergehende,

weil künstliche, sei. — Als aber eine Woche vorüber war, als die zweite mit verstärkter günstiger Stimmung begann, da erfasste ihn eine unendliche Angst, und während er sich bis dahin von der Börse zurückgehalten hatte, lief er jetzt täglich mit klopfendem Herzen dieser Versammlung zu, — um sein Unglück noch früher zu erfahren.

Meier hatte sich wie man weiß verpflichtet, 20,000 Thaler Cöln-Mündener ultimo März zu 70% zu liefern. — Er hatte diese Aktien nicht, er mußte sie also kaufen, oder die Differenz zwischen dem wirklichen und dem erwarteten Course auszahlen. — Nun waren die Aktien auf 95% gestiegen, er hatte bereits Mitte März die Summe von 5000 Thalern verloren.

„Warum habe ich auch kein Vertrauen gehabt“, jammerte er Tag und Nacht, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen! — „Warum habe ich auch kein Vertrauen gehabt! — Es geschieht mir recht! — Es war Alles so hübsch still und ruhig wieder geworden, Alle Welt hatte Vertrauen, nur ich nicht! — Hätte ich auf die Hauffe spekulirt, wäre ich ein reicher Mann, und nun!? Was wird Tante Laura sagen, und Marie und der Kaufmann Stange!? Oh! Alberti! Alberti!“ . . . Und er aß nicht, er trank nicht und des Nachts schlief er nicht, denn zum Ueberflus fragte ihn Tante Laura jetzt noch täglich, wie seine Geschäfte gingen, und er mußte dazu lächeln, obgleich das Ende des März herannahte und die Course tagtäglich stiegen!

7.

Was ultimo März passirte, und wie Nentier Meier sah, daß ein guter Engel über ihn gewacht habe.

Es waren keine zu angenehmen Träume, welche in der Nacht vom 30. bis 31. März über dem Lager des Nentier Meier gaukelten! — Wenn die dunkel wogende Masse, die wie ein Alp auf seiner Brust lag, sich entwirrte, dann sah er sich wieder in einem kleinen Laden stehen, Zwirn und Nähadeln verkaufend, während Tante Laura ihm ein über das andere Mal in das Ohr schrie, wie gut es im Grunde doch sei, daß ihre seelige Schwester diesen Tag nicht erlebt habe! — Oder er befand sich auf dem Bahnhofe einer Eisenbahn, wo er dem Registrator die Hand zum Abschied schüttelte und eine Thräne in seinem Auge zerdrückte, weil er ihn nun doch allein reisen lassen mußte, — oder er träumte gar, wie er es nun nicht mehr durchsetzen könne, wöchentlich 3 Mal zu Biere zu gehen, weil er den größten Theil seines Vermögens verloren hatte und der Rest eben nur hinreichte, um die äußerste Noth von seiner Familie abzuwenden.

Solche Bilder waren nun freilich nicht geeignet, ihm großes Vergnügen zu bereiten, und so geschah es denn, daß er schon um 5 Uhr Morgens, entkräftet und in Schweiß gebadet, von seinem Lager aufstand, um sich den Leiden dieses verhängnißvollen Tages hinzugeben, der nun anbrechen sollte, um sein Schicksal zu erfüllen.

Wie wohl hatte er sich sonst gefühlt, wenn er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in den warmen Morgenroth geschlüpft und an das prasselnde Feuer im Ofen geeilt war! — Wie hatte er das Mädchen auf die Beine gebracht, damit er den ersehnten Morgenkaffee bekomme! — Heut war es ihm ordentlich lieb, daß noch Niemand auf war, ja an den Kaffee dachte er kaum, denn es schnürte ihm die Kehle zu, daß es ihm beinahe unmöglich gewesen sein würde, etwas herunterzuschlucken. — Als er dennoch später mit Tante Laura an dem Frühstückstisch Platz nehmen mußte, löffelte er mehr in seiner Hausvaterkaffe, als er sie zu Munde führte, denn seine traurige Lage wurde noch dadurch verschlimmert, daß Tante Laura heut merkwürdig guter Laune zu sein schien.

„Es wird ordentlich warm schon, Meier;“ sagte sie unter andern als sie einen Augenblick zum Fenster hinausgesehen hatte. — „Du wirst bald an unsre Sommerwohnung denken können, ... wenn es noch Deine Absicht ist, diesen Lieblingswunsch diesmal auszuführen!“

„Sommerwohnung!“ — Man kann sich denken, wie dieses Wort heute in Meier's Ohren klang! — Es war ihm ordentlich, als wenn Tante Laura etwas wissen müsse, so spöttisch sah sie ihm dabei in die Augen!

„Oh ja! ...“ antwortete er gedehnt, ... „es wird wohl Zeit sein, daran zu denken!“ ...

„Umsomehr, als Du gewiß brillante Geschäfte machst,“ fuhr Tante Laura fort; — „die Course steigen ja fortwährend!“

„Oh ja!“ ... erwiderte Meier, diesen Kolbensschlag zu überwinden suchend, ... „sie steigen, ... ja freilich steigen sie!“ Aber er konnte es nicht möglich machen, ... es war zu viel für ihn, deshalb stand er auf, öffnete ein Fenster und legte sich hinaus.

Wer in diesem Moment den Blick bemerkt hätte, den Tante Laura ihm folgen ließ, der hätte leicht in Versuchung kommen können, sie für eine ganz impertinent schadenfrohe Person zu halten! — Denn es lag ein Ausdruck in diesem Blick, der gewissenshaft in's Deutsche übersezt, mindestens also lautete:

„Wenigstens will ich Dir die Hölle ordentlich heiß machen!“

Der Vormittag verging, die Zeit der Börse war herangerückt, — aber Meier hatte den Muth nicht, sie zu besuchen! — Er hatte dies geahnt und mit Alberti verabredet, daß dieser

ihm Bescheid zukommen lassen sollte! — Mit wie klopfendem Herzen hörte er jedesmal die Klingel ertönen, mit welcher Angst lief er den Kommenden entgegen; aber immer war es der erwartete Bote nicht! — Tante Laura hatte ihn am Morgen gefragt, ob es ihm recht sei, wenn sie heut erst nach 2 Uhr zu Mittag äßen, sie habe viele Gänge in der Stadt abzumachen und könne nicht gut früher zurück sein! — Mit Vergnügen hatte er diesen Vorschlag angenommen, in der Hoffnung, daß die Hiobspost ihn auf diese Art allein treffen werde, und er vorbereitet dem Sturm entgegen gehen könne. — Aber Tante Laura war zurückgekommen, die Suppe dampfte auf dem Tisch und noch keine Nachricht! — Er mußte endlich Platz nehmen, aber kaum hatte er es versucht, den ersten Löffel Suppe herunterzuschlucken, als die Klingel ertönte. — Meier wollte sich erheben, aber Tante Laura, die neben ihm saß, sagte, ihn sorglich am Arm fassend:

„Aber so ist doch, . . . das Mädchen ist ja draußen!“

In demselben Augenblick trat auch schon ein kleiner Mann in das Zimmer, mit einem so ausdrucksvoll jüdischen Typus, daß Meier sofort seinen Mann in ihm vermutete.

„Ich habe die Ehre zu sprechen Herrn Meier?“ sagte er sich verbeugend.

„Der bin ich“, antwortete Meier nun aufstehend, und ihm mit den Augen zublinzend.

„Ich komme von der Börse,“ fuhr der Kleine fort, ohne die Zeichen zu bemerken, die Meier ihm gab.

„Von der Börse, ich erwartete Sie,“ stotterte Meier, „wollen Sie nicht in das Nebenzimmer kommen?“

„Gönnst Du uns denn gar keine Freude,“ unterbrach Tante Laura ihren Schwager. „Laß uns doch auch hören! Der Herr kommt gewiß, um Dir eine frohe Botschaft oder gar einen tüchtigen Börsengewinn zu bringen, . . . nicht wahr mein Herr?“ . . .

Meier hätte in die Erde sinken mögen, aber die Dielen seines Zimmers gaben dies nicht zu.

„Gewinn? . . . nein Madame,“ . . . antwortete der Kleine ziemlich höhnisch lächelnd; — „ich komme im Gegenteil, um eine kleine Verlustdifferenz von 6000 Thalern bei Herrn Meier für den Bankier Selig zu erheben!“

Meier'n sauste es vor den Ohren wie die Posaunen des jüngsten Gerichts, . . . er wankte, . . . Marie sprang ihm zu, — aber noch zur rechten Zeit hatte er einen Stuhl ergriffen . . . auf den er niedersank!

„Sechstausend Thaler!“

Tante Laura's Blicke ruhten auf dem unglücklichen Meier wie die des Bösen auf dem Opfer, das ihm verfallen!

„Nun?“ sagte sie nach einer kleinen Pause, „warum zahlst Du denn nicht, . . . 6000 Thaler sind doch eine Kleinigkeit, die Du längst bei Deinen Spekulationen gewonnen haben mußt! Oder sollte ich mich täuschen?“

Meier war zu schwach, um sich gegen diese Angriffe zu vertheidigen. — Er sagte nur mit zitternder Stimme zu dem Kleinen:

„Augenblicklich habe ich diese Summe nicht disponibel, mein Herr, ich werde sie so schnell als möglich flüssig zu machen suchen und hoffe, Ihnen als Besitzer dieses Hauses sicher genug zu sein! — Ich werde Nachmittag zu Herrn Selig kommen, . . . sagen Sie ihm das!“

Der Kleine verschwand aus dem Zimmer als wäre er nur eine Erscheinung gewesen.

„So hast Du denn also Dein Ziel erreicht,“ sagte Tante Laura nach einer Pause, während Marie's Blicke mitleidig auf ihrem leidenden Vater ruhten. „Du hast beinah die Hälfte Deines Vermögens in thörichten Spekulationen verschleudert, weil Du nicht genug hattest. — Nun werden wir uns mehr als einschränken müssen, — aber es ist geschehn, und das Geschehene ist nicht zu ändern!“

Meier wagte noch immer keinen Blick aufzuschlagen. — Diese Ruhe von Seiten Tante Laura's hatte er nicht erwartet, . . . er war auf einen Sturm gefaßt, und ein solcher wäre ihm entschieden lieber gewesen.

„Wie denkst Du, die Summe zu bezahlen,“ fuhr Tante Laura fort; — „hast Du sie baar oder wirst Du das Haus verkaufen?“

„Es wird nichts weiter übrig bleiben!“ antwortete der Rentier tonlos.

Es lag ein solches Gefühl der Entmuthigung in diesem „wird nichts weiter übrig bleiben,“ daß es Marie in die Seele schnitt und sie bittende Blicke auf Tante Laura warf, . . . während diese unruhig auf die Thür sah.

Es klingelte, . . . das Mädchen brachte einen Brief an Meier, der keine Lust zu haben schien ihn zu lesen, sondern ihn ungeöffnet liegen ließ. Dagegen besah Tante Laura Aufschrift und Siegel und sagte dann:

„Er ist vom Kaufmann Stange! — Hättest Du die Warnung dieses jungen Mannes befolgt, wäre es anders als es ist! — Lies wenigstens den Brief, — vielleicht enthält er eine bessere Nachricht! . . .“

„Was soll er enthalten?“ sagte Meier, mechanisch das Siegel lösend und zu lesen beginnend.

Wer jetzt Gelegenheit gehabt hätte, Tante Laura zu beobach-

ten, der würde sich ausgeföhnt geföhlt haben mit Manchem, was ihm vielleicht in der letzten Zeit an ihr nicht gefallen hatte, und den Schatz von Zärtlichkeit und Güte erkannt haben, der in dem Herzen dieser alten Jungfer für ihren Schwager verborgen lag.

Denn wie Meier's Hände schon bei den ersten Zeilen an zu zittern fingen, wie sein Athem, je weiter er las, kürzer und kürzer wurde, wie zuletzt, als der Brief gelesen seinen Händen entfiel, ein Strom von Thränen seinen Augen entströmte und er doch jubelnd Marie und sie mit den Worten: „Ich bin gerettet, . . . Alles hat sich zum Guten gewendet!“ an seine Brust zog, — da leuchtete eine Welt von Glückseligkeit aus ihren Augen, wie sie ihm die Wangen streichelte und sagte:

„Du bist wieder einmal, . . . hoffentlich zum letzten Mal, leichtsinnig gewesen, . . . aber die Vorsehung hat über Dich gewacht!“

Daß sie selbst ein Stück dieser Vorsehung gewesen war, das brachte die gute Seele gar nicht in Anschlag, desto weniger wollen wir es vergessen, wenn wir uns jetzt anschicken, dem Leser die Erklärung für die unerwartete Entwicklung zu geben.

Wie Tante Laura von Anfang an das veränderte Betragen ihres Schwagers ungewöhnlichen Vorgängen zugeschrieben hatte, wissen wir, ebenso, daß sie ihre Vermuthungen dem jungen Kaufmann Stange mitgetheilt hatte, wodurch der Vorgang in Charlottenburg herbeigeführt wurde. — Am Morgen nach dieser verhängnißvollen Tage sah Stange, um eine Ecke biegend, den Rentier Meier wenige Schritte vor sich gehen und in einen Weinkeller treten, der ihm als Stellbichein der Baissiers bekannt war. Eine dunkle, ahnungsvolle Stimme sagte ihm, daß er hier nützen könne, und so folgte er Meier. — Der Keller war leer, er fragte den Kellner, ob nicht eben ein ältslicher Herr gekommen sei, und erhielt zur Antwort, daß er mit noch 2 Herren ein besonderes Zimmer genommen habe. Er bat um eine Flasche Wein und ein danebenliegendes Zimmer, . . . und da diese sogenannten besonderen Zimmer eigentlich nur kleine durch Holzwände getheilte Verschläge sind, so konnte er nur zu deutlich hören, wie Alberti durch Wein und Vorspiegelungen aller Art den Rentier zu dem bekannten Geschäft beredete! Schnell eilte er zu Tante Laura, machte ihr Mittheilung von dem Gehörten, und als er ihr auf ihr Verlangen die Art solcher Geschäfte auseinandersetzte, rief sie, mit klarem Blick die Möglichkeit einer Abwendung des Unglücks erfassend:

„Wir müssen ihn retten! . . . Gehen Sie zur Börse und geben Sie einem Agenten Auftrag Alberti entgegenzukommen und das Geschäft entgegengesetzt mit ihm abzuschließen!“

„Sie haben Recht,“ antwortete der junge Mann, „ich sehe mein Vermögen auf's Spiel, aber . . .“

„Sie setzen nichts auf's Spiel,“ unterbrach ihn Tante Laura, . . . „Sie gewinnen sich nur ein Mädchen, das Sie lieben! — Eilen Sie, . . . ich stehe für Alles!“

Der Plan gelang, der Bankier Selig machte für Stange, nachdem ihn dieser durch Deponirung einer hinreichenden Anzahl Werthpapiere sicher gestellt, das ihm von Alberti angebotene Geschäft, und so konnte Stange am Verfalltage in seinem Briefe an Meier schreiben:

„Sie hatten mir egoistische Absichten vorgeworfen, als der Zufall mir auf diese Art die Gelegenheit gab, Ihnen zu beweisen, daß Sie mir Unrecht thaten! Ich kaufte von Alberti, die für Sie verkauften 20,000 Thaler Eöln-Mindener, und übersende Ihnen anbei den quittirten Schlußzettel jenes Geschäfts, hoffend, daß dies genügen wird, bei Ihnen eine Handlungsweise zu entschuldigen, die nur aus meiner großen Anhänglichkeit an Ihre Familie entsprang.“

Fast Alles, was wir nun noch dem Leser zu sagen haben, wird er sich selber denken können! — Wie Meier zu seinem edlen Ketter eilen wollte, dieser aber zur rechten Zeit aus einem Nebenzimmer hervorkam, um den Lohn seiner Uneigennützigkeit durch Marie's Hand und die Sicherung seines Börsengewinnes zu erhalten! — Wie der Rentier, geheilt von der Quelle seines Unglücks, der Rivalität mit dem Registrator, diesen 4 Wochen später zur Eisenbahn geleitete und ihn ruhigen Herzens nach Ostende abreisen sah, — das Beides kann man sich ungefähr zusammenreimen.

Aber was sich der Leser nicht denken kann, war, daß dem Rentier Meier, obgleich mit seinen alten Gewohnheiten seine Zufriedenheit hätte zurückkehren sollen, immer noch etwas zu fehlen schien. — Bei Tische war er nicht so munter als sonst; seine Blicke trafen sich häufiger mit denen Tante Laura's, und da diese einen Ausdruck in ihnen fand, der ihr fremd war, erröthete sie häufig und suchte ihnen auszuweichen.

Kurzum, der Rentier Meier fühlte seine Schwägerin sich täglich mehr in seine verstorbene Frau verwandeln, und, — war es eine Regung der Dankbarkeit, — war es das Bedürfniß, ein so theilnehmendes Herz noch fester als bisher an sich zu knüpfen, — an einem der ersten Frühlingstage, als die Morgen-sonne zum ersten Mal auf ihren Frühstückstisch fiel, — als die erste Nachtigall draußen im Garten ihr Lied ertönen ließ, — bot er ihr Hand und Herz an. Tante Laura acceptirte Beides, . . . denn es lag ihr etwas so Beruhigendes in dem Gedanken, daß sie nun doch noch Einer gewollt habe.

Zeit hatten sie weiter nicht zu verlieren, und so wurde schon nach 8 Wochen ihre Hochzeit gefeiert und dem Registrator nach Ostfende berichtet, während Marie noch $\frac{2}{3}$ Jahr, bis zu ihrem achtzehnten Jahr warten mußte, eh' sie mit dem Mann in die Kirche fuhr, den sie bei den Baifsesgeschäften ihres Vaters verdient hatte.

Tante Laura geleitete sie als glückliche Mutter und Gattin an den Altar, denn die geschilderten Vorgänge hatten den angeborenen Leichtsinns des Rentier Meier so radikal vertilgt, daß sie selten mehr etwas an ihm zu tadeln hatte, sondern ihn mehr auffordern als abhalten mußte, sein Leben zu genießen, das von nun an wieder in stiller, behäbiger Heiterkeit für ihn lächelte.

Das Kirchweihfest.

(Hierzu der Stablich.)

Die Ernte ist so gut gerathen,
Wie es die Leute kaum gedacht,
Denn mannshoch standen alle Saaten,
Und zeigten Aehren voller Pracht.
Jetzt liegt Alles auf den Tennen,
Der Flegel giebt zuletzt den Rest,
Heut aber sieht man Alle rennen,
Es ist ja heut das Kirchweihfest!

Mit Bändern und mit bunten Kränzen
Hat Alt und Jung sich heut geschmückt,
Die blankgemachten Rannen glänzen,
Und Alle sind so hoch beglückt.
Nur Einer fehlet noch, der Beste,
Des Dorfes würdiger Patron,
Der erst die rechte Würz' dem Feste
Verleiht in adliger Person.

Es wollen heute Seine Gnaden
Mit Dero Bauern fröhlich sein,
Und hat sich selbst zum Feste geladen
Und spendete ein Fäßchen Wein.
Doch bleibt zu lange er den Bauern,
Sie stellen darum Wachen aus,
Um seine Ankunft zu belauern,
Wenn er verläßt das Herrenhaus.

Ein Hurrah schallt! Auf seinem Grauen
Kömmt endlich der ersehnte Mann,
Und voller tiefer Ehrfurcht schauen
Die Bauern Seine Gnaden an.
Sie jubeln Alle laut: „Willkommen!“
Als gravitatisch er gemickt
Und von dem Haupt den Hut genommen,
Das noch die Zipselmütze schmückt.

Er segnet links den einen Knaben,
 Rechts küßt ein Mädchen seine Hand,
 Und selbst der Esel soll sich laben,
 Der lange keine Disteln fand.
 Dem Hund mit seiner langen Ruthe,
 Der ehryam bei dem Esel trabt,
 Ist auch ganz wonniglich zu Muthe,
 Weil bald ihn Fleisch und Knochen labt.

So ist denn Freude aller Wegen,
 Bald um den bunten Erntekranz
 Dreht Jung und Alt sich ganz verwegen
 Im ungenirten Baurntanz.
 Der Klügste ist in jedem Falle
 Der Esel, der der Disteln Rest
 Verzehrt gemächlich in dem Stalle
 Und denkt: „Wär' stets doch Kirchweihfest!“

Dr. Hugo Hagendorf.

— ❦ —
Der Kirchgang.

(Hiersu der Stahlstich.)

Auf dem Hügel liegt die Kirche
 In dem Schatten alter Linden,
 Schaut von da hinab in's Dörfchen,
 Allen Blicken leicht zu finden;
 Schaut von da hinab, zu locken
 An dem Tag des Herrn, die Frommen,
 Durch das Lüten ihrer Glocken,
 Zum Gebet hinauf zu kommen!

Und es folget die Gemeinde
 Gläubig nach dem heil'gen Rufe,
 Klimmt hinauf den wald'gen Hügel
 Auf bemooster Sandsteinstufe, —
 Bis zur Stelle, wo versallen
 Beut die Mauer ihre Pforte,
 Die dereinst wohl ihnen Allen
 Winket zu dem stillsten Orte!

Und geführt von Kindesliebe,
 Zitternd, mit schneeweißem Haare,
 Folget auch ein altes Pärchen
 Der Gewohnheit langer Jahre!
 Folgt dem wohlbekanntem Klange,
 Der in ihrem Herzen tief
 Wurzelt, weil zum schönsten Gange
 Er sie einst zum Altar rief!

Aber 40 Jahre schwanden,
 Und was war, kehrt niemals wieder,
 Nicht so warm ist mehr die Sonne,
 Nicht so hell der Vögel Lieder!
 Nicht so fest sind mehr die Schritte,
 Die dem Ziel entgegen streben,
 Aber gläubiger die Bitte,
 Die sie zu dem Herrn anheben! —

Muth mein Mütterchen! Noch wenig
 Schritte nur, dann bist Du oben,
 Nah dem Ziele, kannst in frommer
 Demuth dann den Herren loben,
 Kannst, zu marigen Gesängen
 Deine Stimme eierend, leisen
 Tones, bei der Orgel Klängen,
 Seiner Allmacht Walten preisen!

Und bald, wenn als Ziel des Lebens
 Winkt das Ende Deiner Tage,
 Wenn der alte Schritt vergebens
 Mühet sich, daß er Dich trage, —
 Glückliche, wirst Du getragen,
 In dem Schatten dieser Linden
 Vor des Lebens Müh' und Plagen
 Ewig seel'ge Ruh' zu finden.

A. Mödinger.



Ungarischer Bettler.

(Hierzu der Stabstich.)

In Pesth, der alten Königsstadt
An der Donau murrendem Strande,
In Pesth, das so viel gelitten hat
Und mit ihm die Ungarnlande, —
In Pesth auf dem Markt, an die Halle gelehnt
Steht ein bettelnder Knabe, des Auge thränt.

Es decket kaum der Lumpen Schurz
Das junge, leidende Leben;
Sein Fuß ist wund, sein Athem ist kurz,
Seine Lippen zittern und beben! —
Sie beben, wie er starr vor sich sieht:
„Gebt dem Knaben, der seine Heimath flieht!“

Der Vater ist todt, — die Mutter verrückt,
Meine Brüder auf und gestücht!
Das Schwert, das Ungarn im Drange gezückt,
Hat Ungarn selber gestücht! —
Wer wehrt's, wenn es zu den Brüdern mich zieht? —
„Gebt dem Knaben, der seine Heimath flieht!“

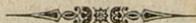
Die Erde haß' ich, die gedünget
Von des Vaters unnützem Blute,
Die Sache flieh' ich, — die nicht gelingt
Bei so viel begeisterten Muthel! —
Mich zieht es hin, wo die Freiheit blüht!
„Gebt dem Knaben, der seine Heimath flieht!“

Und las man aus den Augen nur,
Was die Lippen zucken und beben,
Zu redend war seiner Thränen Spur!
Es hätte wohl Jeder gegeben, —
Und hätt' er sich nicht die Hälfte gemüht, —
„Dem Knaben, der seine Heimath flieht!“

Und als ihn da das Schiff gebracht
Hin an die freien Gestade,
Als er gewandert bei Tag und Nacht
Zu den Brüdern die dornigen Pfade,
Da lernt er von ihnen das alte Lied
Vom Leid, wenn man seine Heimath flieht!

Und wenn sie seh'n nach Osten hin
Ein Segel freudig sich schwellen,
Dann gab wohl mit ihr trüber Sinn
Biel tausend Grüße den Wellen,
Und Klagen, wie doch so selten blüht
Eine Freude Dem, der die Heimath flieht!

A. Möbinger.



Uebersicht der Geschichte des Jahres 1853.

Wenn die Ereignisse des Jahres 1852 wesentlich dazu beigetragen und darauf eingewirkt hatten, den Befürchtungen und Hoffnungen, welche ein großer Theil der europäischen Bevölkerung hinsichtlich erneuter revolutionärer Bewegungen immer noch hegte, auch den letzten haltbaren Grund zu entziehen, so brachte das Jahr 1853 für Europa Verwickelungen der ernstesten Art herauf, deren angehende Lösung freilich erst dem nächstfolgenden Jahre angehören dürfte. Die durch diplomatische Künste lange Jahre hindurch vertagte Frage, was wohl aus der Türkei werden sollte, wenn Rußland seinen Triebe, dies Land sich anzueignen, nicht mehr widerstehen könnte, war Gegenstand der gründlichsten Erörterungen zwischen den Kabinetten der Großmächte geworden; denn Rußland glaubte, es sei der Augenblick ihm günstig, und drängte zur Entscheidung, die es natürlich zu seinem Vortheil lenken wollte. Indem nun aber die übrigen Mächte Europa's, vornämlich England und Frankreich, andere Ansichten über die Erledigung der türkischen Frage hegten, als der Czar Nikolaus, welcher sich die Türkei unter dem Bilde eines sterbenden Mannes vorstellte, den er zu beerben bereit sei, so war die Folge dieser verschiedenartigen Auffassung der Dinge eine Verwicklung der politischen Verhältnisse, die wegen der Ungewißheit ihrer Lösung, einen sehr bemerkbaren Druck in den Unternehmungen des Verkehrs, des Handels und der Gewerthätigkeit zu äußern anfing.

Unter solchen Umständen war es für Deutschland ein Glück zu nennen, daß wenigstens einige Streitfragen, welche z. B. auf handelspolitischen Gebieten die beiden mächtigsten Staaten, Preußen und Oesterreich, so wie ihre beiderseitigen Anhänger unter den übrigen Staaten, in Trennung und Spannung erhalten hatten, ihre Erledigung fanden. Am 19. Februar wurde in Berlin ein auf die Dauer von 12 Jahren (vom 1. Januar 1854 bis 31. Dezember 1865) abgeschlossener Zoll- u. Handelsvertrag zwischen Preußen und Oesterreich unterzeichnet, der aus 27 Artikeln bestand und dann am 21. Februar zu Wien ratificirt wurde. An demselben Tage, an welchem dieser Vertrag zu Berlin abgeschlossen wurde, erließ der preussische Ministerpräsident von Manteuffel an die preussischen Gesandtschaften eine Circularnote, in welcher von diesem wichtigen Ereigniß Kenntniß gegeben, zugleich aber auch die baldigste Wiederaufnahme der berliner Zollkonferenz in sichere Aussicht gestellt wurde, während bereits am 22. Febr. der Schluß der wiener Zollkonferenzen erfolgte, wobei die Bevollmächtigten der Vereinsstaaten ihre Bereitwilligkeit erklärten, den September-Vertrag, so wie den preussisch-oesterreichischen Zoll- und Handelsvertrag zu genehmigen, nachdem Preußen zugesichert habe, daß der Wiederanschluß dieser Staaten an den Zollverein an keine anderen Bedingungen geknüpft werde, als an diejenigen, welche die Ausführung jener beiden Verträge in sich schließe. Die Wiederaufnahme der berliner Zollkonferenzen zu dem erwähnten Zwecke erfolgte am 12. März, und nachdem man sich bereits am 22. März über Wiederabluß des Zollvereins-Vertrags mit Einschluß des September-Vertrags geeinigt hatte, erfolgte am 4. April die Unterzeichnung der Zollverträge zur Fortdauer und Erweiterung des Handels- und Zollvereins unter Aufnahme des Steuer-Vereins auf weitere 12 Jahre, so wie gleichzeitig der Beitritt sämtlicher Vereinsstaaten zum preussisch-oesterreich-

hischen Verträge vom 19. Febr. Tags darauf am 5. April hatte die Auswechslung der beiderseitigen Ratifikationen statt.

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen wurden in der deutschen Bundesversammlung Beratungen gepflogen über die regelmäßige Stärke der Bundesarmee. In den Ausschüssen hatten sich bei Berathung dieser Angelegenheit Oesterreich, Preußen, Sachsen, Kurhessen, Nassau und Luxemburg für eine Vermehrung der Contingents-, Ersatz- und Reserve-Mannschaften von zusammen 150,000 Mann erklärt, während die Mehrheit sich für eine Erhöhung von nur 50,000 Mann ausgesprochen hatte. Die Entscheidung über diese Frage erfolgte am 11. März; mit 10 gegen 7 Stimmen wurde der Antrag angenommen, daß eine Vermehrung der Bundescontingente um 50,000 Mann auf Grundlage der bisherigen Matrikel bewerkstelligt werden sollte. Mit einem für Deutschland allgemein gültigen Preßgesetz beschäftigte sich die Bundesversammlung auch in diesem Jahre, ohne jedoch weiter als zu einem mehrfach abgeänderten Entwurf zu kommen, wobei es dann auch wohl demnächst sein Bewenden haben dürfte.

Das kirchliche Leben Deutschlands hatte in Folge der politischen Ereignisse unbedingt neue Anregungen erhalten, die sich aber nicht immer innerhalb der von der christlichen Liebe gebotenen Grenzen zu erhalten wußten. Von protestantischer Seite wurde ein bedeutender Eifer der Förderung der innern Mission zugewendet, mit welcher man, um auch durch christliche Thaten zu wirken, Rettungshäuser für verwahrloste Kinder, so wie eine kirchliche Armenpflege zu verbinden suchte. Einen neuen Aufschwung nahm der durch die politischen Ereignisse der vorangegangenen Jahre gestörte Gustav-Adolfs-Verein. Der Centralvorstand des Vereins hielt seine diesjährige Jahresversammlung zu Coburg im Anfang September. Aus dem Jahresbericht des Vereins ergab sich, daß die im vorigen Jahre von ihm verausgabte Gesamtsumme über 70,000 Thaler betrug. In gleicher verstärkter Thätigkeit traten auch die sich mehrenden Bibelgesellschaften auf. Von Seiten der deutsch-evangelischen Kirchenregierungen wurde eine Conferenz zu Gießen am 26. Mai bis 3. Juni abgehalten, auf der man sich aber kaum über „den Entwurf eines Kirchengesangbuchs für das evangelische Deutschland“ einigen konnte. Größere Aufmerksamkeit als die Giesener Conferenz zog der zu Berlin am 20. September eröffnete „evangelische Kirchentag“ auf sich. Die namhaftesten Gegenstände der Verhandlungen, deren letzter am 23. September der König beistand, waren: Die confessionelle Frage in Beziehung auf die Mischehen, die Augsburger Confession als Grundsymbol der gesammten evangelischen Kirche Deutschlands nach allen ihren Abtheilungen, die Frage über evangelische Mission, die Frage über das Verhalten der Kirche in Bezug auf Separatismus und Sektirerei und die Vermehrung der Andachtsmittel, insbesondere durch liturgische Gottesdienste. Bezeichnend übrigens war es, daß in denselben Tagen, in denen der Kirchentag seine Sitzungen hielt, gleichzeitig in Wien die Abgeordneten des Piusvereins tagten. — Gegen deutsch-katholische und freie Gemeinden wurde von einzelnen deutschen Regierungen mit größerer Entschiedenheit als früher bei vorkommender und passender Gelegenheit eingeschritten. Auch von Seiten der katholischen Kirche wurde eine große Energie entwickelt. Besonders waren es hier die zahlreichen Jesuitenmissionen, welche im östlichen Preußen, am Rhein, in Bayern u. s. w. unter zahlreichem Zulauf des Volkes abgehalten wurden. Ueberall trat das Streben hervor, eine völlige Unabhängigkeit des katholischen Kirchenregi-

ments von den Staatsregierungen zu erwerben. Um diesen Bestrebungen entgegenzutreten, erließ die Regierung des Großherzogthums Hessen-Darmstadt unter dem 5. März eine Verordnung, betreffend die Ausübung des oberhoheitlichen Schutz- und Aufsichtsrechts über die katholische Landeskirche, in welcher klar, deutlich und bestimmt das Verhältniß der Kirche und Kirchendiener zum Staate festgesetzt wurde. Aehnliche Erlasse gingen unmittelbar darauf von den Regierungen Badens, Kurhessens, Nassau's und Württembergs aus. Darüber drückte der Erzbischof Vicari von Freiburg sein Mißfallen aus, berief die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz im Juni zu einer Conferenz zusammen und begann zunächst mit der Regierung von Baden einen Kirchenstreit, dessen Fortdauer ins nächste Jahr hineinreicht.

Um schließlich einen unbestreitbaren Fortschritt Deutschlands anzudeuten, führen wir die im Jahre 1853 neu eröffneten Eisenbahnstrecken an; sie nehmen eine Länge von 77 Meil. ein, worunter 52½ Meil. Staatsbahnen und 24½ Meilen Privatbahnen. Deutschland (einschließlich der Provinzen Preußen u. Posen) hat zur Zeit über 1175 M. Eisenbahnen, wovon 593 M. Staatsbahnen und 582 M. Privatbahnen sind. In den übrigen Ländern des europäischen Continents wurden im J. 1853 etwa 50 M. oder noch nicht ¼ der in Deutschland neu befahrenen Eisenbahnen eröffnet.

Preußens wichtigstes Interesse beruhte auf der Entwicklung der Zollfrage, die zugleich das übrige Deutschland ebenso innig berührte und ihre Darstellung im Borangehenden gefunden hat. Nächstdem waren es die Kammerverhandlungen, die, wenn auch nicht mehr die Beachtung wie früher fanden, doch die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen immerhin noch berechtigt waren. In erster Linie der Kammerverhandlungen stand die Frage über Umgestaltung der preussischen Verfassung, und dahin gehörte der vom 7. Dezember 1852 datirte Gesetzentwurf über Aufhebung der Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzial-Ordnung vom 11. März 1850. Die Annahme des neuen Gesetzentwurfs erfolgte in der ersten Kammer am 10. Jan. mit 85 gegen 19 Stimmen; in der zweiten Kammer am 3. Februar mit 184 gegen 142 Stimmen. In gleicher Weise gelang es dem Ministerium, die Umbildung der ersten Kammer durchzusetzen. Die Entscheidung über diese Angelegenheit erfolgte am 7. Februar, an welchem Tage das **Stahl=Arnim'sche** Amendement, welches die gleichzeitige Umbildung der zweiten Kammer bezweckte, in der ersten Kammer mit 66 gegen 48 Stimmen abgelehnt und die Regierungsvorlage nach dem Commissionsantrage mit 70 gegen 42 Stimmen gutgeheißen wurde, wogegen die gleiche Annahme derselben durch die zweite Kammer mit 241 Stimmen gegen 17 am 10. März erfolgte. Der nächstdem wichtigste unter den übrigen in dieser Session sanctionirten Gesetzentwürfen war der über **Besteuerung der Eisenbahnen**. Weitere Verhandlungen der Kammern betrafen ein Gesetz über die Untersuchung und Entscheidung der Staatsverbrechen, Abänderungen im Strafgesetzbuche, Hypothekenordnung, Ermäßigung der Kosten in Untersuchungssachen, Revision in der Sportelgesetzgebung, die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in den Fabriken, Regelung des Stats für 1853. Unerledigt dagegen blieb die Grundsteuerfrage, während die stattgehabten Diskussionen über kirchliche Differenzen beim Schluß der Kammer-session dem Ministerpräsidenten zu der Erklärung Veranlassung gaben, daß „die Fernhaltung dieses Gebiets von dem Bereiche parlamentarischer Debatten in mannigfacher Beziehung zu wünschen sei, wenn sie auch, wie das

hoffentlich in diesem Falle geschehen sei, die Ueberzeugung gefrägigt hätten, daß die Regierung Sr. Majestät des Königs ebenso die Rechte der beiden christlichen Confessionen und die Freiheit des Glaubens und der Gewissen zu achten und zu schützen den ernstern Willen habe, wie sie der ihr obliegenden Pflicht sich bewußt sei, die staatliche Ordnung und den Frieden der Confessionen untereinander aufrecht zu erhalten. — Noch vor Schluß der Kammeression, welche am 13. Mai stattfand, entdeckte die Polizei in Berlin ein angebliches Complot, welches den Zweck verfolgen sollte, revolutionäre Prinzipien bei nächster Gelegenheit mit offener Gewalt durchzuführen zu wollen, und zu diesem Behufe mit der Anhäufung von Waffenvorräthen so wie mit deren Vertheilung sich beschäftigt hätte. Die berliner Verbindung sollte sich in regem Verkehr mit ähnlichen Verbindungen in Mecklenburg ja bis nach London befunden haben. Es knüpften sich an diese Entdeckungen die Verhaftungen verschiedener Personen, von denen einige wieder freigelassen wurden, andere in Untersuchungshaft blieben. Eine gerichtliche Aburtheilung der Angeklagten hat seitdem während Jahresfrist noch nicht stattgefunden, weshalb über den Ausgang der Untersuchung auch nichts weiter mitgetheilt werden kann. Bald nach der Entdeckung des erwähnten Complots erfolgte, am 2. April, die Auflösung des Gesundheitspflege-Vereins in Berlin, der zu jener Zeit nahe an 10,000 Mitglieder aus allen Ständen und allen Stadtbezirken zählte, darunter namentlich viele Maschinenbauer und Fabrikarbeiter. Ebenso wurde am 6. Apr. die General-Krankenkasse der Maschinenbauer aufgelöst. — Im Mai stattete Leopold, König der Belgier, in Berlin einen Besuch ab und begab sich alsdann nach Wien, wohin König Friedrich Wilhelm IV. am 19. Mai ebenfalls eine Reise unternahm, um den Besuch des jungen Kaisers zu Berlin am Ende des vorigen Jahres zu erwiedern. — Während die russisch-türkische Streitfrage schon sehr ernst in den Vordergrund zu treten begann und die deutsche Bundesversammlung Ferien angetreten hatte, feierte man von Berlin aus diesmal mit einem größern Aufwande von Kräften und vielleicht auch mit tieferer Theilnahme der Gemüther den Gedenktag der Schlacht von Großbeeren am 23. August. — Von gleich hoher Bedeutung war die Blücherfeier zu Krieblowitz in Schlesien am 28. August, an welcher der König selbst Theil nahm. Bis zu diesem Tage hatte Blüchers Sarg ein kleiner Deckstein bedeckt; an diesem Festtage galt es, denselben in dem neuen Mausoleum beizusetzen, welches der König dem großen Feldherrn Preußens errichten ließ. Der König hatte zu Warschau mit den Kaisern Nicolaus und Franz Joseph im Anfang October eine Zusammenkunft. — In den letzten Monaten des Jahres waren es vornehmlich die Vorkarbeiten zu der auf den 28. November zusammenberufenen Kammeression, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen, insbesondere weil dabei die Mandatsniederlegungen, namentlich von Mitgliedern der ersten Kammer, die ihr Fortbestehen in der alten Form nur dem königlichen Willen verdankte, wahrhaft massenweise eingingen. Die Eröffnung der Kammer hatte am 28. Novbr. statt, und während schon eine Kreis- und Provinzialordnung für die sechs östlichen Provinzen, die Feststellung der Rechte der Corporationen, ein Jagdpolizeigesetz, die Aenderungen am Solltarif, die Regelung der Verhältnisse beim Ablauf des Handelsvertrags mit Belgien und die Abänderung einiger Bestimmungen des Gesetzes vom 11. Juni 1837 über den Schutz des Eigenthums an Werken der Kunst und Wissenschaft gegen Nachdruck und Nachbildung als die nächsten Vorlagen für die

Kammern bezeichnet wurden, war man nicht wenig erstaunt, als die Rede, mit welcher Herr von Manteuffel die Eröffnung der Kammern einleitete, die Pairskammer fast wieder in Frage stellte, indem die gewissenhafte Erwägung, welche Se. Majestät der König der schließlichen Gestaltung der ersten Kammer auf Grund des Gesetzes vom 7. Mai 1853 zu widmen fortfahre, es Allerhöchstdemselben habe zweckmäßig erscheinen lassen, für die bevorstehende Sitzung noch einmal die bisherigen Mitglieder im Vertrauen auf deren bewährte patriotische Hingebung einzuberufen.“ Zu den Gründen, welche die Bildung der Pairskammer verzögerten, gehörte vornehmlich die Weigerung der früher Reichsunmittelbaren, vor Herstellung ihrer bundesmäßigen Rechte, in dieselbe einzutreten. Bis zum Schlusse des Jahres erfolgten keine wichtigeren Entscheidungen der Kammern. Daß Preußen auch in diesem Jahre seiner Mission, für die Interessen des gesammten Deutschlands zu sorgen, treu geblieben ist, dafür spricht unter andern Beweisen der von ihm eingeleitete und durch seine Bemühungen erweiterte Passagiervertrag, der nunmehr von Preußen mit folgenden deutschen Staaten abgeschlossen ist: Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Kurfürstenthum Hessen, Großherzogthum Hessen, Baden, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Oldenburg, die sächsischen Herzogthümer, Nassau, Braunschweig, die anhaltischen Fürstenthümer, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, Lippe-Deimold und Schaumburg, die reussischen Fürstenthümer, Frankfurt, Hamburg, Bremen, Lübeck. Hierher gehören ferner die mit Oesterreich eingeleiteten Unterhandlungen, um dem Eisenbahnverkehr eine größere Gleichmäßigkeit zu verschaffen. Hierher gehört Preußens Sorge für ehemalige schleswig-holsteinische Beamte, von denen bis zum Juni d. J. nicht weniger als 83 in preussischem Militär- und Civildienst Anstellung fanden. Dahin gehört ebenso die namentlich seit Auflösung der deutschen Marine sichtbare Anstrengung Preußens, seiner Marine eine umfangreichere Bedeutung zu verschaffen. Auch Preußen konnte Streitigkeiten mit der römisch-katholischen Kirche nicht vermeiden; diese betrafen wiederum die sogenannten gemischten Ehen, im Betreff deren im März ein päpstliches Breve an die Bischöfe innerhalb der preussischen Monarchie ergangen sein sollte. Der König erließ in diesem Streite eine Cabinetsordre, wonach jeder evangelische Offizier, der sich mit einer Katholikin vermähle und dem Bischof eidlich zusichere, daß er seinen Kindern eine katholische Erziehung geben wolle, sofort entlassen werden sollte, da ein solcher Eid „eines Protestanten durchaus unwürdig“ sei. Die Bevölkerung des Preussischen Staats belief sich nach der Zählung am Schluß des Jahres 1852 auf 16,935,420 Seelen und hatte sich seit 1849 ungeachtet der oft wiederkehrenden Cholera und der zunehmenden Auswanderung um 537,972 Seelen oder 3,28 pCt. vermehrt. Von dieser Bevölkerung waren 10,359,994 Protestanten, 6,332,293 Katholiken, 1485 griechische Christen, 14,780 Mennoniten, 226,868 Juden. — Von bedeutenden Männern im preussischen Staate, welche im Laufe des Jahres starben, nennen wir Frhr. von Diepenbrock, Cardinal-Fürstbischof von Breslau, gest. am 20. Januar; den Dichter Kopisch, gest. am 6. Februar in Berlin; Leopold von Buch, gest. am 4. März in Berlin; Ludwig Tieck, gest. am 28. April in Berlin; W. Beuth und A. Zeune gest. am 27. Septbr. und 14. Novbr. zu Berlin.

In Oesterreich brachte das Jahr 1853 Massen von neuen Verordnungen und Erlassen, um die in den Patenten vom 31. Oktbr. 1851 enthaltenen Bestimmungen zu verwirklichen. Oesterreich wurde durch einen

Mordanschlag auf das Leben seines Kaisers in Schrecken versetzt. Wie täglich, machte auch am 18. Febr. Kaiser Franz Joseph einen Spaziergang auf der Bastei; in der Nähe des Kärnthner Thores verweilte der Monarch einige Zeit an der Brüstung der Festungsmauer und blickte in den Stadtgraben, wo Militär exercirte. Als der Kaiser mit dem ihn begleitenden Adjutanten Graf D'Donnell den Weg fortsetzen wollte, sprang hinterrücks der Mörder Johann Libeny, ein Schneidergeselle, kaum 22 Jahr alt, auf den Kaiser zu, und führte mit einem starken Messer einen Stich in die Gegend des Hinterhauptes des Kaisers aus. Die Messerspitze, welche durch den Uniformkragen gedrungen war, prallte an der Gravattenschnalle ab und verletzte nur unbedeutend die Halshaut. Im selbigen Augenblick warfen sich der Graf D'Donnell und einige in der Nähe befindlichen Personen, namentlich der Bürger Ettenreich, auf den Mörder, und entwandten ihm die Mordwaffe. Libeny, aus Stuhlweissenburg gebürtig, gab im ersten Verhör sogleich an, daß er keine Mitverschworenen gehabt und die That allein seit zwei Jahren aus politischen Gründen beschlossen habe. Er wurde kriegsrechtlich zum Tode durch den Strang verurtheilt, und dieser Spruch am 26. Febr. an ihm vollzogen. Zum bleibenden Andenken an die Rettung des Kaisers soll in Wien eine Kirche erbaut werden, wozu durch ganz Oesterreich freiwillige Beiträge im Verlauf von fast 1½ Million Gulden gesammelt worden sind. Dem Bürger Ettenreich und seinen ehelichen Nachkommen wurde vom Kaiser am 23. April der Ritterstand des Kaiserreichs verliehen. Der Pabst schickte zum Andenken an die Rettung eine Reliquie des heiligen Petrus, einen in Diamanten und Rubinen eingefassten Zahn des Apfels, ein. — In der äußern Politik Oesterreichs ist erwähnenswerth sein Verhalten zur Türkei in Folge des Krieges zwischen der Pforte und Montenegro, wodurch vielleicht Rußland zur bald darauf eingetretenen Nachfolge mit seinen Anforderungen an die Türkei angereizt sein dürfte. Am 7. Jan. wurde zu Constantinopel eine österreichische Note überreicht, worin Gewährschaften für bessere Behandlung der bosnischen Christen, Maßnahmen gegen die ungarischen Flüchtlinge, ungetheilte Benutzung der Seehäfen Sutorina und Klek am Adriatischen Meere durch Oesterreich, Berichtigung von Schuldforderungen österreichischer Untertanen von der Pforte verlangt wurden. Um diesen Forderungen mehr Nachdruck zu geben, erschien am 30. Jan. in Constantinopel der außerordentliche österreichische Gesandte Graf Leiningen, und wurden gleichzeitig österreichische Truppen an der türkischen Grenze zusammengezogen. Schon am 14. Febr. zeigte die Pforte ihre Bereitwilligkeit an, das Verlangte zu gewähren, und am 25. Febr. räumten die Türken Montenegro, am 10. April erfolgte die Aufhebung der türkischen Blokade an der montenegrinischen Küste. — Von dem Besuche der Könige von Preußen und Belgien in Wien ist schon früher gesprochen worden. Des Königs Leopold Anwesenheit in Wien hatte die Verlobung seines Sohnes und Thronerben, des Herzogs von Brabant (geb. den 9. April 1835) mit der Erzherzogin Maria Anna (geb. 23. Aug. 1836), Tochter des Erzherzogs Palatins Joseph Anton Johann, zur Folge. — Einen neuen Anlaß zum Conflict mit der Türkei gab ein blutiger Vorfall zu Smyrna am 23. Juni, indem dort ein Ungar Namens Kofsta, der bereits nach Nordamerika ausgewandert war, wieder erspäht und von österreichischen Matrosen verhaftet wurde. Darüber brach ein Tumult aus, in welchem der österreichische Marine-Gadet Baron Stackelberg ermordet wurde. Als der österreichische Internuntius zu Constanti-

nopol, von Bruck, von diesen Vorfällen unterrichtet war, forderte er von der Pforte die strengste Genugthuung, die auch gewährt wurde. Den von Oesterreich festgenommenen Kosta reklamirte der nordamerikanische Consul als Bürger der Union, der endlich auch nach längerem diplomatischen Notenwechsel frei gegeben und im Oktober nach Nordamerika eingeschifft wurde. — Am Ende des Augustmonats verbreitete sich von dem Bade Ischl die Nachricht, daß Kaiser Franz Joseph sich dort am 18. August mit der Prinzessin Elisabeth, Herzogin in Bayern, Tochter des Herzogs Maximilian (geb. am 24. Dezbr. 1835) verlobt habe, und daß die Hochzeit am 24. April des nächsten Jahres gefeiert werden sollte. Eine weitere Freude ward Oesterreich bereitet durch die am 8. Septbr. wieder aufgefundenen ungarischen Kroninsignien. Im Septbr. hielt Kaiser Franz Joseph eine große Truppenschau bei Olmütz ab, zu welcher auch der Kaiser von Rußland und der Prinz von Preußen, daneben auch mehrere Diplomaten von russischer und österreichischer Seite, eingetroffen waren. Die Fürsten- und Diplomaten-Conferenz wurde nach Beendigung der militärischen Feierlichkeiten zu Olmütz in Warschau fortgesetzt, und hier nahm auch der König von Preußen daran Theil. — Eine theilweise Aufhebung des Belagerungszustandes erfolgte durch kaiserliche Verordnungen vom 16. August und 1. September für die Städte Wien, Prag, Königsgrätz, Theresienstadt und Josephstadt. — Zu Mailand wurde am 6. Febr. Sonntags Nachmittags ein Revolutionsversuch gemacht, in welchem mehrere österreichische Offiziere und Soldaten meuchlings ermordet wurden. Feldmarschall Radetzky, zu Verona durch den Telegraphen von dem Aufstandsversuch unterrichtet, befahl die Schließung der Thore Mailands, Verschärfung des Belagerungszustandes, standrechtliche Behandlung der mit den Waffen in der Hand Ergriffenen. Solche Personen ergriff man 28, von denen bereits am 8. Febr. sechs durch den Strang und einer mit Pulver und Blei hingerichtet wurden. Ein gleiches Schicksal hatten später noch mehrere. Bei der weitern Untersuchung des Aufstandsversuchs ergab sich, daß die Vorbereitungen dazu von Revolutionären, die sich im schweizerischen Canton Tessin aufgehalten, ausgegangen waren, und dies veranlaßte die österreichische Regierung zu der Maßregel, die in der Lombardei befindlichen Tessiner auszuweisen, und die Grenzen gegen die Schweiz abzusperrern. Eine weitere Folge dieses Ereignisses war das am 28. Febr. zu Mailand veröffentlichte Dekret, welches über die Güter der gesammten lombardisch-venetianischen Emigration Sequestration verhängte. — Von hervorragenden Männern, welche Oesterreich durch den Tod verlor, nennen wir den F. S. M. von Haynau, der 68 Jahr alt zu Wien am 14. März starb; Fürstbischof Milde, gest. am 15. März; Minister Graf Stadion, gest. am 8. Juni; F. S. M. von Welden, gest. am 7. August zu Graz.

Baiern war vielfach in Anspruch genommen von Verboten und verschärften Maßregeln zur Erzielung besserer sozialer Zustände. Besonders wurde der Tagespresse Aufmerksamkeit zugewendet, indem zahlreiche Hausfuchungen bei Zeitungscorrespondenten, polizeiliche Nachforschungen bei Buchhändlern, Beschlagnahme und Confiscation einzelner Zeitungsblätter oder ganzer Schriften häufig stattfanden. Ebenso wurden Vereine und geschlossene Gesellschaften einer schärferen Controle unterzogen, manche auch aufgehoben. Im Zusammenhang damit standen polizeiliche Verfügungen, durch welche z. B. eine strengere Sonntagsfeier herbeigeführt werden sollte. — Große Theilnahme fand ein Volksfest in Nürnberg vom 25. August bis

1. Septbr., welches zu Ehren der Anwesenheit des Wandervereins deutscher Forst- und Landwirthe in Nürnberg, während der Dauer ihrer 16. Versammlung bezogen wurde. — Den am 22. Novbr. neu eröffneten Kammern wurde am 6. Dezbr. der Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs gegeben, und dann ein Gesetzentwurf über die Einleitung zum Bau einer Eisenbahn von München nach Freising und Landslut, zum Anschluß an die Regensburg-Passauer Bahn. Endlich ist zu erwähnen, daß König Max an seinem Geburtstag, den 28. Novbr., um hervorragenden Leistungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst eine besondere Auszeichnung zu gewähren, unter dem Namen „*Martilians-Orden für Wissenschaft und Kunst*“ einen Orden gründete, vorzugsweise für deutsche Gelehrte und Künstler bestimmt. — Die Gesamtzahl der Ordensmitglieder, die nur Eine Klasse bilden, soll die Zahl 100 nicht übersteigen. Im Gebiete der Wissenschaft wurden am Stiftungstage 34, in dem der Kunst 30 Ordensmitglieder ernannt. — Am 14. März starb der Föhr. von Thon-Dittmar zu München.

In **Württemberg** wurden die Geschäfte der Ständeversammlung nach einer halbjährigen Vertagung am 1. März wieder aufgenommen, und wurde in der diesmaligen Session derselben die Wiedereinführung der Todes- wie der Prügelstrafe in Württemberg nach langen und stürmischen Kammerdebatten wieder beschlossen. Ebenso fand der Beitritt zu dem zwischen der Mehrzahl der deutschen Bundesstaaten bestehenden Verträge wegen gegenseitiger Uebernahme der Heimathlosen und Ausgewiesenen Genehmigung.

Das Königreich **Sachsen** feierte am 18. Juni das Vermählungsfest des präsumtiven Thronerben, Prinzen Albert (geb. am 23. April 1828), mit der Prinzessin Karoline von Wasa (geb. den 5. August 1833). Großes Aufsehen in der norddeutschen Handelswelt erregte Anfang August die Eistruung der sogenannten Steuer-Contis von einigen zwanzig leipziger Handelshäusern. Es wurde von dieser Maßregel zwar nach einiger Zeit wieder Abstand genommen; doch sind Verhandlungen zwischen der sächsischen und preussischen Staatsregierung über die Regelung dieser Angelegenheit eingeleitet.

Hannovers Verfassungsstreit fand auch in diesem Jahre noch nicht sein Ende. Die von der Regierung mit Bevollmächtigten der beschwerdeführenden Land- und Ritterschaften geföhrten Verhandlungen brachten keine Verständigung und wurden am 13. April beendigt. Als nun am 25. April die bereits seit längerer Zeit vertagte allgemeine Ständeversammlung wieder zusammentrat, zeigte diese gegen die beiden Hauptvorlagen der Regierung, die eine wegen Veränderung des Verfassungsgesetzes vom 5. Septbr. 1848, und die andere wegen des Gesetzes über die Reorganisation der Provinziallandschaften, einen so harten Widerstand, daß die Regierung sich am 30. Juni veranlaßt sah, die zweite Kammer aufzulösen und die erste zu vertagen. Am 21. Novbr. trat ein Ministerwechsel ein. Der bisherige Landdrost von Lütken wurde zum Staatsminister und zum Vorsitzenden des Gesamt-Ministeriums, und die Herren Wedemeyer, von Lenthe, Busch und Bergmann zu Departements-Ministern ernannt. Unter dem 5. Dezbr. erschien eine königliche Proklamation, die Berufung einer neuen allgemeinen Ständeversammlung betreffend. Der Tag des Zusammentritts des neuen Landtags wurde darin vorbehalten. Hannover verlor durch den Tod zwei bekannte Männer; der Bevollmächtigte bei den Zollconferenzen Dr. Klenze starb am 7. Juni, und der Philologe Grotefend am 16. Dezbr., 79 Jahr alt.

In den Herzogthümern **Holstein** und **Schleswig** wurde die schon 1852 begonnene Ausmerzung deutsch gefinnter Beamten mit großem Nachdruck fortgesetzt. Die längere Zeit besprochene Streitfrage, ob die allgemeine deutsche Wechselordnung in Holstein beibehalten werden würde, oder nicht, wurde Anfang April dadurch entschieden, daß von Kopenhagen eine neue provisorische Wechselordnung eintraf. Die Verlegung der dänischen Zollgrenze von der Eider an die Elbe wurde am 1. Juni unerwartet rasch vollführt und somit der Provinz Holstein der gesamtstaatliche Tarif gegeben. Im August erschien das königliche Patent, wodurch die schleswigsche Ständeversammlung ebenso wie die holsteinsche auf den 5. Oktober einberufen wurde — auf denselben Tag, an welchem auch der dänische Reichstag zusammentreten sollte. Die Erwartungen in Bezug auf die Vorlage einer Gesamtverfassung wurden getäuscht. Während dem dänischen Reichstags-Abänderungen des Reichsgesetzes vorgelegt wurden, erhielten die beiden Provinzial-Versammlungen Entwürfe zu Provinzial-Verfassungen, denen beiden die frühere provincialständische Verfassung zu Grunde lag, nur mit der Erweiterung, daß die Stände statt der früheren bloß beratenden, künftig eine beschließende Stimme haben sollten.

Badens Geschichte bewegte sich in diesem Jahre fast ausschließlich auf kirchlichem Boden, wie dies bereits früher bei den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands angedeutet worden ist. Bemerkenswert kann hierbei noch werden, daß in Folge des kirchlichen Streits, wie allgemein angenommen wurde, im Monat Juni für Baden ein Ministerwechsel eintrat, wobei Hr. von Marschall aus dem Ministerium scheid und an seine Stelle Hr. von Wechmar, Chef des Justizministeriums, auch provisorisch mit dem Ministerium des Innern betraut wurde. Großes Aufsehen erregte in Deutschland die am 4. Jan. zu Heidelberg erfolgte polizeiliche Beschlagnahme des neuesten Werkes von Cervinus „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.“

Hessen-Darmstadt, welches nach einer Aufnahme im Monate Dezember 1852 eine Einwohnerzahl von 854,314 Seelen hatte, verlor, während schon diese Zahl im Verhältniß zur Bevölkerung im Jahre 1851 ein Minus von 2—3000 Seelen ergab, auch in diesem Jahre wieder eine ansehnliche Zahl seiner Einwohner durch Auswanderung, die gleichmäßig auch in vielen andern Gegenden Deutschlands sich immer stärker verbreitete. Uebrigens war die Regierung bemüht, gegen die Wiederholung revolutionärer Zustände alle nur möglichen Vorkehrungsmaßregeln zu treffen, und ordnete zu diesem Zwecke eine verschärfte Ueberwachung aller öffentlichen Beamten geistlichen wie weltlichen Standes an.

Kurhessen befand sich in derselben Lage, wie im vergangenen Jahre. Dem Finanzausschuß der Kammern war bereits zu Anfang Februar das Ansuchen auf Bewilligung einer Anleihe von 1,200,000 Thlr. übergeben. Als nun die Kammern am 5. April wieder zusammentraten, kam diese Anleihe-Frage zuerst zur Berathung. Dabei trat der Fall ein, daß, nachdem am 14. April die zweite Kammer die Anleihe verworfen und sich für Emis-sion von Kassenscheinen entschieden hatte, dieselbe zweite Kammer am 7. Mai ihren Beschluß wegen Greirung von Papiergeld wieder aufhob und die Anleihe mit 21 gegen 8 Stimmen annahm, wozu bald darauf die erste Kammer ihre Zustimmung ertheilte. Der Minister Hasse nystug brachte am 30. Mai einen Gesetzentwurf über Wiedereinführung der körperlichen Züchtigung als gesetzliches Strafmittel ein, welcher mit geringen Modifikationen Annahme fand. In der auf den 30. Juli besonders anberaumten

Sitzung wurden die Kammern auf die Dauer von 3 Monaten vertagt, ohne daß die Verfassungsangelegenheit zu Ende gebracht war. Als die Kammern im November wieder zusammentraten, kam es auch zu keiner Verständigung mit der Regierung, vielmehr faßte die erste Kammer am 7. Dezbr. in einer vertraulichen Sitzung gegen den Willen der Regierung den Beschluß, die Anträge ihres Verfassungsausschusses in Betreff der über den Verfassungsentwurf abzugebenden Erklärung ohne weitere Discussion en bloc anzunehmen, ein Beschluß, gegen den Minister Hassenpflug heftig protestirte. Als sich darauf die Stände wegen der Weihnachtszeit vertagt hatten, wurden sie durch Schreiben der landständischen Kanzlei vom 27. Dezbr. zu einer außerordentlichen Sitzung auf den 4. Jan. 1854 eingeladen. Inzwischen hatte die Regierung bereits den in ihrem Verfassungsentwurf enthaltenen, von den Ständen aber verworfenen Kompetenzgerichtshof ernannt, auch eine Verordnung zur Ausführung des Gesetzes, die Abänderung der Gemeinde-Ordnung betreffend, erlassen, in welcher ohne Mitwirkung der Stände eine Reihe Paragraphen der Gemeinde-Ordnung vom Jahre 1834 beseitigt wurden. Ein besonderer Vorfall verdient noch erwähnt zu werden, welcher den Minister Hassenpflug betraf. Derselbe wurde am 4. Novbr. in der Nähe des Theaters vom Grafen Ysenburg, der seit 1849 mit der ältesten Tochter des Kurfürsten vermählt war, dergestalt mit Schlägen traktirt, daß ihm das Blut über den Kopf lief und er große Weulen davontrug. Während Hassenpflug wegen dieser Mißhandlung ein Beileids Schreiben des Kurfürsten empfing, wurde Graf Ysenburg von den Ärzten für irrsinnig erklärt und auf einige Zeit nach der Heilanstalt Illenau in Baden gebracht.

In **Odenburg** wurde das ziemlich demokratische Staatsgrundgesetz vom 1. März 1849, an dessen Revision schon im J. 1852 gearbeitet war, dahin umgeändert, daß darin zwar ein Uebergewicht der Regierung deutlich hervortritt, aber doch auch dem Streben nach maßhaltendem Fortschritt gerechte Anerkennung zu Theil geworden ist. Es erfolgte in diesem Jahre ein Regierungswechsel, indem der um das Land hochverdiente Großherzog Paul Friedrich August am 27. Febr. starb. Dem neuen Großherzog Peter huldigte der Landtag am 3. März. In **Rippe-Dezmold** kamen die Landesvertreter mit der Regierung in so große Differenzen, daß die Ausschussdeputation Anfangs November sich gegen das einseitige von der Regierung hergestellte Wahlgesetz von 1836 und die danach ausgeschriebenen Landtagswahlen mit einer Beschwerdeschrift an den Bundestag wendete, wogegen wieder Anfangs Dezbr. die Regierung eine Verwahrung gegen die Einmischung des Bundes in die Verfassungsangelegenheit des Fürstenthums einreichte. **Braunschweig** errichtete seinem Gotthold Ephraim Lessing am 29. Septbr. ein würdiges Denkmal.

Die Ständeversammlung **Nassaus** wurde am 20. März eröffnet und hatte sich mit der Organisirung der Centralbehörden, mit dem Budget und der damit zusammenhängenden Frage über das Domainialvermögen zu beschäftigen. Auch von dem leidigen Streite mit dem katholischen Klerus blieb Nassau nicht verschont, indem hier der Bischof von Limburg dem Beispietle des Erzbischofs von Freiburg folgte.

Unter den Thüringenschen Staaten erlebte das Großherzogthum **Weimar** das 25 jährige Regierungsjubiläum seines Großherzogs Karl Friedrich am 15. Juni. Kurz zuvor, am 19. Mai, hatte Weimar die Vermählung des Prinzen Heinrich der Niederlande (geb. 13. Juni 1820) jüngsten Bruders des regierenden Königs der Niederlande, mit der

Prinzessin **Amalie** (geb. 26. Mai 1830), Tochter des Herzogs **Vernhard** von **Weimar**, gefeiert. Der Großherzog **Karl Friedrich** starb bald nach seinem Jubiläum am 8. Juli, und ihm folgte in der Regierung **Karl Alexander** (geb. am 24. Juni 1818). Der Landtag des Großherzogthums war am 28. März aufgelöst, und der neue nach dem neuen Wahlgesetz zusammenberufene Landtag wurde am 16. April eröffnet. Demselben wurde eine ziemlich beträchtliche Zahl von Gesegentwürfen, enthaltend Nachträge zu schon bestehenden Gesetzen, vorgelegt, wie ein Nachtrag zu dem Jagdgesetz, zum Ablösungsgesetz, zur Gemeinde-Ordnung, über Neugestaltung der Staatsbehörden u. s. w. Im Laufe des Sommers wurde zu **Weimar** eine Bank begründet mit einem Grundcapital von 5 Mill. Thln. in 25,000 Aktien à 200 Thlr., wobei der Regierung eine Theilnahme von 500,000 Thln. vorbehalten blieb. In **Coburg-Gotha** fand am 12. Mai die feierliche Eröffnung des gemeinschaftlichen Landtags zu **Coburg** statt. Hier war hauptsächlich die Domänenfrage Gegenstand der Erörterungen, die aber erst später zu einem Resultate gelangten. Auch in **Altenburg** war die Domänenfrage zum Austrag zu bringen. Hier starb Herzog **Georg** (geb. 4. Juli 1796), der durch die Abdicationsakte seines Bruders, des Herzogs **Joseph**, am 30. Novbr. 1848 zur Regierung gelangt war, am 3. August, worauf der Erbprinz **Ernst** (geb. 16. September 1826), erst am 28. April mit der Prinzessin **Agnes** von **Anhalt-Desſau** (geb. 24. Juni 1824) vermählt, in der Regierung folgte. Sein Minister von **Larisch** machte den am 21. Novbr. zusammentretenden Ständen eine Reihe von Gesetzentwürfen, die alle darauf berechnet waren, den aus dem Jahre 1848 stammenden Verhältnissen ein Ende zu bereiten. Bis zum Schluß der Session, am 31. Dezbr., hatten die wichtigsten dieser Vorlagen ihre Erledigung gefunden, namentlich die Aufhebung der ständischen Initiative. In der Domänenfrage wurden von den Ständen materiell sehr bedeutende Zugeständnisse gemacht.

Die bereits im Jahre 1852 vorbereitete Verbindung des Herzogthums **Anhalt-Cöthen** mit **Desſau** wurde gleich im Anfang des Jahres 1853 vollzogen. Seitens des regierenden Herzogs von **Anhalt-Bernburg** war noch im Laufe der letzten Wochen des Jahres 1852 die Compaternität nebst sämmtlichen damit verknüpften Rechten über das erstgenannte Land, welches 1847 durch Aussterben seiner Fürstenlinie seinen eigenen Regenten verlor, an den Senior des anhaltischen Hauses, den Herzog von **Desſau**, gegen Entschädigung abgetreten. In **Desſau** starb am 24. Novbr. **Schneider**, der Componist der Oratorien „das Weltgericht, die Sündfluth“ u. s. w.

In **Mecklenburg** wurde der allgemeine Landtag zu **Sternberg** am 16. Novbr. eröffnet, dem verschiedene die Gerichtsverfassung betreffende Vorlagen gemacht wurden; von Seiten der Stände wurden Anträge über das Steuerwesen und über die Rekrutierungsangelegenheit, nach gänzlicher Aufhebung der 1849 mit Preußen abgeschlossenen Militärconvention, eingebracht.

Die freien deutschen Städte hatten auch in diesem Jahre noch mit der Revision und Umgestaltung ihrer neuen Verfassungen zu thun, ohne daß man auch jetzt zu einem erwünschten Resultat gekommen wäre.

Frankreich, dessen neu errichtetes Kaiserthum sich noch am Schluß des Jahres 1852 mit organischen Einrichtungen zur Befestigung der Herrschaft umgeben hatte, wie mit dem Senatsconsult vom 27. Dezbr., die Modification der Verfassung betreffend, und dem organischen Dekret vom 18. Dez., welches die Thronfolge definitiv regelte, erhielt eine Reihe von Ein-

richtungen, die aus der Umwandlung der obersten Herrschaft nothwendig folgten. Ein am 2. Jan. erschienenenes Geschäftsordnungs-Dekret wurde den drei großen Staatskörpern, Staatsrath, Senat und gesetzgebendem Körper, erteilt, ein kaiserlicher Hofstaat wurde gebildet, und darin 10 große Hofämter aufgenommen. Am 12. Jan. eröffnete der Kaiser dem Ministerrath, und am 22. Jan. den nach den Tuilerien berufenen Bureaur des Senats und des gesetzgebenden Körpers, daß er keine Prinzessin aus einem der europäischen Fürstengeschlechter seine Hand reichen, sondern statt einer politischen Heirath eine Verbindung nach seinem Herzen eingehen wolle. Es war die spanische Herzogin, Eugenie von Teba, Tochter der Marquise von Montijo, 25 Jahr alt, auf welche seine Wahl gefallen war. Die Ceremonie der Civilehe des Kaisers mit dieser Herzogin wurde am 29. Januar, die kirchliche Trauung Tags darauf vollzogen. Die Session des Senats und des gesetzgebenden Körpers wurde durch den Kaiser am 14. Febr. eröffnet; in der Sitzung vom 18. März legte der Präsident des gesetzgebenden Körpers das Sinaahme- und Ausgabe-Budget für 1854 vor, und am 19. Mai wurde von demselben die Veranschlagung der Ausgaben im Betrage von mehr als 1500 Mill. Franken und Tags darauf die Sinaahme votirt. Den Schluß der Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers, der am 28. Mai erfolgte, bildete die Annahme des Gesekentwurfs, betreffend die Wiedereinführung der Todesstrafe bei politischen Verbrechen. In Folge der diplomatischen Verhandlungen über die Stellung der Pforte zu Rußland war zwischen Frankreich und England eine Vereinigung zu gemeinschaftlichem Handeln zu Stande gekommen, das sich darin zuerst zeigte, daß Ende Mai die Gesandten und Admirale beider Länder von ihren Regierungen gleichlaufende Verhaltungsbefehle erhielten und sich kurz darauf die englische und französische Flotte im Mittelmeere vereinigte. In Anfang November erfolgte die Ernennung des Generals Baraguay d'Hilliers zum Gesandten des Kaisers in Konstantinopel an die Stelle des abberufenen Srn. de la Cour. Gegen Ende des Jahres trat ein für Frankreich interessantes, wenn gleich unter den obwaltenden Umständen kaum einflußreiches Ereigniß ein, die sogenannte Fusion oder die zu Stande gebrachte politische Vereinigung der bourbonischen und orleanschen Linie. Der Beschluß wurde in einem zu Genua vom 1. bis 6. Novbr. gehaltenen Familienrathe, dem die Königin Amalie, die Herzoge von Nemours, Joinville und Amale beiwohnten, gefaßt, worauf sich der Herzog von Nemours nach Frotschdorf begab und dort am 21. Novbr. das Uebereinkommen zu Stande brachte, wonach der Graf von Chambord als Prätendent der Königskrone anerkannt ward, sich dagegen aber verpflichtete, beim etwaigen Ableben seiner Gemahlin keine zweite Ehe einzugehen, so daß für den Fall seines voraussetzlichen kinderlosen Todes der Graf von Paris sein Nachfolger würde. Durch den Tod verlor Frankreich folgende Männer von Bedeutung: Marquis d'Hautpoul, der von Napoleon I. in Moskau zum Baron ernannt wurde, starb am 15. Jan., de Jussieu, der berühmte Botaniker, am 29. Juni, Graf Montholon, der bis zu Napoleons Tode auf Helena geblieben war, am 23. August; Franz Arago, am 2. Oktbr., und St. Hilaire, Mitglied der Akademie, ebenfalls am 2. Oktbr.

Großbritannien trat ins Jahr 1853 mit einem neuen Ministerium, an dessen Spitze Graf Aberdeen steht; Mitglieder desselben wurden unter andern: Gladstone für die Finanzen, Palmerston für das Innere, Russell, anfangs Minister der auswärtigen Angelegenheiten, überließ

diese Stelle später, am 21. Febr., dem Grafen Clarendon, und wurde der ministerielle Leiter des Unterhauses. Die Aufnahme, welche dieses neue Cabinet im Lande fand, war eine höchst günstige, und die Harmonie zwischen Parlament und Ministerium zeigte sich deutlich, als dieses dem Unterhause sein Programm vorlegte. Die günstige Stellung des Cabinets offenbarte sich hauptsächlich bei der Abstimmung des Unterhauses über das vom Schatzkanzler Gladstone vorgelegte Budget und der derselben vorangehenden Debatte über das von Bulwer eingebrachte Amendement gegen Beibehaltung der Einkommensteuer; dieses Amendement wurde mit 323 gegen 252 Stimmen verworfen; der Finanzplan Gladstone's wurde sodann mit 338 gegen 267 Stimmen angenommen, 605 Parlamentsmitglieder votirten (nur 50 fehlten); die ministerielle Majorität betrug 71 Stimmen. Die von Lord Russell eingebrachte Bill über den Eintritt der Juden ins Parlament wurde im Unterhause am 16. April angenommen, am 29. April aber vom Oberhause mit 164 gegen 115 Stimmen verworfen. Der Schluß der Parlamentssession erfolgte am 21. August, und ob auch nach der Zeit die orientalische Frage sich immer mehr verwickelte, so wurde dasselbe bereits am 25. Oktbr. abermals bis zum 29. Novbr. und dann nochmals bis Anfang des J. 1854 vertagt. Die Kriegsrüstungen auf den Werken Englands nahmen inzwischen ihren ungehörten Fortgang. — In den Colonieen hatte England einige Kriege zu beendigen, wie auf dem afrikanischen Caplande gegen die Kaffern, deren Hauptstämme im Monat Mai durch den General Cathcart dahin gebracht wurden, sich den englischen Bedingungen zu unterwerfen. In Ostindien war die Giverzleibung Pegu's in das indo-britische Reich bereits am 20. Oktbr. 1852 von dem Generalgouverneur verkündigt; die Birmanen aber fuhren fort, feindliche Demonstrationen gegen die Engländer zu versuchen, so daß der Krieg um die Mitte des Jahres wieder im vollen Gange war, und hauptsächlich von den Birmanen durch einzelne Streifcorps geführt wurde. Wir erwähnen noch, daß am 19. Aug. der Admiral G. Cockburn, 81 Jahr alt, und am 29. Aug. der General J. Napier, Bruder des Admirals, welcher durch seine Feldzüge in Ostindien besonders berühmt geworden ist, starb.

In Spanien hatte das Jahr 1852 mit einem Staatsstreich geendigt, wodurch die Cortes aufgelöst und ein neues Wahlgesetz proklamirt wurde, nach welchem neue Cortes am 9. März 1853 zusammentreten sollten. In der darauf entstandenen Wahlbewegung zeichnete sich besonders der General Narvaez aus, welcher deshalb den Befehl erhielt, unverzüglich nach Wien abzureisen, um dort Militäreinrichtungen zu studiren. Ein neues Ministerium trat an die Stelle des bisher von Murillo geleiteten und suchte sich seine Stellung zu sichern, indem es am 5. Jan. ein Pressedekret erließ, durch welches Murillo's Pressegesetz aufgehoben und das mildere Gesetz von 1845 wieder hergestellt wurde. Auch ging die Bank auf den Vorschlag des Ministeriums im Monat Februar ein, ihm 53 Mill. Realen zu beschaffen, wofür ihr die Einkünfte von Cuba für das Jahr 1854 verschrieben wurden. Die neue Cortesversammlung wurde am 1. März eröffnet, und eine ganze Woche wurde mit Debatten über die Bestimmungen gegen die Presse und die Verbannung des Generals Narvaez ausgefüllt; denn die Regierung verharrte trotz ihres Erlasses vom 5. Jan. bei den schroffen Verfolgungen gegen die Presse. Die Beschwerden, welche Narvaez bei dem Senat eingereicht hatte, wurden einer Commission zur Prüfung übergeben. Da aber das Andringen der Opposition in den Debatten über das Budget,

Eisenbahn u. s. w. gegen das Ministerium immer heftiger wurde, vertagte dieses am 8. März die Kammern auf unbestimmte Zeit, und trat bald darauf selbst zurück. Ein neues Ministerium wurde am 15. März vom General Perfundy gebildet, welches wiederum gegen Ende September einem andern unter der Leitung von Sartorius (Graf von San Louis) Platz machte, unter welchem Narvaez, und am 18. Novbr. auch die Königin-Mutter Christine, nach Madrid zurückkehrten. Den am 19. Novbr. wieder zusammentretenden Cortes eröffnete das Ministerium die Zurücknahme aller von den früheren Ministerien vorgeschlagenen Verfassungsänderungen. Nach dem darauf berathenen Eisenbahngesetze, in welchem das Ministerium eine Niederlage erlitt, wurden die Kammern am 9. Dezbr. vertagt, ohne daß der Zeitpunkt ihrer Wiedereinberufung bestimmt wurde.

— **Portugal** konnte sich aus seiner permanenten Geldverlegenheit nicht herausarbeiten. Als die Cortes am 2. Jan. zusammentraten, bewilligten sie zwar alle Vorlagen der Regierung, auch eine von Lissabon aus nach der spanischen Grenze zu erbauende Eisenbahn, als ihnen aber am 25. Juli das Budget vorgelegt wurde, ergab sich ein Defizit von 180 Contos Reis, zu dessen Abhilfe man in London bei dem Bankhause Varing 45000 Pf. Sterling leihen wollte; erhielt aber von demselben eine sehr demüthigende, abschlägliche Antwort, worauf zu Anfang Oktober ein königliches Dekret publizirt wurde, welches eine in Paris contrahirte Anleihe von 12 Mill. Franken zu 80 mit 6 pCt. Zinsen und 20 Jahre zur Rückzahlung, genehmigte. Am 15. Novbr. starb die Königin Donna Maria II. in Folge einer Entbindung. Da der derzeitige Thronfolger erst im J. 1855 großjährig wird, beidigten die Minister den König-Gemahl Don Fernando als Regent während der Minderjährigkeit seines Sohnes.

Italien's Zustände sind immer noch nicht von der Art, daß man auch nur mit einiger Zuversicht in eine bessere Zukunft des Landes sehen könnte. Als in Mailand der schon unter Oesterreich erwähnte Versuch zum Aufstande gemacht wurde, zeigten sich auch Spuren eines solchen Vorhabens im Königreiche beider **Sicilien**. Zu **Palermo** war ein Aufstand im Begriff auszubrechen, als man das Complot entdeckte; zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen, und eine Entwaffnung von ganz Sizilien angeordnet. Von den Verhafteten — ihre Zahl wurde auf 300 angegeben — wurden mehrere hingerichtet. Räuberbanden, Straßenanfälle, Ausplünderungen vermehrten sich auf dem Festlande Neapels trotz zahlreicher Militärmacht und strengster Justiz. — Die Zustände **Roms** hatten sich ebenfalls nicht gebessert; die innere Ruhe konnte nur durch die französischen Besatzungstruppen erhalten werden. Unsicherheit auf den Landstraßen wie in den Städten, Diebstahl, Raub, Plünderung, Meuchelmord waren an der Tagesordnung. Eine revolutionäre Erhebung wurde am Tage vor ihrem Ausbruche am 14. August erstickt; 40 Verschwörer wurden zur Haft gebracht. Der Jesuitengeneral Pater Roothaan (geb. 23. Novbr. 1785 zu Amsterdam und seit 1829 General der Jesuiten) starb am 8. Mai zu Rom. Zu seinem Nachfolger wurde der Pater Becker erwählt. — **Toskana** sah sich neben den politischen Verfolgungen und Prozessen auch zu kirchlichen Bestrafungen der einer evangelischen Propaganda Verdächtigen veranlaßt. Der Guerrazzi'sche Hochverrathesprozeß wurde gegen Mitte des Jahres damit beendet, daß Guerrazzi und Petracchi zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurden, worauf der Großherzog die Strafe gegen Guerrazzi und drei seiner Genossen in lebenslängliche Verbannung um-

wandelte. Die vielbesprochene *Madriai'sche* Angelegenheit fand ebenfalls ihre Gelebigung damit, daß die beiden Eheleute, wegen evangelischer Propaganda verurtheilt und eingesperrt, freigegeben und am 15. März in aller Stille von Livorno nach Nizza eingeschifft wurden. Im Königreich *Sardinien* hatte die Regierung den seit Dezbr. 1852 versammelten Kammern eine Reihe von bedeutenden Gesetzesentwürfen vorgelegt, welche zur Begründung des Reformwerkes des Staats als nothwendig erschienen. Als in Mailand der Ausrührversuch stattgefunden hatte, erließ das sardinische Ministerium am 10. Febr. eine Ausweisungsverordnung gegen alle Flüchtlinge, welche das sardinische Gastrecht zu Angriffen auf die Lombardei zu mißbrauchen im Begriffe standen. Dessenungeachtet wurde das Verhältniß zwischen Sardinien und Oesterreich ein immer gespannteres, da die Güter der seit der letzten Revolution in Sardinien lebenden emigrierten Lombarden von Oesterreich mit Sequestration belegt und auch die Unterstützungen, welche viele Emigrierte von ihren Familien in der Lombardei erhielten, von Oesterreich zurückgehalten wurden. Es erfolgte wegen dieser Sache ein langer Notenwechsel zwischen Turin, Wien, London und Paris, der ohne Erfolg blieb. Als die Kammern nach ihrer Vertagung am 14. Nov. wieder zusammentraten, sah sich die Regierung schon am 21. Nov. veranlaßt, dieselben aufzulösen und Neuwahlen auf den 8. Dez. anzusetzen. Die neugewählten Kammern eröffnete der König durch eine Thronrede am 19. Dezember.

Der *Schweiz* überkam aus dem Jahre 1852 der Streit des Kantons Tessin mit Oesterreich wegen Verjagung einiger widerspenstiger Klostergeistlichen aus dem Kanton am 21. Novbr. 1852. Oesterreich nahm sich dieser Geistlichen an und drohte mit Repressalien; die Ausweisung aller Tessiner aus der Lombardei erfolgte am 13. Febr. Es knüpfte sich daran ein weiterer Notenwechsel zwischen dem Bundesrath der Schweiz und dem österreichischen Gesandten Grafen Karnicki, der damit endete, daß letzterer am 21. Mai vorläufig abberufen wurde. Die Zahl der aus der Lombardei ausgewiesenen Tessiner betrug Ende Juli 6212, für sie wurden Geldsammlungen veranstaltet, die bis Ende Juli sich auf 285,000 Frs. beliefen. Das eidgenössische Budget für 1854 wurde auf 13,468,500 Frs. Einnahme und 13,300,000 Ausgabe festgesetzt.

In *Belgien* befanden sich die Finanzen in so guter Lage, daß die polnischen Offiziere, deren Entlassung aus der Armee am 18. Januar von der Abgeordneten-kammer gutgeheißen wurde, fast auf den vollen Betrag ihres frühern Gehalts pensionirt werden konnten. Die schon unter Oesterreich erwähnte Verlobung des belgischen Thronerben mit der österreichischen Erzherzogin *Maria* wurde am 22. August zu Brüssel feierlich vollzogen durch Civilakt und kirchliche Trauung. Am 8. Novbr. fand die Eröffnung der Kammern durch den König selbst statt; sie nahmen noch vor Jahresluß in Einstimmung mit der Regierung die freie Getreide-Einfuhr bis zum 31. Juli 1854 an. Die Verlängerung oder Erneuerung des mit dem 1. Jan. 1854 ablaufenden Handelsvertrags Belgiens mit dem Zollvereine kam nicht zu Stande. Das Königreich der *Niederlande* erlebte in der ersten Hälfte des Jahres unter seiner protestantischen Bevölkerung eine ernste Aufregung, hervorgerufen durch die Reorganisation der katholischen Kirche in den Niederlanden und durch das mit dem Papste abgeschlossene Concordat. In Folge einer Meinungsverschiedenheit über diese Angelegenheit zwischen dem König und seinem Cabinet trat das bisherige Ministerium *Thorbecke* zurück; ein neues wurde gebildet. Der Schließung der Session der General-

staaten folgte die Auflösung der zweiten Kammer am 27. April, die Vornahme der Neuwahlen am 17. Mai, und die Eröffnung der neuen Session am 14. Juni, welche der König mit einer Thronrede eröffnete, worin er bemerkte, daß die diplomatischen Verhandlungen in Betreff der katholischen Frage noch nicht zu einem Resultat geführt hätten, und daß die Regierung die Ueberzeugung hege, daß nur durch Spezialgesetze den betreffenden Beschwerden abgeholfen werden könne. Langwierige Verhandlungen der Generalstaaten führten bis zum Dezbr. so weit, daß durch königlichen Beschluß die Siege der fünf katholischen Bischöfe festgestellt werden konnten.

In Schweden und Norwegen war die Eröffnung des schwedischen Reichstags am 24. Novbr. insofern bedeutend, als der König in seiner Thronrede von den schon längere Zeit im Stillen betriebenen Kriegsrüstungen öffentliches Zeugniß ablegte. Zum Schluß des Jahres kam zwischen Schweden und Dänemark ein Schutz- und Trugbündniß zu Stande. In Norwegen wurde Ende Dezbr. zu Christiania der Bau einer römisch-katholischen Kirche beendet, der ersten seit Einführung der evangelischen Confession im J. 1517.

In Dänemark wollte sich der Volksthing weder der neuen Erbfolgeordnung noch dem Gesetzentwurf über Verlegung der dänischen Zollgrenze an die Elbe fügen, und wurde deshalb am 14. Jan. aufgelöst. Der neu eröffnete Reichstag begann seine Verhandlungen am 11. März; auch mit ihm kam das Ministerium nicht zum erwünschten Ziele. Nach zwei stürmischen Sitzungen in dritter Berathung der Erbfolgebotschaft am 15. April ergab die Abstimmung des Volksthings 94 Stimmen für und 45 gegen die Botschaft; es fehlte also auch diesmal die Majorität von Dreivierteln. Der Reichstag wurde am 19. April wiederum aufgelöst, und Neuwahlen angeordnet, welche ein der Regierung günstiges Resultat erzielten. Am 15. Juni hielt der neue Reichstag seine erste Sitzung, und am 21. Juni wurde der Vorschlag von ihm angenommen, daß „in Gemäßheit der königlichen Botschaft“ die Thronfolge geordnet werde. Kurz vor dem Schluß dieses Reichstags, am 20. Juli, brachte der Premierminister Dersked noch den Entwurf zu einem Grundgesetze des Königreichs Dänemark ein, worin manche wesentlichen Veränderungen an dem bisherigen Grundgesetze beantragt wurden, wie statt der jährigen Versammlungen zweijährige, ein besonderes Wahlgesetz, Urlauberteilung an die zu Abgeordneten gewählten Beamten. Die neue Reichstagsitzung begann am 3. Oktbr. und berieth vornehmlich im Laufe des Jahres das Budget.

Rußland verfolgte auch in diesem Jahre mit beachtenswerther Konsequenz sein politisches System. Der Kaiser nahm zu seinen bisherigen Titeln noch den „gottesfürchtiger Herr“ an und gab der Kaiserin den Titel „gottesfürchtige Frau.“ Die Cholera wüthete in vielen Distrikten des russischen Reichs mit großer Hartnäckigkeit; in manchen Städten starben ganze Straßen aus, in St. Petersburg blieb sie permanent.

Die Türkei hatte zu Ende des Jahres 1852 den lang dauernden Streit um das heilige Grab durch die Verordnung des Sultans dahin entschieden, daß, unter Anerkennung der Rechtsansprüche der griechischen Kirche auf das Besitztum des heiligen Grabes, den Griechen das Recht, jährlich zweimal in der Kapelle des Delbergs Messe zu lesen, eingeräumt ward, während den Römisch-Katholischen dieß nur einmal erlaubt war. Oesterreich hatte zu Anfang des Jahres 1853 durch die Mission des Grafen Leiningen, wie unter Oesterreich mitgetheilt ist, bedeutende Zugestände

nisse von der Pforte erhalten. Da traf nun bald darauf der russische Bevollmächtigte, Fürst Mentshikoff, in Konstantinopel ein, erhielt am 8. März Audienz beim Sultan und stellte folgende Forderungen: Vergütung von 40 Mill. Piaſter als Kriegskosten für die Besetzung der Donaufürstenthümer im J. 1849, Rücknahme des zu Gunsten Frankreichs erlassenen Firman's in Betreff der heiligen Stätten, und Lösung der schwebenden Differenzen über denselben zu Gunsten der griechisch-russischen Kirche. Als die Pforte zögerte, eine Antwort zu ertheilen, stellte Mentshikoff sein Ultimatum; nun antwortete die Pforte, daß sie auf die Forderungen Rußlands einzugehen außer Stande sei, und rief gleichzeitig den Schuß Englands und Frankreichs an. Auf diese Weise kam es vorerst zu langwierigen diplomatischen Verhandlungen, zu denen auch die Gesandten von Preußen und Oesterreich herangezogen wurden, so daß sich dieser diplomatische Verkehr über die Hauptstädte aller europäischen Großmächte ausdehnte. Inzwischen hatte Mentshikoff seine Forderungen am 7. Mai aufs Neue angebracht und den 14. Mai als Termin der Entscheidung bezeichnet. Als die Pforte auch jetzt verneinend antwortete, bestieg er seine Fregatte, nachdem Reschid Pascha am 13. Mai ein neues türkisches Ministerium gebildet hatte, und verließ am 22. Mai Konstantinopel. Hiermit wurden alle diplomatischen Verbindungen zwischen Rußland und der Türkei abgebrochen. Schon jetzt erschien ein Krieg kaum zu vermeiden, da von Rußland große Truppenmassen nach der türkischen Grenze geschickt wurden und Frankreich nebst England entschieden und offen für die Türkei Partei nahmen. Doch wurden noch vor dem Ausbruch des Kampfes einige Staatschriften gewechselt, wie ein Memorandum der Pforte vom 26. Mai an die Repräsentanten Englands, Frankreichs, Oesterreichs und Preußens, ein Circular des russischen Cabinets an seine diplomatischen Agenten vom 30. Mai, worin es versicherte, daß es in keiner Weise in den Absichten des russischen Kaisers liege, die Integrität und Unabhängigkeit der Pforte zu verletzen; eine Depesche des russischen Reichskanzlers Nesselrode an den osmanischen Minister Reschid Pascha vom 31. Mai, wonach der Kaiser die abschlägige Antwort der Pforte als eine seiner Person zugefügte Beleidigung betrachtete und der Pforte noch eine letzte Frist von 8 Tagen gewährt; ein großherrlicher Firman an die geistlichen Oberhäupter aller christlichen Genossenschaften vom 6. Juni, worin Bestätigung aller ihnen zugestandenen Privilegien u. s. w. ausgesprochen, so wie Entfernung aller Mißbräuche verheißen wurde; ein Antwortschreiben Reschid Pascha's an den Grafen Nesselrode vom 16. Juni, worin nachgewiesen wird, daß die Pforte dem Begehren Rußlands entsprochen habe, so weit es mit ihrer Ehre und Unabhängigkeit verträglich sei; ein Antwortschreiben des französischen Ministers Drouyn de L'Huys auf die Depesche Nesselrodes vom 31. Mai, datirt vom 25. Juni, worin Frankreich hofft, daß Rußland Mittel finden werde, die Streitigkeiten mit der Türkei anders als auf dem Wege der Gewalt zu schlichten; endlich das Manifest des Kaisers von Rußland aus Peterhof vom 26. Juni, worin der Einmarsch russischer Truppen in die Donaufürstenthümer verkündigt wird, in der Absicht, nicht Krieg anzufangen, sondern nur ein Pfand für die Wiederherstellung seiner kaiserlichen Rechte in Händen zu haben. — Am 2. Juli erfolgte der Einmarsch russischer Truppen in die Moldau und Walachei; als Oberbefehlshaber derselben trat Fürst Gortschakoff auf. Ein Schimmer von Hoffnung auf friedliche Beilegung des Streits erschien noch, als der österreichische Inter-

nuntius von Bruck am 25. Juni in Konstantinopel eintraf, um die von Oesterreich angebotene Vermittelung auszuführen. In Folge der österreichischen Bemühungen wurde am 24. Juli zu Wien eine diplomatische Konferenz eröffnet, bei welcher England, Frankreich, Oesterreich und Preußen vertreten waren; sie entwarf ein Vermittelungsprojekt, dem der Kaiser von Rußland, als er die telegraphische Kunde davon erhielt, beistimmte; an dem Wortlaute desselben hatte aber die Pforte einige Abänderungen getroffen; diese wollte nunmehr Kaiser Nikolaus nicht annehmen. Da erklärte die Pforte am 25. Septbr. an Rußland den Krieg. Gleichzeitig erhielt der Oberbefehlshaber der türkischen Truppen an der Donau, Dmer Pascha, den Befehl, von dem russischen Commandirenden Gortschakoff Räumung der Fürstenthümer binnen 15 Tagen zu verlangen, widrigenfalls die Feindseligkeiten ihren Anfang nehmen würden. Am 23. Oktbr. fing der Krieg an, indem die russische Donauflotte an diesem Tage sich der türkischen Festung Isfatscha an der Donau näherte und, nach einer Kanonade gegen die Batterien der Türken, die Donau hinauffuhr. Gleichzeitig liefen die englischen und französischen Flotten, die bisher in der Bosphorstationirung waren, in die Dardanellen ein und warfen vor Gallipoli Anker. Bald nach der Affaire von Isfatscha überschritten die Türken bei Kalafat, Widbin gegenüber, die Donau, und versuchten ähnliche Uebergänge auf der ganzen Donaulinie von Widdin bis Cilistria. Bedeutende Ereignisse, außer den vielfachen Plänkelen, Vorpostenkämpfen und Recognoscirungsgesechten, fanden bis zum Schluß des Jahres nur zwei statt. Zuerst wurde bei Oltieniza am linken Donauufer, etwa 8 Stunden von Bukarest, wozu hin die Türken am 2. Novbr. übergesetzt waren, am 4. Novbr. ernstlich gekämpft, indem die Russen die hier verschanzten Türken angriffen und einen Verlust von 1200 Todten und Verwundeten erlitten. Der andere Kampf, die Seeschlacht bei Sinope endete mit Vernichtung einer türkischen Flottenabtheilung (12 Schiffe) durch die Russen am 30. Novbr. Die Nachricht von diesem Ereigniß brachte große Aufregung in Konstantinopel so wie auch besonders in Frankreich und England hervor, und veranlaßte die combinirte Flotte der Engländer und Franzosen, nach dem schwarzen Meere zu steuern, wo sie die Beykossbai zum Stationsplatze nahm.

Von den amerikanischen Staaten war die **nordamerikanische Union** unter ihrem neugewählten Präsidenten Franklin Pierce mit der europäischen Politik durch den Streit über die Fischereien bei Neu-Schottland und durch die Cubafrage in Berührung gekommen, abgesehen von der schon unter Oesterreich erwähnten Kosta-Affaire. Der Präsident stellte in seiner Botschaft eine freundschaftliche Ausgleichung wegen der Fischereien mit England in Aussicht und legte rüchlich des Verdachts, die Union wolle sich Cuba's bemächtigen, feierlichen Protest ein. Auf das Verhalten der bei den auswärtigen Mächten accreditirten diplomatischen Agenten der Union richtete der Präsident seine Aufmerksamkeit, indem er ihnen vorschrieb, überall an der Einfachheit republikanischer Sitten festzuhalten und dem Etiquettenwesen nirgends Raum zu geben. In New-York wurde am 14. Juli eine große Industrie-Ausstellung eröffnet, zu welcher auch Deutschland bedeutende Zusendungen gemacht hatte. In der zu Anfang Dezember von dem Präsidenten an den Congress gerichteten Botschaft wurde bemerkt, daß von dem 32 Mill. Dollars betragenden Ueberschuß der Einnahmen 13 Mill. zur Tilgung der Staatsschuld verwendet seien, die nun noch 56 Mill. Dollars betrüge; ferner wurde eine Herabsetzung des Tarifs empfohlen, so wie

eine Vermehrung der Kriegsflotte und eine Verstärkung des Landheers. **Mexiko** war wiederum der Schauplatz von Revolutionen und Umgestaltungen. Der Präsident der Republik **Arista** wurde durch eine Militärrevolution gezwungen, abzudanken, worauf der frühere Präsident **Santa Anna** Mitte März zurückberufen ward und am 1. April in Vera Cruz landete. In der Stadt Mexico angelangt, bildete **Santa Anna** ein neues Cabinet, erließ ein strenges Pressegesetz, verbot den Bürgern den Besitz von Waffen und Munition. Schon am 17. Mai empörte sich die Nationalgarde von Vera Cruz, wurde aber am 22. Mai durch die Militärmacht zur Ruhe gebracht. In andern Gegenden der Republik herrschte völlige Anarchie. Um eine kräftigere Verwaltung des Landes führen zu können, nahm **Santa Anna** als General-Capitän der Armee den Titel Hoheit an. — Nach **Brasilien** hatte ein Handel mit deutschen Einwanderern begonnen, der sich nicht viel von dem bisher geführten Negerklavenhandel unterschied. In **Buenos-Ayres** war am 1. Jan. eine neue Revolution ausgebrochen, indem die mit **Urquiza** verbündeten **Gauchos** die Stadt belagerten. Nachdem dies drei Monate gedauert hatte, wurde **Urquiza** vom General **Flores** in die Flucht geschlagen, und durch diesen die Ruhe auf einige Zeit hergestellt.

In **China** verbreitete sich der blutige Revolutionskampf, dessen Ziel Sturz der gegenwärtigen Dynastie ist, immer weiter. Schon am Ende des J. 1852 hatten die Rebellen das Land zwischen den beiden großen Flüssen erobert; am 21. März 1853 war von ihnen **Nanking** eingenommen, kurze Zeit darauf **Tschang-Kiang-Fu**, die Hauptstadt am großen Kanal, auf welchem **Peking** und die Nordprovinzen mit Getreide versorgt werden. Die bedeutendste Waffenthat gegen Ende des Jahres war die Einnahme **Schanghai**, am 7. Septbr., dem Geburtstag des **Confucius**. — Das bisher den Europäern verschlossene **Japan** suchten die Nordamerikaner durch eine Expedition zu öffnen, die jedoch ohne den gewünschten Erfolg blieb.

Nach **Africa** waren zur Erforschung des Innern zwei deutsche Reisende, die **Doctoren Barth** und **Oberweg**, im Auftrage der englischen Regierung gegangen, von denen der letztere bereits am 27. Septbr. 1852 zu **Kufa** in der Nähe des **Schadsee** einem bössartigen Fieber erlegen war. In diesem Jahre hatte **Dr. Vogel** aus Leipzig den Weg ins innere Afrika angetreten, um sich der erwähnten Expedition anzuschließen.

Australien ist neuerdings neben **Californien** das anlockende und scheinbar unerschöpfliche Goldland geworden, wie denn von dorthier am 11. Jan. die größte Goldfracht, welche seit Entdeckung der australischen Minen nach Europa gebracht wurde, in **Plymouth** ankam. Sie wog $8\frac{1}{2}$ Tonnen und hatte einen Gesamtwert von 890,000 Pfd. Sterling. Ueberdies brachte dies Schiff einen 28 Pfund schweren Goldklumpen, welcher zum Geschenk für die Königin **Victoria** bestimmt war. Die Ausbeute der australischen Gruben vom 1. Jan. bis 6. August betrug 1,875,000 Pfd. Sterling oder 13,125,000 Thaler. Bei so reicher Ausbeute an edlem Metalle war es notwendig, daß schon zu Anfang des Jahres die Errichtung einer Münze in **Australien** definitiv beschlossen wurde.

Hält man die europäischen Zustände mit den Hoffnungen und Wünschen, welche Länder wie **Nordamerika** und **Australien** darbieten, zusammen, so kann die verstärkte Auswanderung, namentlich aus **Deutschland**, wo das Sprichwort „bleibe im Lande, und nähere dich redlich“ seine Bedeutung verloren zu haben scheint, kaum noch überraschen.

Ueber den Genuß des Weines.

Vom Prof. Dr. Ideler.

Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Dieser Kernspruch unsers Luther übertrifft an vollwichtigem Gehalt unstreitig die unzähligen Loblieder, welche zum Preise des Weines bei geselligen Festen gesungen werden, denn er umfaßt die ganze Wahrheit einer großen Lebensregel ohne alle jene Uebertreibungen und Irthümer, in welche sich die bacchischen Dden so oft verlieren. Es dürfte daher fast unmöglich sein, mit treffenderen Worten eine der herrlichsten Gaben unserer Mutter Natur zu schildern, wenn man nicht etwa in einer wissenschaftlichen Abhandlung einen ausführlichen Commentar zu jenem Ausspruch schreiben wollte, wozu sich allerdings ein überreichlicher Stoff darbieten würde. Dazu ist indeß hier nicht der Ort, vielmehr scheint es weit angemessener zu sein, den wahren Werth des Weines noch dadurch schärfer zu bezeichnen, daß die natürlichen Grenzen seines Genußes durch die Angabe seines Mißbrauchs noch genauer bestimmt, und somit alle ungerechten Anklagen von ihm fern gehalten werden. Es versteht sich, daß hiermit nicht der Mißbrauch der Schwelgerei und Böllerei gemeint sein kann, welche jeder Gesittete verabscheut, sondern nur der schädliche Genuß des Weines, den auch der Gesittete nicht vermeiden wird, wenn er die Bedingungen desselben nicht kennt. Eben so wenig kann hier von den unzähligen Verfälschungen die Rede sein, durch welche der Wein oft genug in ein tödliches Gift verwandelt, wenigstens seiner herrlichen Eigenschaften ganz beraubt wird, sondern wir haben es hier blos mit dem ächten Weine, wie ihn nur die milden Himmelsstriche hervorbringen, zu thun.

Alles, was sich in diesem Sinne über ihn sagen läßt, kann in der Grundregel zusammengefaßt werden: er soll nur nach vollbrachter Arbeit zur Erfrischung und Verjüngung der durch sie ermüdeten Kräfte, nie soll er aber zu dem Zwecke genossen werden, um letztere zur Arbeit anzuspornen. Zur Bestätigung dieser ersten Wahrheit, deren Nichtbeachtung oft genug ins Verderben geführt hat, will ich unter zahlreichen Erfahrungen nur ein Paar auswählen. Die außerordentliche Steigerung der Phantasie und der weissen Lebensgefühle durch den Wein hat manche Dichter und Künstler verführt, von ihm die Begeisterung für ihr Schaffen zu borzen, um sich die lästige Anstrengung zu ersparen, mit welcher die dazu erforderliche Kraft bei ungünstiger Stimmung aus eigenem Willensantriebe errungen werden muß. Ich kann hier keine Diätetik für Dichter und Künstler schreiben, um den Beweis zu führen, daß die schöpferische Kraft ihres Genius allein aus ihrem Geiste stammt, welcher nur dann seine Schwingen zu einem ganz freien Fluge entfaltet, wenn er die Thätigkeit seines leiblichen Organs oder Werkzeuges, des Nervensystems nämlich, vollständig beherrscht. Dies ist aber nicht mehr der Fall, wenn von außen ein so mächtiger Reiz, wie der Wein, auf letzteres eingewirkt, und das Leben desselben einer dem Geiste fremden Gewalt unterworfen hat, welche diesen zuerst von seiner Bahn ablenkt, und ihn bald so völlig unterjocht, daß ihm zuletzt im wilden Irereden

die Zügel der Gedanken ganz entrisen werden. Es ist Erfahrungssatz, daß gerade bei Anstrengungen der Phantasie der Rausch, welchen sie auch ohne Weingenuß hervorbringen kann, durch diesen außerordentlich leicht entsteht, und bald den höchsten Grad erreicht. Gen so wahr ist es, daß jedes im nüchternen Zustande mächtig aufgeregte Gefühl, besonders des Zorns und Aergers, durch Weingenuß völlig in Flammen versetzt und bis zum sinnlosen Toben gesteigert werden kann, daher denn der Ausbruch des Wahnsinns in Leidenschaften um so leichter erfolgt, je mehr letztere ihren Sklaven den Antrieb geben, die nach ihrer gewaltsamen Aufregung zurückbleibende Abspannung und Erschöpfung der Kräfte durch Weingenuß zu verschleuchen. Ich will hiermit ein allen psychischen Ärzten wohlbekanntes und weites Gebiet der fürchterlichsten Thatfachen nur flüchtig berühren, nur mit wehmüthigem Bedauern an viele wahnsinnig gewordene Dichter und Künstler erinnern, welche wenigstens zum Theil ihr entsetzliches Schicksal durch Mißbrauch des Weines sich zuzogen, um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß die Gefahr größer ist, als sie scheint. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, beim Glase Wein dichterische und andere Kunstwerke hervorzubringen und darzustellen, vermag dies ohne ihn zuletzt gar nicht mehr; bald sieht er sich genöthigt, den Weingenuß zu verdoppeln, zu vervielfachen, weil dessen Wirkung auf die abgenutzten Nerven sich abstumpft, und aus dem besonnenen, nüchternen Manne kann zuletzt unvermeidlich ein Trunkenbold werden, in dessen wüstem Gehirne die toll gewordene Phantasie mit allen Fragen des Wahnsinns spielt.

Selbst wenn eine solche Gefahr nicht im Anzuge ist, bewirkt doch der zur Unzeit genossene Wein eine Ueberreizung der Phantasie und des Nervensystems, deren nachtheilige Folgen nie ausbleiben werden. Jedemal wird dadurch der Phantasie ein solches Uebergewicht über den Verstand gegeben, daß sie sich dem Zügel desselben entreißt, und in wilder Bilderjagd weit über alle Grenzen des Schönen hinausgeschweift, um durch ungeheuerliche und verrenkte Dichtungen, ja durch chaotisches Wirrsal eines sich überstürzenden poetischen Luxus allen Naturgesetzen Hohn zu sprechen, und stürmische Gefühle hervorzurufen, nach denen gerade die blasirten Gemüther eben so begierig sind, als der durch Ueberreizung abgestumpfte Gaumen des Feinschmeckers nach kausischen Gewürzen, welche seine schon geschwächte Verdauung gänzlich zerrütten. Wer eine pragmatische Geschichte des in neuerer Zeit so oft beklagten Verfalls der Poesie und Kunst schreiben wollte, dürfte meines Erachtens die dämonische Wirkung des gemißbrauchten Weines nicht außer Acht lassen, weil fast nur aus der durch ihn veranlaßten fieberhaften Aufregung sich eine Menge von dichterischen Monstrositäten erklären läßt, welche an Absurdität mit dem Wahnsinn wetteifern, und kaum aus einem nüchternen Gehirne entsprungen sein können. Was hilft es, gegen die verderblich ins Leben eingreifenden moralischen Entartungen, wie sie in den berühmten Melodramen und vielen Romanen herrschen, zu eifern, so lange noch der Mißbrauch des Weines zahllose Köpfe erzhigt, und sie mit mächtiger Anziehungskraft zu den durch ihn veranlaßten poetischen Mißgeburten hintreibt? Die auf solche Weise bewirkte Zerrüttung des geistigen Lebens greift eben so schnell im körperlichen um sich, denn wer einmal den Pfad der Natur verlassen hat, um

nicht mehr ihre unerschöpfliche Quelle von Kraft in tüchtiger Arbeit zu finden, sondern wer durch Genuß verwöhnt nur noch schwelgen will, und bald genug zur Flasche greifen muß, um die durch Ueberreizung erschlossenen Kräfte zu neuer Erregung aufzustacheln, der macht es gerade eben so, wie der Wilde, welcher den Fruchtbaum fällt, um ohne Mühe dessen Früchte brechen zu können. Wundern wir uns daher nicht, wenn uns häufig genug ein ganz entartetes Geschlecht begegnet, welches schon in der Jugend die todtmüde Gebrechlichkeit des Greisenalters, aber von dessen gerühmter Weisheit das baare Gegentheil, zur Schau trägt.

Noch größer ist die Untauglichkeit, ja positive Schädlichkeit des Weingenußes zu dem Zwecke, den Verstand zu einem kräftigeren, lebendigeren, tieferen und umfassenderen Denken anzuspornen. Er bewirkt genau das Gegentheil davon, und macht am Morgen etwas reichlicher genossen, für den ganzen Tag zum freieren Denken unfähig, ja, er bringt leicht eine Wüßtigkeit, Dumpfheit und an Bekäubung grenzende Schwere des Kopfes hervor, in Verbindung mit dem Gefühle einer Erhizung und klopfenden Spannung desselben, welches aus einem übermäßigen Blutandränge nach dem Gehirn entsteht, und unter ungünstigen Bedingungen Entzündung desselben, Schlagfluß, Krämpfe u. s. w. veranlassen kann. Im Allgemeinen ist es kaum nöthig, gegen einen solchen Mißbrauch zu warnen, dessen Nachtheil Jeder aus eigener Erfahrung bald kennen lernt; es kommen indeß doch mitunter Fälle vor, wo Jemand sich auf eine besonders große Anstrengung des Geistes, wozu ihm augenblicklich die Kräfte fehlen, durch Weingenuß vorbereiten will, welcher ihn aber dann großen Gefahren aussetzen kann. Um dies durch ein Beispiel zu erläutern, will ich des berühmten Pitt gedenken, welcher, wie Oslander in seiner vortrefflichen Schrift über den Selbstmord anführt, sich das Trinken so angewöhnt hatte, daß er zuletzt nie in das Parlament ging, bevor er nicht einen Baschnapf voll Portwein oder Madeira ausgetrunken hatte. In den letzten Jahren seines Lebens berauschte ihn der Wein gar nicht mehr, aber sein Magen konnte zuletzt weder verdauen, noch feste Nahrung bei sich behalten. Er bekam immer mehr Unlust zur Arbeit, Anwendung von Schlagfluß, endlich Wassersucht, und starb in einem Alter von 47 Jahren. Es war daher ein sehr schlechter Rath, den der geistreiche Sheridan ertheilte, man solle einen guten Gedanken mit einem Glase Wein einladen, und wenn er erschienen sei, mit einem zweiten belohnen. So oft sich das Bedürfniß einer Steigerung der Geistesthätigkeit für eine schwere Arbeit einstellt, bietet allein der Kaffee, wie ich im vorjährigen Kalender bemerkte, einen wohlthätigen Beistand dar. Hiermit soll nicht gelegnet werden, daß nach großer Geistesanstrengung, welche die Kraft der Nerven augenblicklich erschöpft hat, und welche dennoch fortgesetzt werden muß, ein Glas Wein erlaubt und selbst wohlthätig sein kann; indeß darf er dann nur ausnahmsweise und mit Vorsicht genossen werden. Am meisten dürfen sich hierin Greise, welche nicht die Gefahr des Schlagflusses als das strengste Verbot des Weines zu fürchten haben, erlauben, da nach bekanntem und richtigem Sprichwort der Wein die Wildh der Greise, also für sie ein wirklich stärkendes und nährendes Lebenselement ist.

Auch der naturgemäße Weingenuß nach vollbrachter Arbeit zur Belebung, Erfrischung und Verjüngung der ermüdeten, selbst erschöpften

Kräfte kann selbst, abgesehen von seinem Uebermaas, auf mannigfache Weise schädlich werden. Am zweckmäßigsten wird derselbe allerdings mit einer Mahlzeit verbunden, da er bei leerem Magen leicht einen Rausch hervorbringt; indes ist hierbei die Art und Beschaffenheit der Mahlzeit durchaus nicht gleichgültig. Wir wollen dabei von seltenen festlichen Schmäusen absehen, welche nach uralter Sitte sich durch reiche Mannigfaltigkeit der Speisen auszeichnen müssen, und welche, wenn sie nur nicht häufig wiederkehren, für einen übrigens Gesunden keinen großen Nachtheil haben, obgleich doch dabei dem Magen jedesmal eine Niesenarbeit aufgebürdet wird, aus den verschiedenartigsten Speisen einen gleichförmigen Nahrungsfaß herzustellen. Folgen aber lucullische Mahle schnell auf einander, so müssen sie nicht nur die übermäßig angestrengte Verdauung zerrütten, sondern auch die Vereitung eines guten Nahrungsfaßes, durch welchen der täglich große Verbrauch des Blutes ersetzt werden soll, unmöglich machen. Es ist wirklich schwer zu begreifen, wie eine Menge von Reichen sich durch das Geer von peinlichen und gefährlichen Krankheiten als unvermeidliche Folge einer solchen Lebensweise nicht zur Besinnung bringen läßt, und unaufhörlich auf die Gesundheit einstürmend, ihrem Dasein allen Werth raubt. Indes da moralische Betrachtungen hierüber zu allen Zeiten ganz erfolglos geblieben sind, so wollen wir statt ihrer die Wirkung, welche der Wein unter dieser Bedingung ausübt, in nähere Erwägung ziehen. Zunächst ist diese Wirkung eine wohlthätige, da es nur durch ihre kräftige Erregung möglich gemacht wird, einen solchen Ballast von Speisen zu bewältigen, und zugleich eine allgemeine Spannung der Lebensthätigkeit hervorzurufen, ohne welche die Gäste nach dem Schmause in Trägheit und Schläfrigkeit versinken, und zu jeder geselligen Freude unfähig werden würden.

Aber auch dieser Vortheil wird durch die gewöhnliche Sitte, die verschiedenartigsten und feurigsten Weine auf einander folgen zu lassen, viel zu theuer erkauft. Man braucht nicht Arzt zu sein, um zu wissen, daß verschiedenartige Weine nach dem gewöhnlichen Ausbruche sich schlecht mit einander vertragen, daß namentlich der Champagner für Viele ein wahrer Siörensried ist, wenn er auf mehrere andere Weine folgt, und dann leicht sehr verdrüßliche Zufälle hervorbringt. Wahrlich ein sonderbarer guter Ton, seine Gäste dadurch zu ehren, daß man sie eine ganze Weinkarte mustern läßt, und ihnen durch üble Folgen davon das Fest geradezu verbirbt. Es läßt sich nicht als Entschuldigungsgrund dagegen anführen, daß es ja in dem Belieben eines jeden Gastes stehe, sich von einem solchen Wechsel fern zu halten, wenn er den Nachtheil desselben kennen gelernt habe. Schmausereien sind nicht die Gelegenheit, sich in kaltblütiger Selbstbeherrschung zu üben, und durch stete Wachsamkeit über sich eine strenge Haltung anzunehmen, bei welcher die Fröhlichkeit nicht geübt, daher denn mancher wackere Mann an der Tafel die vorher gefassten Vorsätze zu seinem Schaden vergißt. Auch der Werth kostbarer und feuriger Kabinetsweine ist sehr zweifelhaft, da sie einen viel zu brennenden Reiz auf die Nerven ausüben, durch Ueberreizung eine große Erschlaffung und Abstumpfung zurücklassen, daher ihnen die mächtig starken Weine in diätetischer Beziehung unbedenklich vorzuziehen sind, weil ihre sanftere Reizkraft ungleich wohlthätiger auf die Nerven einwirkt, und an sich niemals schlimme Folgen

nach sich zieht. Die alten Griechen, welche als Meister des feinen Lebensgenusses angesehen werden müssen, verstanden sich hierauf unendlich besser, da sie ihre feurigen Weine mit einer hinreichenden Menge von Wasser in ihren bekannten Mischkrügen versetzten, und dieselben erst in späterer Zeit der allgemeinen Schwelgerei unverdünnt tranken, um ihre zerrütteten und ausgemergelten Nerven noch in eine flüchtige Spannung zu bringen.

Diese Andeutungen, denen sich leicht eine weit größere Ausdehnung geben ließe, mögen zu dem Beweise genügen, daß eine lucullische Lebensweise zur tiefsten und zuletzt unheilbaren Zerrüttung der Gesundheit und zu einem frühen Tode führen müsse, und daß der Wein, weit entfernt, einem so traurigen Loose vorzubeugen, denselben nur noch beschleunigt. Denn unter diesen Bedingungen wirkt er nicht mehr als wohlthätiger Reiz, die ermatteten Kräfte neu zu beleben, auch noch in späten Jahren das Gefühl jugendlicher Frische und Wärme zurückzurufen, und wie durch einen Zauber alle Fesseln zu sprengen, welche Jedem seine Verhältnisse anlegen; sondern er wird dann ein scharfer und verletzender Stachel, welcher das stockende Triebwerk der Organe wie eine Maschine, deren Federn lahm geworden sind, noch in kümmerlichen Gang bringen soll, sie eben dadurch aber um so schneller aufreibt. Unser Blick bringt viel zu wenig in den inneren Lebenshaushalt ein, um die geheimnißvollen Vorgänge in demselben erspähen und berechnen zu können, und wir müssen uns daher an summarischen Erfahrungen halten, welche wenigstens im Allgemeinen den Nachtheil des Weines in solchen Fällen erkennen lassen. Ohne dem geneigten Leser einen schauerlichen Katalog von allen gefährlichen Krankheiten vorzuhalten, welche aus dieser Quelle entstehen, will ich nur der Gicht und des Schlagflusses gedenken, welche ganz besonders häufig darin Ursprung finden. Daß der Schlagfluß als Folge eines heftigen Blutandranges nach dem Kopfe, welcher durch den Wein so sehr befördert wird, eben deshalb so leicht nach dem unvorsichtigen Genuße des letzteren folgt, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Nicht so deutlich ist aber die Entstehung der Gicht, deren räthselhafte Natur sich in ein dichtes Geheimniß hüllt, aus zu reichlichem Weingenuße, obgleich dies ursachliche Verhältniß nach dem Zeugnisse der Aerzte außer Zweifel gestellt ist, daher denn die Gicht fast ausschließlich die Plage der Reichen ist, sie oft genug Monate lang auf die Folter der fürchterlichsten Schmerzen spannt, um ihre Kräfte ganz aufzureiben, und ihre edelsten Lebensorgane zu zerstören.

Es würde ein großer Irrthum sein, zu glauben, daß es nur der Vermeidung einer üppigen Lebensweise bedürfe, um allen nachtheiligen Folgen des Weines auszuweichen. Wenn letztere auch bei einem an sich mäßigen Verhalten weit seltener und gelinder eintreten, so werden sie doch auch hier nicht gänzlich vermiedt. Nur in späteren Jahren, wenn das natürliche Sinken der Kräfte sich schon dem Gefühl deutlich verräth, und die Arbeitsfähigkeit einschränkt, ist der tägliche Weingenuß wohlthätig, dagegen er in den Jahren der Lebensfülle nie ganz ohne Nachtheil sein wird. Für immer bleibt es oberster Grundsatz der Diätetik, daß der Mensch seine Kraft aus dem geregelten Verhältnisse zwischen angestrenzter Thätigkeit und Ruhe schöpfe, und daher die künstlichen Reize so lange vermeiden müsse, als ihm der Schlaf völlige Stärkung bringt. Jede überflüssige Reizung ist eben deshalb Ueber-

reizung, und hat Erschlaffung zur unvermeidlichen Folge, welche schnell die Empfänglichkeit für Reize abstumpft, ihre Vermehrung nothwendig macht, dadurch die innerste Triebfeder des Lebens schwächt, weshalb denn auf frühzeitigen täglichen Weingenuß auch ein frühes Greisenalter folgt.

Insbondere wird aber in unseren verfeinerten Verhältnissen dem Weine eine Rolle aufgebürdet, welche er nur zum Nachtheil der Gesundheit ausführen kann. Da nämlich die Gymnastik, welche bei den Griechen die natürliche Grundlage der Gesundheitspflege bildete, aus unsern Sitten und Gebräuchen so gut wie verbannt ist, so kommt dadurch in unsre ganze Lebensführung ein auffallend naturwidriges Mißverhältniß zwischen unsern Nerven, welche durch die gesammte Seelenthätigkeit in die höchste Spannung versetzt werden, und allen übrigen Organen, welche durch das Uebergewicht jener den größten Abbruch an ihrer Energie erleiden. Es ist hier nicht der Ort zu ausführlichen Erläuterungen dieser Grundbedingung unsrer allermeisten Krankheiten, und ich muß mich mit der Bemerkung begnügen, daß unter dem gedachten Mißverhältnisse auch die Nerven sehr bald erlahmen, und dadurch der Geistesthätigkeit die drückendsten Fesseln anlegen müssen. Da nun die großen Anforderungen des Lebens eine Stockung im Gebrauche der Geisteskräfte nicht gestatten, so muß der bei jeder Mahlzeit genossene Wein ausschelfen, und den Nerven eine künstliche Spannkraft verleihen, um nur das Tagewerk im leidlichen Gange zu erhalten. Auf kürzere oder längere Zeit leistet er auch diesen Dienst wirklich; da er aber das gedachte Mißverhältniß nicht beseitigen kann, und da er an sich durchaus kein Stärkungsmittel, sondern nur einen flüchtigen Reiz für die Nerven abgiebt, so vermag er dem fortschreitenden Verfall der letzteren nicht Einhalt zu thun, und so kommt bald genug eine Zeit, wo er auch den bisher geleisteten Dienst versagt. Die nachtheilige Wirkung des Weines liegt hier darin, daß er durch erzwungene Aufregung dem Gefühl die unaufhaltsam zunehmende Erschöpfung der Kräfte verdeckt und durch unvermeidliche Ueberreizung befördert, da er die Täuschung unterhält, es komme nur auf seinen reichlicheren Genuß an, um den Bankrutt des Lebens bis auf das späteste Alter fern zu halten. Es ist eine eitle Künstelei, die Weinsorten mit einander zu vertauschen, etwa auf den gewöhnlichen Rhein- oder Bordeaux-Wein den feurigen Ungar oder Malaga folgen zu lassen; damit wird nur ein kurzer Aufschub des gänzlichen Ruins bewirkt, welcher um so unaufhaltsamer hereinbricht, wenn selbst das Feuer des Prometheus nicht mehr Leben in die erstorbenen Glieder zu treiben vermag.

Wer sich also des Weines als einer wahren Himmelsgabe erfreuen, und diesen unvergleichlichen und köstlichen Lebensbalsam nicht in einen Gisttrank verwandeln will, der sorge vor Allem für eine vollkräftige Entwicklung des Körpers durch die Gymnastik, und führe den Becher nur nach tüchtiger Arbeit an die Lippen.

Kleine Erzählungen.

Eins und Eins macht Zwei.

Die englische Schriftstellerin Maria Child erwähnt in ihren Briefen aus New-York einer Thatsache, die ein abermaliger Beweis ist für die alte Wahrheit: „Eins und Eins macht Zwei.“ Sie erzählt:

An der Ecke von Bayard und Boverly steht ein Hôtel, „der Nord-amerikaner,“ und auf dem Giebel desselben die hölzerne Statue eines Knaben mit nackten Knien und nackten Ellenbogen. Sie bekundet die Geschichte eines armen Dankesknaben, Namens David Reynolds. Er war zwölf oder vierzehn Jahre alt, als er vor ungefähr 50 Jahren nach New-York kam, keinen rothen Heller in der Tasche. Ich höre, er war vom Hause entlaufen. Jedenfalls war er allein und kannte Niemand. Müde und hungrig lehnte er an einem Baum, der da stand, wo jetzt ein Seitengebäude des Hôtels steht. Jedem, der vorüber ging, sah er in die Augen, selten sah Einer auf ihn; er fühlte sich gänzlich verlassen und der Muth sank ihm vor die Füße. Aber ihn hungerte, und während er nachsann, wie er ehrlicher Weise sich ein Stück Brod verschaffen könne, fragte ihn ein Herr, ob er seinen Koffer nach dem Quai tragen wolle. David war schnell bereit und erhielt 25 Cents. Einen kleinen Theil vergönnte er sich zu Brod, für das Uebrige kaufte er Obst, um es wieder zu verkaufen, stellte sich an besagten Baum und hatte in kurzem seinen kleinen Vorrath mit Gewinn abgesetzt. Das vermehrte Kapital legte er in gleicher Weise an, und sei es, daß er sein Geschäft mit amerikanischer Pfliffigkeit betrieb, oder daß er halb Schotte, halb Amerikaner war, genug, es währte nicht lange, so hatte er unter dem Baum einen Tisch; dann kaufte er eine kleine Bude und errichtete sie im Schatten des Baumes. Alsdann kaufte er ein Stück Land mit einigen Gebäuden darauf, und zuletzt riß er die alte Bude und die alten Häuser weg und baute das jetzige große Hôtel. Der Baum dünkte ihm seine Heimath, hier war ihm in der fremden Stadt der erste Glücksfall begegnet, und von Tag zu Tag, von Monat zu Monat hatten die freundlichen Zweige seine aufblühenden Umstände gesehen. Er mochte den Baum nicht missen, der ihn in den trüben Tagen der Armuth und der Versuchung treu geschirmt, und als derselbe bei der Erweiterung des Hôtels weichen mußte, sollte er wenigstens nicht ganz vernichtet werden. Der reiche Mann ließ aus dem geliebten Stamme sein Bildniß schnitzen, ein Memento seines kleinen Anfangs und seiner dankbaren Erinnerung, und damit er selbst nie vergäße, wie arm er einst gewesen, und das Bildniß eine wahre Geschichte erzähle, mußte der Künstler die nackten Knien und Ellenbogen anbringen.

Kaltes Blut.

Der ehemalige Hauptmann in der spanischen Armee, Loring, erzählt: In der Schlacht bei Hurca, während des Angriffs unsers Bataillons, sah ich, daß ein Soldat meiner Compagnie mit der größten Kaltblütigkeit seinem so eben gefallenen Nebenmanne die Pfeife mit den Worten aus dem Munde nahm: „Man darf die Pfeife nicht kalt werden lassen.“ Als dieser, nachdem er kaum die Worte gesprochen, gleichfalls, von einer Kugel getroffen, hinsank, nahm ein zweiter Nebenmann

auch ihm dieselbe Preiße ab und sagte: „So will ich sie nicht erkalten lassen!“ — Beide waren Preußen von einem Infanterie-Regiment. Der Letzte hatte mehr Glück, er bewahrte die Preiße als heiliges Kleinod.

Das Pferdegeschirr.

Der russische Fürst G. spielte gern und hoch. Eines Abends hatte er sich auf eine Parthie eingelassen, bei welcher er fortwährend verlor. Ländereien, Bauern, Renten, Schlösser, Möbel, Kleinodien, Alles war schon verschlungen; es blieb ihm Nichts, als sein Wagen, der ihn vor der Thür erwartete. Er setzt ihn, und sogleich ist er auch verloren; einige Minuten darauf folgen die Pferde dem Wagen nach. — „Ich habe das Geschirr nicht mitgeführt,“ sagt der Fürst, „es ist mit Silber beschlagen und erst gestern von Paris angekommen.“ — Man spielt um das Geschirr. Da wendet sich plötzlich das Glück und wird dem Fürsten so günstig, als es ihm vorher abhold gewesen. In wenigen Stunden gewinnt er nicht nur die Pferde und den Wagen, sondern auch alles Uebrige zurück, was er so schnell verloren hatte. — Seit diesem Abende spielte Fürst G. nie wieder; zu Moskau in seinem prächtigen Ballaste hat er das Geschirr an einem in die Augen fallenden Punkte in einem Glaschrank aufgehängt, und zeigt es noch jetzt jedem Besuchenden als ein Zeichen des Glückswechsels und seiner Besserung.

Das Gewissen.

Am 6. April 1841 vermißte man in einem Forsthaufe im Voigtlande die einundzwanzigjährige, blühend schöne Tochter des Förstlers Zeh, und nach langem Suchen fand man ihre Leiche in einem nahe gelegenen Teiche. Allgemein glaubte man, das Mädchen sei, plötzlich vom Schwindel ergriffen, in den Teich gefallen.

Sieben Jahre lang hatte man diesen Glauben genährt, als man im Jahre 1848 eine schauerliche Aufklärung über jenen Unfall erhielt. Ein liebliches Mädchen, das wegen mancherlei Vergehen in der Strafanstalt zu Waldheim sich befand, hörte nebst mehreren Anderen durch die Zuchtmeisterin eine Geschichte vorlesen, in welcher die Verübung einer Greuelthat beschrieben ward, die nach langer Zeit zufällig an das Licht kommt, so daß der Verbrecher noch bestraft werden kann. Da erwachte das Gewissen auch in der jugendlichen Verbrecherin und sie gestand, daß sie vor sieben Jahren, damals dreizehn Jahre alt, jene Försterstochter in den Teich gestoßen habe. Sie war bettelnd in das Haus gekommen und hatte Essen erhalten; dann hatte sie aber auch noch ein Kleid verlangt und war abgewiesen worden. Einige Stunden darauf machte die Tochter des Förstlers ihren gewöhnlichen Spaziergang, der sie an dem Teiche vorbei auf einem schlüpfrigen, hohen Damme hinführte. Das Bettelmädchen kam ihr dort wieder nach, sprach sie nochmals an, und als ihr Vorwürfe wegen ihres Bettelns gemacht wurden, stieß sie das Mädchen, welches sich dessen nicht versah, in den Teich hinab, entfloß dann und versteckte sich in dem nahen Walde.

Eine neue Art Geschöß.

Der berühmte Commodore Coe, im Dienste von Montevideo, hatte in einem Gefecht mit Admiral Brown, der im Dienst von Buenos-

Ayres stand, alle seine Kugeln verbraucht. — „Was sollen wir thun?“ fragte sein erster Lieutenant, „wir haben keinen einzigen Schuß mehr am Bord.“ — „Auch kein Pulver mehr?“ fragte Coe. — „Davon ist noch viel da.“ — „Hatten wir nicht heute Mittag zum Nachtsich einen verzweifelt harten holländischen Käse?“ — „Ja wohl, ich zerbrach mein Messer daran.“ — „Haben wir noch mehr davon?“ — „Mehr als zwei Dutzend.“ — „Gehen sie wohl in einen Achtzehnpfünder?“ — „Donnerwetter! Commodore, Sie haben da einen guten Gedanken; ich will's versuchen!“ rief der erste Lieutenant, und einige Minuten darauf begann das Schiff sein Feuer von Neuem. Ein Schuß traf den Hauptmast von Admiral Brown's Schiff und zerstückte dabei in tausend kleine Stückchen. — „Womit mag der Feind jetzt schießen?“ fragte Brown, doch Niemand konnte ihm Antwort geben. Ein anderer Schuß tödtete zwei Männer in seiner Nähe, schlug dann an die gegenüberliegenden Planen und zerbarst ebenfalls. — „Das ist zu arg!“ rief Brown, „ich glaube, das ist eine neue Art Paichans oder dergleichen. Das kann ich leiden!“ Und als vier oder fünf neue Schüsse seine Segel zerrissen, zog er sich aus der Schußlinie, während er noch eine Breitseite von holländischem Käse zum Abschiedsgruß erhielt.

Charakteristik.

König Friedrich Wilhelm III.

Gleich nach seinem Regierungsantritt suchte der König sich das Vertrauen und die Liebe des Volkes vorzüglich dadurch zu erwerben, daß er auch den höchsten und würdigsten Beamten durch eine Anordnung hinsichtlich der Bittschriften des Volks an den König jede Möglichkeit benahm, dasselbe auf irgend eine Weise zu hintergehen. Dadurch zeigte der König deutlich, wie viel ihm an der Stimme des Volkes liege und wie sehr er wünschte, die Beschwerden desselben selbst zu vernehmen und ihnen Abhülfe zu verschaffen. So ward verordnet: alle an den König einlaufenden Briefe sollen numerirt und eine entsprechende Liste beigelegt werden. Demnach konnte kein Brief unterschlagen werden. Wenn die Weitläufigkeit der Eingabe einen Auszug nöthig mache, so sei mit dem Auszuge die Original-Bittschrift vorzulegen. Hierdurch konnte der König vergleichen, ob die Wünsche des Volkes ihm in ihrem ganzen Umfange durch seine Rätthe bekannt gemacht wurden. Endlich sollten den von dem Könige zu unterzeichnenden Bescheiden auch die von ihm selbst geschriebenen oder dictirten Decrete beigelegt werden. Dies setzte den König in den Stand, sich zu überzeugen, ob der Secretair seinen Willen verstanden und deutlich ausgedrückt habe.

König Carl XII. von Schweden.

König Carl achtete das Hofceremoniel so wenig, daß Jeder sogleich vorgelassen wurde, der Etwas bei ihm zu suchen hatte. In seinen ersten Regierungsjahren hatte er viele Schulden zu bezahlen, welche die Krone gemacht hatte. Ein Kaufmann, der ansehnliche Forderungen hatte, kam zum Könige und bat um Bezahlung; Carl aber war dies Mal so übler Laune, daß er das Schürteifen vom Kamine nahm und den Kaufmann

zum Zimmer hinausjagte. Auf dem Schloßhose begegnete dem Flüchtlinge Jemand, der in gleicher Abficht kam, und rief ihm entgegen: „Freund, Sie kommen vom Könige; ist er bei guter Laune?“ — „Sie können nicht gelegener kommen,“ war die Antwort, „Seine Majestät bezahlen heute alle Ihre Schulden mit Stangen Eisen.“ — Der Frager eilte froh zum Könige. „In der angenehmen Erwartung, daß Euer Majestät mir eben die Gnade und Hulb angedeihen lassen werden, wie meinem Freunde, werfe ich mich Ihnen zu Füßen und bitte um gleiche Bezahlung.“ — „Und wie bezahlte ich denn Deinen Freund?“ — „Mit Stangen Eisen, Euer Majestät.“ — Der König fand sich betroffen, ließ den Ersten sogleich zurückerufen und zahlte Beiden die ganze Schuld.

Peter der Große als Wittsteller.

Nachdem Peter sich mit allem Eifer dem Seewesen zugewendet, diente er von unten herauf bei der Flotte und hatte es bis zum Contreadmiral gebracht, als eine Viceadmiralstelle erledigt wurde. Der Czar reichte eine Supplik an das Admiralitäts-Collegium ein und bat um Beförderung zu jener Stelle. Nach reiflicher Ueberlegung aber gab das Collegium einem andern Contreadmiral die Stelle und Peter erhielt den Bescheid: man erkenne seine bisher erworbenen Verdienste vollkommen an, hoffe auch, er werde ferner nach solchen streben, und gebe ihm die Anwartschaft auf das verlangte Avancement für die nächste Gelegenheit; gegenwärtig aber habe das Collegium im Vergleiche seines bisherigen Seedienstes mit dem des andern Contreadmirals gefunden, daß dieser schon länger als Seeoffizier diene und bei mehreren Gelegenheiten sich ausgezeichnet habe, weshalb man der Billigkeit gemäß nicht anders gekonnt, als Jenem dies Mal den Vorzug zu geben. — Peter begnügte sich mit dem Bescheide und sagte, als bei Hofe die Rede davon kam: „Das Collegium hat recht geurtheilt und billig gehandelt; wäre es so niederträchtig gewesen, aus Schmeichelei mich meinem würdigeren Kameraden vorzuziehen, so hätte es mir gewiß dafür büßen sollen.“

Friedrich der Große und der Amtschreiber.

Bei einem Manöver in Potsdam kam ein Bataillon so weit rechts nach Bornstedt vor, daß es über ein Erbsenfeld marschiren mußte. Der Amtschreiber stellte sich dem Bataillon entgegen und schrie aus allen Kräften: „Hier darf nicht marschirt werden, hier stehen Erbsen!“ — Die Soldaten lachten und folgten dem Kommando. In dem Augenblicke kam der König und fragte, was es gebe, worauf der Amtschreiber dreist antwortete: „Man will über meine Erbsenbreite marschiren, und das gebe ich schlechterdings nicht zu!“ — „Nun, nun,“ sagte Friedrich, „sie werden Ihm ja seine Erbsen nicht verderben; was schadet's denn, wenn ein Bataillon darüber marschirt?“ — „Erlauben Euer Majestät,“ erwiderte der Schreiber in vollem Eifer, „das schadet wohl und es geht durchaus nicht an!“ — „Wer ist Er denn?“ fragte der König. — „Ich bin der Amtschreiber aus Bornstedt.“ — Der König nahm den Hut ab und sagte ganz ernsthaft: „Sehr wohl, Herr Amtschreiber, ich werde mich künftig danach richten!“ Er ließ wirklich die Züge abbrehen und ritt fort.



Fänder- und Völkerkunde.

Das Wittwenfest der Wilden in Peru.

Von diesem Feste erhält man folgende Schilderung: Wenn der Mann ein Jahr lang todt ist, kleidet sich die Wittwe am Jahrestage in bräutliche Gewänder und zieht darüber ihre Kleider an. Alle ihre Verwandten besuchen sie in ihrer Wohnung, wo sie, von einer melancholischen Musik begleitet, Trauertänze aufführt; je näher die Stunde rückt, in der vor einem Jahre ihr Mann starb, desto düsterer und ernster werden Tanz und Musik, so wie sie aber vorüber ist, nähert sich ihr eine Freundin und nimmt ihr die schwarze Mantille ab; auf dieses Zeichen eilen auch Andere herbei, enthüllen sie, immer tanzend, nach und nach aller Trauerkleider, während Einige ihr die Haare mit Blumen schmücken, bis die Wittwe im Brautkleide dasteht; dann fällt die Musik mit lustiger Melodie ein, die ganze Versammlung nimmt am Tanze Theil, zieht auf die Straße und setzt die Nacht durch das Vergnügen fort, das mit einem wilden Trinkgelage endet.

Wie die Armen in Liverpool wohnen.

Eine Eigenthümlichkeit von Liverpool sind die unterirdischen Wohnungen der Armen, die siebentausend Keller, in welchen über 20,000 Personen leben. Diese Keller haben nur eine Ausdehnung von 10 bis 12 Fuß und eine Höhe von nicht über 6 Fuß, so daß ein Mann in ihnen kaum gerath stehen kann. Fenster giebt es in diesen Höhlen des Glends nicht, Luft und Licht kommen nur durch die Eingangsthür hinein, deren oberster Theil sich meist in gleicher Höhe mit der Straße befindet. Wie in einen Brunnen, steigt man auf einer Leiter oder auf einer vollkommen steilen Treppe hinab. Auf dem Fußboden sammelt sich Wasser und Schmutz, und an eine Lüftung ist nicht zu denken. Die besten und gesuchtesten dieser Kellerwohnungen haben zwei Abtheilungen, wovon eine als Schlafgemach benutzt wird, die aber ihr Licht aus der ersten erhält. In jeder dieser Höhlen wohnen 3, 4 bis 5 Personen, die dafür wöchentlich einen Gulden Mielthe zahlen müssen. — Noch viel mehr Arme, 50,000 bis 60,000, wohnen in Liverpool in völlig verschlossenen Höfen, in welche nie ein Sonnenstrahl bringt, wo die ungesundeste Luft und, wie in jenen Kellern, Jahr aus Jahr ein das Fieber herrscht.

Wassermangel in Spanien.

Ein Soldat, der in der Fremdenlegion den letzten Bürgerkrieg in Spanien mitgemacht, erzählt: Wir marschirten eines Tages durch eine sehr weinreiche Gegend in brennend heißem Wetter und hielten eine kurze Rast in einem Dorfe, damit die Leute sich etwas erholen könnten. In einigen flachen Gegenden Spaniens ist die Dürre zu Ende des Sommers oftmals so groß, daß man einen halben Tag und länger reisen kann, ohne einen einzigen Tropfen Wasser zu sehen, weshalb denn auch manche Gegenden Spaniens so schwach bevölkert sind, z. B. die Mancha. Die Menschen mögen da nicht wohnen, wo kein Wasser zu haben ist, und in der Mancha ist oftmals das Wasser buchstäblich theurer als der Wein, denn der Letztere ist so häufig, daß die Leute oft den

Vorrath vom vorigen Jahre weggießen, um für die neue Ernte Platz zu erhalten, wenn diese besser ist. — Nach einer halben Stunde brachen wir wieder auf, und es ging besser, da wir unsere vertrockneten Lippen etwas befeuchtet hatten. Es war so heiß, daß man keinen Steigbügel, keine Säbelscheide anrühren konnte, ohne daran die Fingern zu verbrennen. Ich ritt neben der Schwadron und hörte einen Soldaten seinem Nebenmanne ein Abenteuer erzählen. „Ich ging in ein Haus,“ sagte er, „und fand da recht gute Leute, denn sie gaben mir einen ganzen Kübel voll Wein für ein Paar Kupferstücke. Ich konnte nicht Alles trinken, trank aber so viel als ich vermochte, und als ich ausgeruht hatte, fing ich noch ein Mal an; ich trank und trank, und als ich nicht mehr konnte, steckte ich den Kopf in den Kübel mit dem Weine!“

Naturhistorisches.

Ein Milchbaum.

Der englische Reisende Wallace hat in dem Amazonenthale in Brasilien einen Baum gefunden, der eine so gute Milch geben soll, wie die von Thieren gewonnene. Von demselben erhält man folgende Beschreibung: Der Baum wird sehr hoch und hat äußerst hartes Holz. Sobald man dasselbe anschneidet, fließt ein Saft heraus, der so dick ist, wie Sahne. Diesen läßt man in ein Gefäß laufen und verdünnt ihn mit heißem Wasser. In solcher Form wird er zum Kaffee oder Thee genossen, und Wallace fand ihn so gut, wie Kuhmilch. Selbst von abgeschnittenen Zweigen, welche schon Wochen lang gelegen hatten, konnte man noch Milch gewinnen. Läßt man den Saft an der Luft trocknen, so wird er zu einer zähen, elastischen Substanz, welche man als Leim gebrauchen kann und die fester kittet, als dieser. Der Baum bringt außerdem noch eine eßbare Frucht hervor, welche die Gestalt eines kleinen Apfels und äußerst saftiges Fleisch hat. Das Holz ist so hart, daß es allen Einflüssen des Wetters trozt und daher ebenfalls zu vielen Zwecken nutzbar ist.

Der Schlamm-Vampyr.

Der Reisende in Texas hat außer Alligatoren, Sägefischen und dergleichen, wenn er durch Flüsse setzen muß, eine Menge kleinerer Feinde zu fürchten, welche dem Naturforscher nur wenig oder gar nicht bekannt sind. Zu diesen gehört der Schlamm-Vampyr, eine Art Spinnweb-Blutegel mit 16 kurzen Beinen rund um einen Körper von Gestalt und Größe eines gewöhnlichen Tellers. Die Mitte des Thieres, das an allen anderen Theilen des Körpers schwarz ist, hat einen dunkelrothen runden Flecken, von welchem eine Menge Saugwarzen von anderthalb Zoll Länge ausgehen, und mittelst welcher es den Thieren das Blut ausaugt. Dies geschieht durch das häßliche Reptil so geschwind, daß es, ob es gleich im natürlichen Zustande nur etwa vier Loth wiegt, wenige Minuten, nachdem es sich angefetzt hat, zur Größe eines Mannshutes aufschwillt und mehrere Pfund schwer wird. Ein Pferd, das in einem breiten Flusse so angefangt wird, fällt ohnmächtig um, ehe es das entgegengesetzte Ufer erreicht, und dann wird es die Beute des Garfishes. Ist der Fluß nicht breit und das Pferd nicht erschöpft, so rennt

es wie toll an das Land und wälzt sich, um sich von dem schrecklichen Blutsauger zu befreien, der indeß fortwährend an ihm hängen bleibt, bis einer von Beiden an Erschöpfung oder Ueberladung stirbt. „Ich pflegte,“ fügt der Berichterstatter hinzu, „wenn ich durch die Bayous im östlichen Texas geritten, stets am andern Ufer abzustiegen, um zu sehen, ob sich solche Blutegel angefest hätten, die sich meist an der Brust oder am Bauche ansaugen und so fest sitzen, daß man sie nicht anders entfernen kann, als wenn man mit einer Messer Klinge unter ihnen hinfährt und sie abschneidet.“

Gemeinnütziges.

Ersatz des Guano-Düngers.

Der Mißbrauch, welcher in neuerer Zeit mit dem Namen „Guano“ getrieben wird, unter welchem man Gemengsel erhält, die mit wirklich echtem Guano höchstens das Aussehen und den nicht sehr angenehmen Geruch gemein haben, trieb schon manche praktische Chemiker dazu, künstliche Düngmittel zusammenzusetzen, deren Wirkung doch wenigstens den vorangeschickten Versprechungen entsprach. So hat ein Herr Petzitt in England sein Augenmerk auf die vielen, der See zurückgegebenen Abfälle von Fischen und auf die vielen unbenutzten Seefische überhaupt gerichtet und berechnet, daß bei umsichtiger Benutzung jener Thierstoffe ein Düngmittel für $1\frac{1}{2}$ Ehlr. der Centner hergestellt werden kann, welches, den Guanowerth als Maasstab genommen, mehr als 2 Ehlr. der Centner werth ist.

Mittel gegen die Traubenkrankheit.

Ein solches Mittel, von dem Apotheker De Lorme in St. Dizier erfunden, wird auf folgende Weise bereitet: Man nimmt 250 Gramme See- oder Rochsals, 125 Gramme Salpeter, löst diese Salze in 1000 Grammen Brunnenwasser auf und schüttelt die Lösung in einer wohlverschlossenen Flasche mit einer Mischung von Thymian-, Rosmarin- und Lavendel-Öel, von jedem 10 Gramme genommen. Wenn das Mittel angewendet werden soll, so mischt man je einen Theil mit 100 Theilen Brunnenwasser sorgfältig in einem Kübel und bespritzt mit dieser Flüssigkeit alle Theile der zu schützenden Pflanze.

Wie man vergelbte feine Körbe schön kastanienbraun beizt und lackirt.

Beyer giebt in dem Anhang zu seinem Buche: „Die Kunst, Seide, Baumwolle, Leinen und Wolle in allen Couleuren zu färben,“ (Altona, Verlags-Bureau) folgendes Mittel an: Man bereite eine scharfe Lauge aus reiner Büchenschäße, fülle einen Topf mit Gelbholzfräsen, gieße so viel Lauge darauf, daß sie übersteht, und koche dies am Feuer so lange ein, bis die aus der Mischung entstehende Beize wie schwarzer Kaffee aussteht und das Holz schön braun färbt. Mit einem feinen Haarpinsel streiche man hierauf die gut vom Staube ausgebürsteten Körbe 1 bis 2 Mal mit der Beize an, bis sie überall durchgedrungen ist, lasse sie trocknen, und überpinsele sie eben so oft mit gutem Spiegellack, der schnell trocknet und einen schönen Glanz giebt.

Anekdoten.

Schneidergesell. Aber, Meister, das ist doch nicht recht, wie Ihr neulich von des Herrn Grafen Mantel zwei und eine viertel Elle Tuch zurückbehalten habt; da müßtet Ihr Euch doch ein Gewissen d'raus machen. — Meister. Ein Gewissen? Bist nicht geschmidt! Ein Paar Hofen mache ich mir d'raus!

Jemand begegnete auf seinem Abendspaziergange einigen seiner Freunde und fragte sie, woher sie kämen? „Vom Angeln,“ entgegnete Einer von ihnen. — „Was gefangen?“ „Ach nein! deshalb gingen wir gar nicht aus, wir angelten nur zu unserm Vergnügen.“

Am Allerseelentage ward in einer Gesellschaft viel vom Friedhof, Tod und Grab gesprochen. — „Ach, der Kirchhof ist ein trauriger Ort!“ sagte da ein Wittwer, dessen Frau vor Kurzem gestorben war. „Nichts besigt er Angenehmes für mich, als das Grab meiner Wittle!“

Schlussgedicht.

Wir brachten auch in diesem Jahr
Den Freunden uns're Gaben dar,
Und woll'n nun weiter gehen.
Den Gönnern all' an jedem Ort
Sei nun gebracht das Abschiedswort:
„Auf glücklich Wiedersehen!“

Wir sahen eine schwere Zeit
Voll Dheurung, voller Kampf und Streit.
Mög' es nun besser werden!
Der Himmel send' mit gnäd'ger Hand
Den Segen wiederum dem Land,
Und Friede sei auf Erden!

Doch will sein höherer Beschluß,
Daß noch die Prüfung wahren muß,
So mög' er Kraft uns geben,
Daß fest im Ungemach wir steh'n
Und mit Vertrauen aufwärts seh'n
Ohn' Zittern und ohn' Beben.

Nur vorwärts jetzt mit frischem Muth!
Es wird am End' doch Alles gut;
Wer wollte wohl verzagen?
Dem Sturme folgt der Sonnenschein,
Die Freude folgt auf Noth und Pein,
Das Glück folgt trübten Tagen.

Laßt uns mit Hoffnung und Vertrau'n
Auf zu dem weisen Lenker schau'n
Und rüstig vorwärts gehen.
Ja, vorwärts nur, der Hoffnung voll,
Daß sich der Gruß erfüllen soll:
„Auf glücklich Wiedersehen!“

Alexander Franz.